Meine Autobiographie

1918 bis 1933

Alexei (Alec) Baron v. Drachenfels

(* 1912, † 2000)

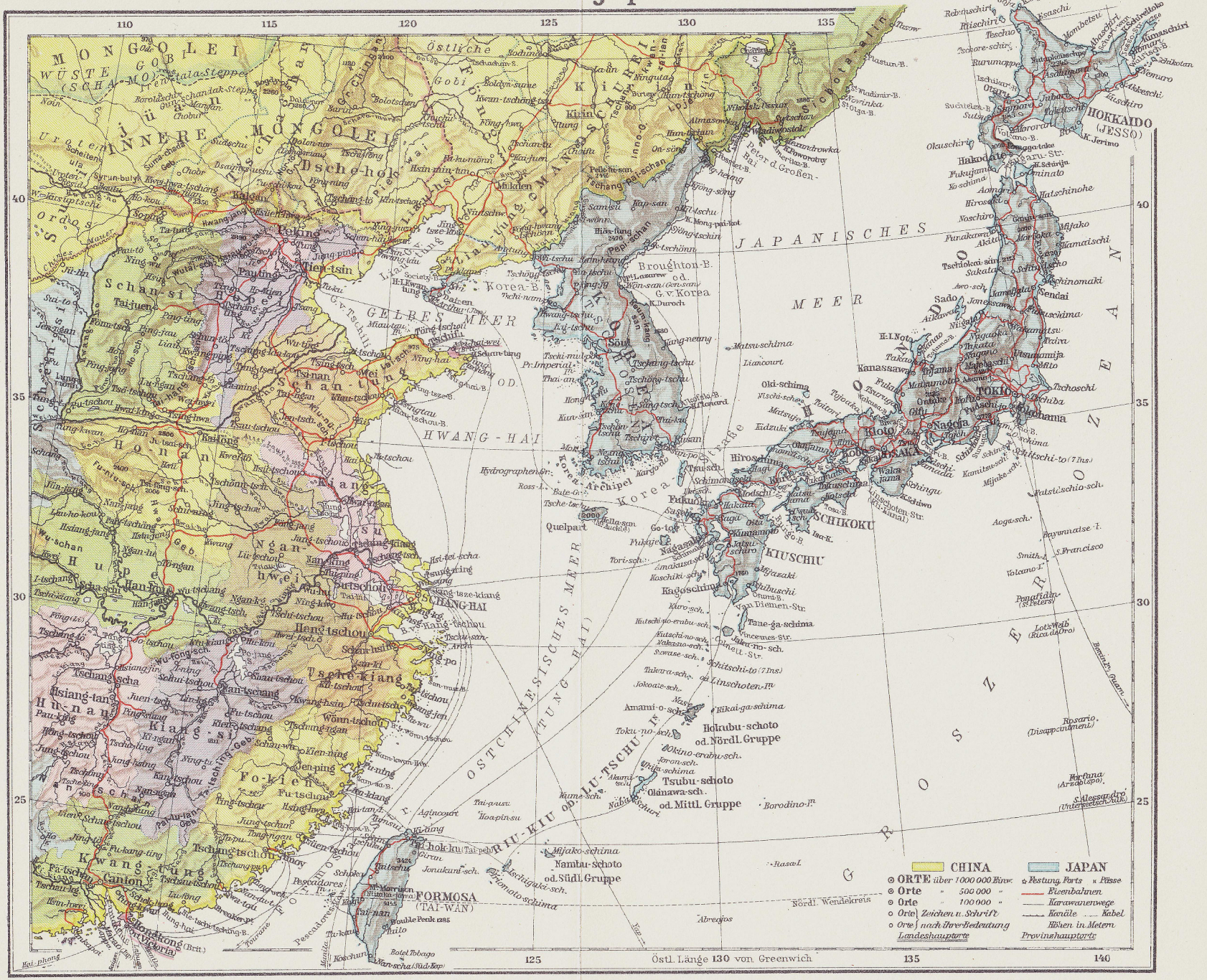


Übersetzt aus dem Englischen
und herausgegeben mit Ergänzungen
von

Klas und Matti Lackschewitz

Wehrhalden 2012

China – Japan


Maßstab 1:15000000
Östl. Länge 130 von Greenwich
CHINA
JAPAN
Nördl. Wendekreis
HOKKAIDO (JESSO)
HONDO
KIUSCHIU
SCHIKOKU
FORMOSA (TAI-WAN)
JAPANISCHES MEER
GELBES MEER
OSTCHINESISCHES MEER (TUNG HAI)
HWANG-HAI
Korea-B.
Broughton-B.
Peter d. Großen-B.
Korea-Archipel
Liu-kiu od. Lu-tschu Is.
Hokkaido-to od. Nördl. Gruppe
Tsubu-schoto od. Mittl. Gruppe
Namtu-schoto od. Südl. Gruppe
Pescadores
Hongkong (Brit.)
Macao (Port.)
TOKIO
OSAKA
Kioto
Nagoya
Yokohama
Hiogo
Kobe
Hakodate
Sapporo
Aomori
Sendai
Fukuoka
Nagasaki
Kagoschima
Peking
Tientsin
Nanking
Hankau
Schanghai
Canton
Tsingtau
Port Arthur
Wladiwostok
Gensan
Fusan
Seoul
Chemulpo
Mukden
Kirin
Harbin
Urga
Kalgan
Dolonnor
Hami
Barkul
Turfan
Kuldscha
Ili
Tarbagatai
Sungari
Amur
Ussuri
Hoang-ho
Yang-tse-kiang
Si-kiang
Gr. Chingan
Kl. Chingan
Gr. Tschingan
Gobi
Ordos
Hwai-ho
Han-kiang
Tarim
Lop-nor
Kuku-nor
Tsaidam
Koko-nor
Tibet
Mongolei
Innere Mongolei
Wüste Gobi
Östliche Gobi
Mandschurei
Korea
Japan
Kilometer
Östl. Länge 130 von Greenwich
ORTE über 1 000 000 Einw.
Orte " 500 000 "
Orte " 100 000 "
Orte Zeichen u. Schrift nach ihrer Bedeutung
Landeshauptorte
Festung, Forts
Eisenbahnen
Karawanenwege
Kanäle
Höhen in Metern
Pässe
Kabel
Provinzhauptorte

Meine Autobiographie

1918 bis 1933

Alexei (Alec) Baron v. Drachenfels

(* 1912, † 2000)

”Für Heinrich-Jürgen (Dracho) und Helga-Birgit“

Übersetzt aus dem Englischen
und herausgegeben mit Ergänzungen
von

Klas und Matti Lackschewitz

Wehrhalden 2012

Bezugsanschrift
Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried
Teel.: 07764-64 22; Fax – 64 99
E-Mail: Lackschewitz.klas@t-online.de

Selbstverlag
Klas Lackschewitz, Wehrhalden, Baden

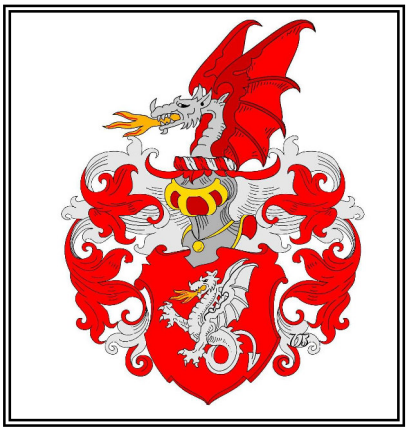


K. L.

Copyright © 2012 Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried

Buchdruck Jürgens
Kristian Jürgens
Oehleckerring 26
D-22419 Hamburg
info@der-buchdrucker.com

Dem kurländischen Geschlecht
der
Barone und Freiherren v. Drachenfels



W.v.B.



Die Ehepaare Alec mit Susanne (rechts) und Heinrich-Jürgen mit Helga-Birgit Baron und Baronin v. Drachenfels

Photo 1996

INHALT

Vorwort

I. Buch: Wladiwostok 1

1. Kapitel: Die ersten Amerikaner in meinem Leben 2
2. Kapitel: Das Süße Leben 11
3. Kapitel: Zwischenspiel 25
4. Kapitel: Hiatus in Japan 33
5. Kapitel. Die Flucht 45

II. Buch: Schanghai 53

6. Kapitel: Ankunft 54
7. Kapitel: Frühe Eindrücke 59
8. Kapitel: Shangri-la 69
9. Kapitel: Mokashan 78
10. Kapitel: Ein Neuanfang 86
11. Kapitel: Die Französische Schule 95
12. Kapitel: Joffre Avenue 109
13. Kapitel: Ein Hoffnungsschimmer 123
14. Kapitel: Tragödie 132
15. Kapitel: Die Privatpension 143
16. Kapitel: Neue Horizonte 155
17. Kapitel: Die Amerikanische Schule 165
18. Kapitel: Wichtige Ereignisse 181
19. Kapitel: Hungjao Straße 194
20. Kapitel: Oberschule (High School) 211
21. Kapitel: Das Ende der Schulzeit 228
22. Kapitel: Arbeit und Krieg 238

III. Buch: Palästina 253

23. Kapitel: Auf dem Weg in das Imperium 254
24. Kapitel: Haifa 269
25. Kapitel: Mafraq 279
26. Booblane 301

IV. Buch (von den Herausgebern verfaßt) 313

Einiges von dem, was dann noch geschah

Anlagen 317

Anlage 1 a
Baron F. v. Drachenfels an Gesandtschaft in Beirut, 6.6.1957 318

Anlage 1 b
Gesandtschaft in Beirut an Baron F. v. Drachenfels, 28.6.1957 319

Anlage 1 c
Gesandtschaft in Beirut an Baron F. v. Drachenfels, 22.7.1957 320

Anlage 2 a
Baron F. v. Drachenfels an Baron Alec v. Drachenfels,
8.4.1964 (Abschrift) 321

Anlage 2 b
Baron Alec v. Drachenfels an Baron F. v. Drachenfels,
20.4.1964 323

Anlage 2 c
- dto – (Übersetzung) 325

Anlage 3
Baron Alec v. Drachenfels an Baron Heinrich-Jürgen
v. Drachenfels, (Auszug in Übersetzung) 328

Anlage 4
Baron Alec v. Drachenfels an Baron Heinrich-Jürgen
v. Drachenfels, 4.8.1974 (Übersetzung) 330

Anlage 5
Einladung zur Feier der Goldenen Hochzeit am 22.10.1988 331

Anlage 6
Baron Alec v. Drachenfels an Baron u. Baronin
Heinrich-Jürgen u. Helga v. Drachenfels, Weihnachten 1988
(Auszug in Übersetzung) 332

Anlage 7 a
Baron Alec v. Drachenfels an Baron u. Baronin
Heinrich-Jürgen u. Helga v. Drachenfels, 20.3.1989 333

Anlage 7 b
- dito – (Übersetzung) 334

Anlage 8 a
Baron Alec v. Drachenfels an Baron u. Baronin
Heinrich-Jürgen u. Helga v. Drachenfels, 5.8.1990 335

Anlage 8 b
- dito – (Übersetzung) 336

Anlage 9
Heiratsanzeige Baron Alec v. Drachenfels u.
Suzanne, geb. Hamilton Lipmann, 14.8.1990 337

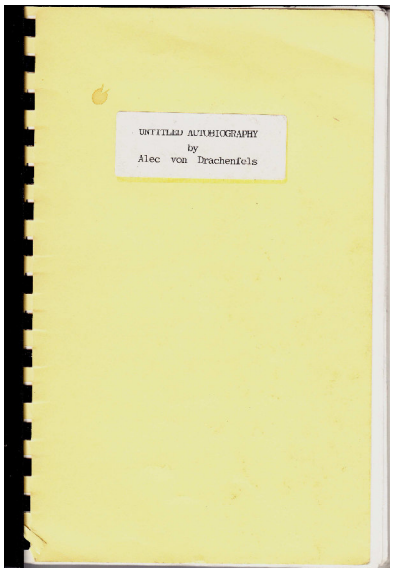
Anlage 10
Sterbeurkunde von Baron Alec v. Drachenfels 338

Anlage 11
Genealogische Stammtafel 339

Anlage 12
Bildnachweise 340

Vorwort

Es war wohl am Kurlandtag im Juni 2010 auf Schloß Höhnscheid, als mir Baron und Baronin Heinrich-Jürgen und Helga v. Drachenfels ein kleines, einfachst gebundenes Büchlein zeigten und meinten, es wäre doch schön, eine Möglichkeit zu finden, diese englischsprachige Autobiographie ihres Onkels Alec von Drachenfels in die deutsche Sprache zu übersetzen. Da alles Neue mein Interesse weckt und ich leider den Leichtsinn zu meinen nicht so positiven Charaktereigenschaften zählen muß, griff ich zu und versprach, mich der Übersetzung persönlich anzunehmen. Hätte ich geahnt, was da auf mich zukommen würde, die oben erwähnte Charaktereigenschaft hätte nicht obsiegt. Baron Alexei von Drachenfels, der sich in späteren Jahren die englische Version seines Vornamens zugelegt hatte und sich offiziell nur noch Alec nannte, liebte es, die kompliziertesten Erlebnisse in einem mindestens ebenso komplizierten Englisch zu beschreiben. Dies verursachte mir nicht nur gelegentliches Kopfzerbrechen, sondern auch lautstarkes Abreagieren in einer Art und Weise, die man sich nur in einem allein stehenden Haus und bei einer äußerst nervenstarken Ehefrau leisten kann, die dann nicht einfach abschaltete, sondern im Gegenteil, mir physisch und psychisch Erste Hilfe, oder besser gesagt, Überlebenshilfe leistete. Ich sage ihr hier mit Freude meinen allerherzlichsten Dank!



Das Büchlein

Aber dies alles konnte meine Neugier, wie es wohl mit Alec, inzwischen waren wir in meinen Gedanken eng befreundet und duzten uns, wohl weiter geht. Als Kind und auch noch als junger Mann verstand er es so köstlich, in jeden sich ihm bietenden Fettnapf zu stolpern, aber sich dann wieder mit persönlichem Charme zu retten. Also wurde weiter übersetzt, weiter geschimpft und weiterhin die Hilfe meiner Frau in Anspruch genommen.

Als Alec dann auf der Seite 237 abrupt seine Autobiographie beendete, war ein lautes „Es ist vollbracht!“ aus meinem Munde zu hören. Aber die Wißbegier dämpfte diese Freude, denn Alec war zu dem Zeitpunkt

erst 21 Jahre jung und ich wollte doch wissen, wie sich sein Leben weiterhin gestaltet hatte. Und da kamen mir dankenswerterweise Alecs Neffen Heinrich-Jürgen und Wolther v. Drachenfels zur Hilfe, indem sie mir Briefe, Bilder, Anzeigen u.a.m zuschickten, die es mir ermöglichten, das weitere Leben von Alec ziemlich gut nachzuvollziehen.
Da nicht auszuschließen ist, daß der eine oder andere Leser gerne auch etwas über das spätere Leben von Alec wissen möchte, habe ich aus den mir zugesandten Unterlagen einiges hier als Anhang beigefügt und Photos an die entsprechenden Stellen im Text eingefügt.
Das Kartenmaterial soll als Orientierungshilfe dienen, den geographischen Lebensweg von Alec während seiner ersten zwanzig Lebensjahre zu verfolgen.

Für die wertvolle Hilfe bei der Übersetzung von ganz speziellen Formulierungen und bei ungewöhnlichen Ausdrücken der englischen Sprache danke ich insbesondere Baron Helmar v. Hahn und seinem Sohn Baron Paul v. Hahn in Surrey, B.C., Kanada, und Dr. h.c. Friedel v. Bruemmer in Montreal, Kanada. Für die professionelle Überarbeitung einiger alter Photos danke ich meinem Freund Miguel Rosán in Madrid.

Bei einer Korrespondenz zu einem völlig anderen Thema ergab es sich, daß mein Vetter Henry Popp in Kanada von dieser Arbeit erfuhr und mir eine Reihe von Informationen und Photos zur Verfügung stellen konnte. Ob Fügung oder Zufall, ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß diese sehr wesentlich und wichtig für mich sind, und ich meinem Vetter herzlichst für seine große Mühe danke.

Mein ganz besonderer Dank aber gilt Baron und Baronin Heinrich-Jürgen (Dracho) und Helga v. Drachenfels, die mir neben hilfreicher Zuarbeit, zu einem neuen, höchst interessanten Freund verholfen haben, den ich nicht missen möchte:

Baron Alexei/Alec v. Drachenfels,
* 1912 in Wladiwostok, Rußland, † 2000 in Monterey, Kanlifornien, USA.

Wehrhalden, im November 2012

Klas Lackschewitz

I. Buch

Wladiwostok



Wlaiwostok um 1910

1. Kapitel

Die ersten Amerikaner in meinem Leben.

Meine Liebe zu Amerika begann, als ich etwa sechs Jahre alt war. Es geschah zu Beginn des Jahres 1918, als sich das amerikanische Kontingent der Vereinigten Interventionsstreitkräfte bei ihrer Ankunft im fernöstlichen russischen Hafen Wladiwostok, wo ich damals lebte, öffentlich und offiziell darstellte.

Meine Familie hatte sich in der zweiten Etage eines Regierungsgebäudes an der Swetlana Avenue, Hauptstraße der Stadt, wo die Parade der Amerikaner vorbeikommen sollte, Plätze reservieren lassen. Eine dichte Menge von Russen hatte sich dort versammelt, um diese für sie unbekannten Männer aus einem für sie neuen Land, von dem sie nur wenig wußten, zu sehen. Die Kontingente aus Frankreich, Italien und Japan hatten sie bereits erlebt. Erwartet wurde noch das aus Kanada.

Nun waren die Amerikaner an der Reihe, eine große Show vorzuführen. Und sie taten es in einer wahrhaft beeindruckenden Art und Weise. Vorweg kamen drei große Lkws. In Wladiwostok hatte man bis dahin noch niemals einen Lastkraftwagen gesehen. Das einzige motorisierte Fahrzeug in der ganzen Stadt war damals ein kleines motorisiertes Feuerwehrgerät, welches recht nutzlos war, da es nur selten ansprang. Es gab auch weit und breit niemanden, der es reparieren konnte und die Troika, der von drei Pferden gezogene Feuerwehrwagen, wurde als bedeutend wirksamer angesehen. Hier nun waren diese drei riesigen Lkws, die in einem niedrigen Gang gefahren, ein donnerndes Geräusch von sich gaben. Es war eine unglaubliche Szene. Ihre Ladekapazität reichte aus, um ungefähr die Ladungen von sechs oder sieben *Telegas* aufzunehmen. Das waren Pferdewagen, die fast sämtliche Waren innerhalb von Wladiwostok transportierten.

Nach den Lkws kamen Planwagen, die von sechs oder acht schnittigen Tieren gezogen wurden, die wie Pferde mit Eselsohren aussahen. Später fanden wir heraus, daß diese prächtigen und starken Biester tatsächlich eine Kreuzung aus Pferd und Esel waren. Es waren die berühmten Missouri-Maulesel. Die Wagen selbst erschienen uns haushoch. Die Kutscher und deren Gehilfen hatten ihre Sitzbank hoch über dem eigentlichen Wagen. Neben dem Sitz befand sich ein langer Hebel für die Bremse. Auch diese Wagen schienen uns fünf bis sechs Mal so groß zu

sein wie unsere *Telegas*, und die Idee einer Bremse war für uns wirklich eine Neuigkeit. In unserer Stadt gab es mehrere verhältnismäßig steile Straßen. Es lag immer an den Pferden, am abgestiegenen Kutscher und an sonstigen bereitwilligen Helfern, den Wagen vor dem Ausbrechen zu bewahren.

Als Nächstes nach den Planwagen kamen zwei imposante Motorfahrzeuge mit dem militärischen Stab. Auch dies war eine Neuigkeit für uns. Bei uns hatte sich 1918 das Aussehen der Autos noch nicht wesentlich gegenüber dem der Kutschen verändert. Diese aber glänzten mit ihrem Zubehör aus Metall und mit den auch aus Metall gefertigten Laternen. Der General und der Admiral saßen respektvoll erhöht auf dem Rücksitz ihrer imponierenden Fahrzeuge. Ihnen folgten Infanterie-Kompanien, geführt von Offizieren zu Pferde.

Alle trugen Khakiuniformen mit dem damals üblichen unbequemen, hochgeschlossenen Kragen. Zum Unterschied zu allen anderen an diesem Feldzug teilnehmenden Truppen trugen sie eine Kopfbedeckung, die heutzutage nur Spielführer oder Teilnehmer an Grillpartys tragen würden. Statt Wickelgamaschen, diese langen Bänder aus Khakiwolle, die vom Knie bis zum Fußknöchel um die Waden gewickelt wurden, trugen die Amerikaner steife Gamaschen aus Segeltuch, die viel ordentlicher aussahen und – ich bin sicher – auch bedeutend praktischer waren. Diese Amerikaner waren für uns Supermänner. Einen Kopf größer als die meisten Russen, meistens blond und gutaussehend, strahlten sie eine entspannte Freundlichkeit und ein unaufdringliches Selbstvertrauen aus. Bei Anlegung des steifen russischen Maßstabs war ihr Marschieren und ihr Auftreten ausgesprochen schluderig. Sie fanden nichts dabei, während des Marschierens den Mädchen zuzuzwinkern, der Menge zuzuwinken und gelegentlich ihnen sogar freundliche Grußworte zuzurufen. Dabei waren sie völlig davon überzeugt, allgemein beliebt zu sein, und daß ihre herzliche Freundlichkeit nicht zurückgewiesen würde. Und so war es auch! Die russische äußerliche Reserviertheit und ihr Mißtrauen schmolzen schnell dahin und das Willkommen für die Amerikaner übertraf bei weitem die mehr sorgenvollen Begrüßungen, die erst kürzlich den anderen militärischen Einheiten zuteilgeworden waren. Nur die Kanadier konnten einen solchen warmen Empfang hervorrufen, wobei die meisten Russen meinten, die wenigen Kanadier seien ja auch Amerikaner.

Später konnten wir viele der amerikanischen Offiziere in unserem Haus begrüßen. Alle, von General Graves und Admiral Knight bis hinunter zum niedrigsten Fähnrich der Marine und Leutnant des Heeres, kamen in unser Haus um unsere Gastlichkeit zu genießen und um meiner frühreifen dreizehnjährigen Schwester Jenia den Hof zu machen. Meine Eltern waren erschüttert über ihr Benehmen, über die einfache Vertraulichkeit und die Art und Weise, wie sie den in Rußland strengen Ablauf der gegenseitigen Begrüßung beiseite schoben und sofort auf die Anrede mit den Vornamen übergingen. Es fehlte ihnen nach Ansicht meiner Familie auch der notwendige Respekt vor höheren Dienstgraden. Sie waren wegen ihres Mangels an Benehmen nicht im mindesten weniger selbstbewußt. Es dauerte eine ganze Weil, bis wir realisierten, daß ihnen unsere Ansicht über ihren Mangel an gesellschaftlichem Takt gar nicht bewußt geworden war, beziehungsweise, daß sie dies nicht im geringsten bekümmerte. Sie waren ernsthaft verletzt und verblüfft wenn jemand Anstoß an dem nahm was sie taten oder sagten. Aber gewöhnlich ließen sie sich durch die Feinheiten des gesellschaftlichen Benehmens nicht aus der Ruhe bringen. Das Ergebnis ihrer ungestümen und engagierten Art war, daß wir selbst in diesen reißenden Bach der Freude und des Vergnügens hineingezogen wurden. Unsere Damen fühlten sich ganz besonders geschmeichelt durch ihre Aufmerksamkeiten. In dieser Beziehung zeigten sie zu Frauen und Kindern bedeutend mehr Rücksicht und Hilfsbereitschaft als russische Männer. Ihr glaubwürdiges Interesse und ihre Freundlichkeit gegenüber Kindern trugen dazu bei, die Frauenherzen schmelzen zu lassen. Sie zogen uns geradezu den Teppich unter den Füßen weg. Auf diesem Gebiet konnten wir nicht mit ihnen mithalten. Sie überwältigten uns mit ihrer freundlichen, tatkräftigen und liebenswürdigen Art. Dauernd brachten sie uns alle möglichen bei uns knappen Eßwaren, einschließlich unzähliger Tafeln Schokolade.

Meine Schwester hortete diese Schokoladentafeln. Als es gelegentlich so aussah, daß wir wegen eines Feuers in unserer Nähe evakuiert würden, wurde sie angewiesen, ihren kleinen Koffer mit ihren für sie wichtigsten Dingen zu packen. Am nächsten Morgen, der Alarm hatte sich als überzogen erwiesen, wurde ihr Koffer – man kann es schon erraten – voll mit Schokoladentafeln vorgefunden.

Viele Jahre später, als ich, inzwischen selbst ein Amerikaner, mit meiner Frau und zwei um 10 Jahre alten Töchtern auf einer Europareise in Rom aus der Peterskirche kam, sah ich amerikanische Soldaten auf einer

Besichtigungsfahrt aus einem Bus der US-Army aussteigen. Wir waren bereits mehr als zwei Monate in Europa gewesen und reisten in sozusagen zweiter Klasse, genossen den Kontakt zu den einfachen Menschen und hatten unbewußt den mehr zurückhaltenden Stil europäischer Lebensgewohnheiten angenommen. Dieser Anblick frischer Khakiuniformen, diese strahlende Vitalität, dieser humorvolle Übermut und diese überwältigende Lebensfreude der Gruppe von GIs versetzten mich unerwartet in die Zeit meiner Kindheit zurück. Da stand ich nun auf der hohen, steinernen Treppe des der Christenheit heiligstem Platz mit Tränen in den Augen und erlebte nochmals meine erste Begegnung mit Amerikanern. Zunächst gab mir diese Gruppe, die in ungezwungener Ausgelassenheit den großen Platz vereinnahmte, das Gefühl, ein Fremder zu sein. Aber dann begriff ich plötzlich, daß meine Träume wahr geworden waren und ich doch jetzt einer von ihnen war. Schnoddrige Bemerkungen und Sticheleien wechselten zwischen uns hin und her wie elektrische Funken, die zwischen zwei Polen ihre eigenen Leitungswege suchten.

Wladiwostok war 1918 ein chaotischer, oftmals auch gefährlicher Platz. Es gab keine verantwortliche Zentralgewalt mehr, außer den Verfügungen von Admiral Koltschak, dem Führer der antirevolutionären, antibolschewistischen Streitkräfte, in ihrer Gesamtheit bekannt als die "Weiße Armee" (im Gegensatz zur kommunistischen "Roten Armee"). Er befand sich weit westlich von uns und war zu sehr in Kämpfe verwickelt, um viel Zeit für die zivile Verwaltung zu haben. Es gab Dutzende russischer Parteien der verschiedensten Schattierungen. Sie reichten von Bolschewiken über die Linken, Sozialisten, Nihilisten und Republikanern bis zu den Zarentreuen. Es gab entlassene türkische Kriegsgefangene ohne jede Versorgung oder Repatriierung, halb verhungerte geflüchtete Bauern, Arbeitslose, bewaffnete Banden von Deserteuren und sehr große militärische Gruppen von tschechoslowakischen ehemaligen Gefangenen, die auf ihren Rücktransport warteten. Häufig gab es nächtliche Schießereien, Aufstände und Krawalle in den Straßen, so daß man morgens nie wußte, wer über Nacht die Macht an sich gerissen hatte. In Zeiten besonderer Unruhen entsandte Admiral Knight eine Patrouille von Matrosen, um unser Haus zu bewachen. Ich erinnere mich noch an jene stattlichen Männer in ihren Regen abweisenden, kurzen blauen Jacken und ihre vom hohen Kragen umgebenen Helme mit dem heruntergezogenen Schutzriemen. Sie patrouillierten auf der Straße vor unserem Haus und ihr Atem dampfte in der frostigen Luft.

Unser Haus hatte ein großes Foyer, um die kalte Luft zwischen der Außen- und Innentür festzuhalten und zu verhindern, daß sie in den geheizten Hauptteil des Hauses eindringen konnte. In dieses Foyer stellten meine Eltern Essen, Thermosflaschen mit heißer Suppe und eine großzügige Portion Wodka. Mir wurde erlaubt, mit meiner Gouvernante für ein kurzes Gespräch mit den Amerikanern dort hinzugehen, wenn sie hereinkamen um sich aufzuwärmen und zu erfrischen. Sie waren so freundlich und ausgelassen. Ich war ihnen gegenüber sehr scheu, da sie den kleinen Raum mit ihrer Größe und ihrer Lebhaftigkeit völlig ausfüllten. Sie scherzten untereinander und versuchten, sich mit uns zu verständigen. Ihre Sprache klang für mich sehr fremd und schien mir sehr schnell gesprochen zu werden mit einem Sprachrhythmus, den ich niemals zuvor gehört hatte. Manchmal beugte sich einer von ihnen zu mir herunter und sagte „Du horosho, ich horosho", was bedeuten sollte: „Du bist gut, ich bin gut." Dies brachte mich jedesmal zum Lachen. Sie hatten Heimweh nach ihren eigenen Familien und waren ernsthaft erfreut, einen kleinen Jungen amüsieren zu können. Ich fühlte mich sehr zu ihnen hingezogen, hegte aber zur selben Zeit gewisse Bedenken. Ich glaube, meiner Gouvernante ging es genauso, denn wir verbrachten nie mehr als nur wenige Minuten in ihrer Gesellschaft.

Oft habe ich mich gefragt, wie der Admiral derartige Patrouillen rechtfertigt. Es ist unnötig zu erwähnen, daß wir ihm für diese Bewachung sehr dankbar waren. Es hatte eine Anzahl von Vorfällen gegeben, bei denen übereifrige und oft betrunkene Banden von Revolutionären sich Zugang in die Häuser der gehaßten „Oberen Klasse" verschafft, geplündert und die Bewohner durch Prügeln und gelegentliche Vergewaltigungen zutiefst gedemütigt hatten. Die Anwesenheit der amerikanischen Freunde trug erheblich zur Minderung unserer Ängste bei, und ich begann, die Amerikaner als unsere Beschützer anzuerkennen.

Wir lebten am östlichsten Ende der russischen Revolution und gehörten der oberen Schicht der russischen Gesellschaft an, die unnachgiebig ausgerottet werden sollte. Es gab nur schlechte Nachrichten. Der größte Teil Rußlands war bereits an die Bolschewiken verloren, und wir hatten absolut keinen Kontakt mehr zu unseren Verwandten im Westen.

Die einzige noch bestehende Lebensader war die Transsibirische Eisenbahn, eine eingleisige Strecke von etwa 6.000 Meilen von Moskau nach Wladiwostok, davon etwa 4.000 Meilen östlich des Uralgebirges. Die sehr wenigen Straßen durch viele dieser letzten 4.000 Meilen

endloser Ebenen und Wälder waren unbefestigt und während Regenperioden sowie nach Tauwetter kaum passierbar.

Die Eisenbahn wurde somit zum verläßlichsten Transportmittel. Sie wurde für den Rückzug der antibolschewistischen Truppen genutzt und auch durch die rund 12.000 tschechoslowakischen Gefangenen auf ihrem angestrebten Weg in Richtung Osten. Durch den Bürgerkrieg entwurzelte Flüchtlinge, wohlhabende Familien, die verschiedensten Militärangehörigen, Angehörige des Adels, die keine Gnade bei den heranrückenden Bolschewiken zu erwarten hatten, waren gezwungen, diesen vollgestopften, unzuverlässigen und äußerst reparaturbedürftigen Zug zu benutzen.

Einer der wesentlichen Gründe der alliierten Interventionstruppen war es Anfang 1918, noch vor dem Ende des Ersten Weltkriegs, das Funktionieren dieser Zugverbindung sicherzustellen. Dies besonders, damit die rund 12.000 tschechoslowakischen Gefangenen nach Hause gelangen konnten, wo sie erwartet wurden, um auf der Seite der Alliierten an der Front eingesetzt zu werden. Die Strecke, zumindest die östlich des Baikalsees, wurde nach Möglichkeit unter der Leitung der multinationalen Interventionstruppe gehalten und abschnittsweise zur Bewachung und für den Betrieb den Einheiten zugewiesen. Die gegenseitige Abstimmung ließ sehr zu wünschen übrig. Aber dennoch ging der Eisenbahnbetrieb, was den materiellen Zustand und die Fahrbereitschaft anbetraf, weiter.

Eines Tages erreichte uns die Nachricht, die besagte, daß ein Zug mit Flüchtlingen die Station erreicht hätte und dort versehentlich zwischen russische bewaffnete Gruppen geraten sei, die sich gerade ein Feuergefecht mit Handfeuerwaffen und Maschinengewehren lieferten. Im Zug befand sich unter anderen Prinz Galytzin mit seiner aus Amerika stammenden Ehefrau, die bei uns bleiben sollten, bis sie ein Schiff finden würden, das sie nach Amerika bringt.

Diese Nachricht regte meine Mutter sehr auf. Sie sagte meinem Vater in unmißverständlichem Ton: „Werner, Du mußt etwas dagegen tun. Der Prinz liegt auf dem verdreckten Fußboden mit allem Unrat und den vielen verdreckten Leuten, während die Bolschewiken auf ihn schießen."

Mein Vater, der dazu neigte, ruhig und sogar etwas phlegmatisch zu sein, versuchte ihr zu versichern: „Also, liebes Sophiechen, nun versuch

Dich doch zu beruhigen. Wir können da wirklich nichts machen, bevor nicht die Schießerei aufgehört hat. Trink eine Tasse Tee, und wir werden handeln, sobald es möglich ist.“



Baron Werner v. Drachenfels, 1878-1924.

Meine Mutter war entrüstet. „Werner“, antwortete sie in barschem Ton, „ein Prinz von Rußland wird gerade ermordet und Du rätst mir, eine Tasse Tee zu trinken. Es muß eine Möglichkeit geben. Ja, ich weiß eine! Wieso konnte mir das nicht früher einfallen! Seine Frau ist doch eine Amerikanerin. Ruf sofort Admiral Knight an und berichte ihm die Situation. Die werden mit Sicherheit ihren eigenen Leuten helfen. Du weißt doch, wie die sind. Sie machen sich ernsthaft Sorgen um Menschen in Not. Also bitte, Werner, geh und ruf ihn an.“

Das Ergebnis von Vaters Telefongespräch war, daß der Admiral umgehend einen bewaffneten Wagen mit einer wehenden amerikanischen Flagge zum Bahnhof schickte. Die Anwesenheit ausländischer Soldaten schüchterte die Russen ein. Die Schießerei wurde dadurch ausreichend lange unterbrochen, um mit dem bewaffneten Auto an den Waggon des Prinzen vorzudringen und ihn, seine Frau und, soweit möglich, noch andere Personen in den Wagen hineinzuzwängen. Dann brauste das Auto davon und die Schießerei ging weiter.

Die Galytzins blieben dann eine ganze Weile bei uns. An den Prinz kann ich mich nicht mehr erinnern, aber seine Frau war eine wunderschöne, warmherzige und kinderlose Dame. So wurden wir beide schnell gute Freunde. Sie litt unter Epilepsie, die sich durch ihre albtraumhafte Fahrt quer durch Rußland noch verstärkt hatte.

Ich hatte das unschöne Erlebnis, Zeuge von einem ihrer Anfälle zu sein. Es geschah, als wir ein Spiel zusammen spielten. Ich sah verständnislos zu, als sie plötzlich auf den Fußboden fiel und ihr ganzer Körper von Zuckungen erschüttert wurde und sich hin und her krümmte. Zunächst dachte ich, es sei eine Art Streich, den sie mir spielen wollte, bis ich der häßlichen und befremdenden Verrenkungen meiner hübschen Freundin gewahr wurde und fortlief, um Hilfe zu holen. Meine Gouvernante beruhigte mich und versicherte mir, daß die Prinzessin bald wieder wohlauf sein würde. Das traf auch tatsächlich ein. Aber dieser Zwischenfall hinterließ bei mir einen unerklärlichen Eindruck, der mir die bisherige Leichtigkeit in unserem Zusammensein nahm. Ich konnte die Befürchtung, sie könnte mich wieder so erschrecken, einfach nicht überwinden. Die Haltung meiner Eltern ihr gegenüber veränderte sich ebenfalls. Ich hörte, wie sie herablassend meinten, die Amerikaner hätten eben nicht die Härte durchzuhalten, wie sie den Russen gegeben sei.

Sicherlich waren nicht alle Amerikaner in ihrem Benehmen fehlerfrei. Sie müssen ihren Anteil an den Trinkgelagen und Schlägereien beigetragen haben, obwohl ich mich nicht erinnern kann, daß meine Eltern dies jemals erwähnt haben.

Die tragikomischen "Verheiratungen", die zwischen amerikanischen Soldaten und russischen Mädchen stattfanden, waren die häufigsten und wohl auch die am meisten umstrittenen Formen ihres Fehlverhaltens. Entsprechend dem russischen Lebensstandard - und besonders während des Krieges und der Revolution, als selbst die notwendigsten Grundnahrungsmittel kaum zu erhalten waren – galten selbst die rangniedrigsten amerikanischen Soldaten als unglaublich reich. Auch sahen sie gut aus, waren jung, gesund und sorgenfrei. Mit Ausdauer und großzügigen Geschenken liefen sie jedem schönen Mädchen hinterher, das in ihre Reichweite kam, egal welcher Schicht, Erziehung oder Intelligenz es angehörte. Um so geringer gebildet das Mädchen war, um so leichter war es einzuwickeln. Diese gutgläubigen Frauen sahen sich tatsächlich schon als Ehefrauen und lebten in der Erwartung, mit ihrem Liebhaber-Ehemann mit nach Amerika zu gehen. Als im April 1919 die Interventionstruppen begannen sich zurückzuziehen, wurden die Amerikaner mit ihrem ganzem Gerät in zwei oder drei Tagen auf Transportschiffe verladen und verschwanden sang- und klanglos, ihre sogenannten Liebhaber-Ehefrauen zurücklassend und sich selbst überlassend, egal ob schwanger oder nicht.

Man war generell der Meinung, diese Frauen hätten tatsächlich etwas Gutes für sich getan, da sie für eine Weile besser gelebt hätten, als ihre soliden Schwestern. Einige von ihnen hatten gute Handelswaren und US-Dollars gespart, die immer wertvoller wurden, je angespannter die politische Lage wurde.

2. Kapitel

Das süße Leben

Von meiner Geburt im Jahr 1912 bis zu meinem 12. Lebensjahr, als wir nach Japan gingen, lebten wir, wie ich bereits erwähnt habe, in der russischen Grenzstadt Wladiwostok. Auf der Karte findet man diese Stadt an der weit östlichen Küste von Sibirien, noch östlicher als die Mandschurei und genau nördlich von Korea. Bereits damals war Wladiwostok, und sie ist es auch heute noch, der bedeutendste Hafen Rußlands an der Küste des Pazifischen Ozeans. Sie ist heute eine Festung – kein Ausländer darf dieses Gebiet betreten. Als wir noch dort lebten, war es eine kleine Stadt mit einigen Regierungsgebäuden und vielen Holzhäusern, verstreut auf den Hügeln, die eine großartige, fast binnenländisch wirkende Bucht umgeben. Die Stadt war verzweifelt bemüht, sich entsprechend ihres anmaßenden Namens zu entwickeln. Übersetzt bedeutet der Name Wladiwostok "Herrscherin des Ostens". Da die Bucht während zwei bis drei Monate im Jahr zugefroren war, beabsichtigte Rußland in die Mandschurei einzufallen und sich mit Port Arthur die Möglichkeit zu verschaffen, das ganze Jahr über durch das Gelbe Meer in den Pazifik zu gelangen. Die Gründung der Mandschurischen Eisenbahn und die Absicherung exterritorialer Rechte in Port Arthur waren die Ursache für den Krieg mit Japan 1905. Dieser Krieg endete mit einer vernichtenden Niederlage für Rußland und gab den Anstoß für die erste ernsthafte russische Revolution von 1905-1906.

In Wladiwostok hörte man die verschiedensten Sprachen und begegnete Menschen nahezu aller Rassen. Die Stadt wurde von europäischen Russen verwaltet. Ein großer Teil der Einwohner waren chinesischer Abstammung. Die vielen Koreaner waren an ihrer weißen Kleidung zu erkennen, die Älteren von ihnen mit buschigen Bärten und ganz kleinen Käppis auf dem Kopf. Auch lebten dort einige sehr unbeliebte Japaner. Unbeliebt bei den anderen dort anzutreffenden Nationalitäten deshalb, weil Japan sich irgendwann einmal gegen alle diese Völker militärisch vergangen hatte.

Wie unser Name zeigt, war mein Vater deutscher Herkunft, obwohl er sich selbst als Russe betrachtete. Um diese Paradoxie zu erklären, ist eine kleine Geschichte erforderlich. Wir haben den genealogischen Nachweis, daß das Geschlecht der Drachenfels erstmals im Rheinland mit der

Errichtung der Drachenfelsburg im Auftrag des Bischofs von Köln in Erscheinung trat. Der Turm mit einigen Mauerresten ist dort immer noch erhalten geblieben. Die Hauptattraktion dort ist der großartige Blick auf den Rhein.

(*Vermerk des Übersetzers: Die historischen Schilderungen in diesem und dem nächsten Absatz geben die persönliche Sicht des Autors wieder, entsprechen aber zum allergrößten Teil nicht den Tatsachen*)

Irgendwann im 15. Jahrhundert zogen einige Angehörige des Geschlechts mit vielen anderen deutschen Rittern in das Baltikum, die Gegend des heutigen Estlands, Lettlands und Litauens sowie Teilen von Polen. Sie gingen dorthin, sowohl um die Interessen der deutschen Kaufleute der Hanse zu schützen, als auch um die polnischen Könige in deren Kämpfen gegen ihre Nachbarn zu unterstützen. Im Gegenzug zu ihren Diensten erhielten sie von den polnischen Königen Ländereien. Es ist zu vermuten, daß sie sich weiteres Land eroberten, um ein vom Adel beherrschtes Gebiet entlang der dortigen Ostseeküste zu etablieren.

Sie führten ihre mitgebrachte, der damaligen Zeit entsprechende soziale und politische Organisation ein und gründeten mehrere unabhängige Herzogtümer. Unsere Familie schwor ihre Treue dem Herzogtum Kurland. Dieses Herzogtum umfaßte einen Teil des heutigen Lettlands und Litauens und blieb unabhängig bis Katharina die Große von Rußland, selbst eine Deutsche, ihren ersten Liebhaber, Biron (Bühren), zum Herzog von Kurland ernannte. Beide, Polen und Preußen, waren bemüht, das Herzogtum Kurland unter ihre Gewalt zu bekommen. Jedoch Rußland ging als Sieger hervor und 1795 wurde Kurland ein Teil des russischen Reiches. Der Unterwerfungsvertrag garantierte die Beibehaltung der deutschen Ritterschaft, der deutschen Sprache und des evangelisch-lutherischen Glaubens. Auch die Titel wurden anerkannt, jedoch weil die Russen mit der Aussprache des deutschen Wortes ‚Freiherr' Schwierigkeiten hatten, wurde entschieden, daß der französische Titel ‚Baron' künftig zu führen sei. Und so wurden sie in ihrer Gesamtheit als die ‚Baltischen Barone' bekannt. Die Vorherrschaft der Baltischen Ritterschaften fand schließlich ihr Ende, als infolge des kurzlebigen Nichtangriffspaktes zwischen Stalin und Hitler alle deutschstämmigen Balten gezwungen waren, Rußland zu verlassen.

Diese baltischen Barone hatten sich vornehmlich auf dem Land angesiedelt. Sie lebten auf ihrem Land zusammen mit den lettischen und

kurischen Eingeborenen, die ihnen als ihre Bauernschaft dienten. In Kurland gab es auch eine herzogliche Truppe, zu der jede Familie Männer unter Waffen abzustellen hatte. Nur sehr wenige von ihnen waren Höflinge oder schmähliche Kriecher, sondern lebten auf ihren Gütern, die sie selbst bewirtschafteten.

Viele junge Männer standen als Offiziere in preußischen, russischen, polnischen oder hannöverschen Diensten. Nachdem Kurland in das russische Reich eingegliedert worden war, ergaben sich insbesondere im russischen Heer für die Söhne der adligen Geschlechter eine Vielzahl von Möglichkeiten. Dennoch befanden sich einige Kurländer während des Ersten Weltkriegs auf der Seite des Gegners. Die meisten aber kämpften für Rußland.

Es entsprach der Tradition, daß sich mein Vater, der sich mit Sicherheit nach etwas Aufregenderem umsah, als das elterliche Gut zu bewirtschaften, die Aufnahme in die russische Marineakademie sicherte. Er wurde Offizier in der russischen Schwarzmeerflotte. 1905 fuhr er mit der russischen Flotte, mit viel Aufsehen und vielen diplomatischen Empfängen entlang der Route, um Afrika, durch den Indischen Ozean nach Norden in die Chinesische See bis zum Treffen mit der japanischen Flotte bei Tsushima. Die Geschütze der Japaner hatten eine bedeutend größere Reichweite und Sprengwirkung. So wurde die gesamte russische Flotte versenkt oder geriet in die Gewalt des Gegners.

Mein Vater wurde bei diesem Gefecht verwundet und als Folge dessen aus medizinischen Gründen pensioniert. In Wladiwostok traf er meine Mutter. Sie heirateten und beschlossen, sich in Wladiwostok niederzulassen und dort eine Familie zu gründen.

Er stand in irgendeiner Weise mit der Fischindustrie in Verbindung (wahrscheinlich war er für die Regierung tätig), und ich vermute, daß er neben seiner Pension auch aus dem Baltikum Geld erhielt. Wir lebten sehr gut in einer großen Wohnung mit Blick auf die Bucht, gegenüber der imposanten und reich verzierten orthodoxen Kathedrale der fernöstlichen Diözese mit der typischen Zwiebelkuppel und den Zwiebeltürmen.

Unsere Dienstboten waren Russisch sprechende Chinesen. Einer von ihnen war ein fetter, jovialer Koch, der nicht nur hervorragende Speisen zubereitete, sondern auch riesige Mengen an Sauerkraut und sauren

Gurken in Dill für den Winter als Ersatz für das fehlende Frischgemüse produzierte. Äpfel wurden im Keller unter dem Küchentrakt gelagert und getrocknete Früchte für Kompott ergänzten die Fleisch-, Wurst-, Fisch- und Kartoffelspeisen.

Den Koch nannten wir Iwan Petrowitsch, weil er gerne einen russischen Reim zitierte, der besagte, daß man, wenn man Geld hat, Iwan Petrowitsch, eine ehrbare Respektsperson ist, und wenn man kein Geld hast, zum Abschaum der Menschheit gehört. Er wohnte in der Küche in einer abgetrennten Nische hinter dem großen, mit Kohle zu beheizenden, eisernen Herd. Er hatte wohl keine Familie und auch keine Freunde. Gelegentlich verschwand er für einen oder zwei Tage für eine alkoholische Sauftour. Dann litt die Qualität des Essens und manchmal mußten wir uns mit Resteessen begnügen. Aber da er als eine Art Anhängsel der Familie betrachtet wurde, wurden seine gelegentlichen Ausflüge in das Nirwana des Alkohols toleriert. Mir wurde dann immer erzählt, er sei krank. Aber wenn ich dann in sein kleines Domizil schlich, umfing er mich mit seinen riesigen Armen, sein Alkoholdunst umgab mich und er gestand mir, daß er betrunken sei.

Er war ein weinerlicher Betrunkener, was eigentlich mehr eine Charaktereigenschaft der Russen, als der Chinesen ist. In diesem Zustand sagte er dann: „Junger Herr, wenn Sie ein großer Junge sind, gehen wir beide nach Balgoweschensk und holen uns Gold. In Balgoweschensk viel Gold. Iwan Petrowitsch zeigt Dir wo. Du wirst reich. Ich werde reich." Jeder würde sich lächerlich machen mit einer solchen Äußerung, besonders, da er im nüchternen Zustand niemals Gold erwähnte. Aber es stellte sich heraus, daß heute in der Gegend von Blagoweschensk das meiste Gold der Sowjetunion geschürft wird.

In Fernost war es in angesehenen Familien üblich, für die Kinder bis zu deren vierten Lebensjahr eine japanische „Amah" zu haben. Eine Amah, also ein Kindermädchen, befreite die Mutter von allen unangenehmen Verrichtungen während der frühen Mutterschaft. Wenn das Kind dann vier oder fünf Jahre alt war, wurde es von einer Russin, manchmal auch von einer Französin oder Engländerin, für die vorschulische Erziehung übernommen. Später erweiterte und bereicherte sie die schulische Erziehung mit spezieller Weiterbildung in Französisch, Musik, Kunst und noch anderen Bereichen.

Alles, woran ich mich noch bei meinem Kindermädchen erinnern kann, ist, daß sie eine liebenswerte, ruhige Frau war, die mich mit allem was ich benötigte versorgte, und die mich gelegentlich entgegen der strikten Anordnung während unseres täglichen Spaziergangs zu einer ihrer Landsmänninnen mitnahm. Jedesmal bekam ich eine japanische Besonderheit zu essen. Schnell begriff ich, daß ich diese Besuche als ein Geheimnis zwischen meinem Kindermädchen und mir zu behandeln hatte. Ich genoß diese Besuche, wußte aber genau, daß meine Mutter sie mißbilligte.

Irgendwann in meinem fünften Lebensjahr verschwand meine „Amah“ und eine neue, dynamische Beeinflussung trat in der Person von Elizaveta Gavrilowna Beloff in mein Leben. Sie kleidete sich und benahm sich wie ein Mann, so weit es in jenen Tagen noch akzeptabel war. Sie trug kurz geschnittene Haare, sie trug stets einen glatten Rock und eine eng taillierte Hemdbluse, einen Herrenschlips und ein maßgeschneidertes Jackett. Während meine 'Amah' meine vernarrte Dienerin und Ersatzmutter gewesen war, gab sich Elizaveta Gavrilowna als meine Gefährtin und wohlwollende Autorität. Sie war sehr gebildet und hielt viel von guter Erziehung. Zunächst hatte ich Angst vor ihr, aber nachdem ich den abrupten Wechsel der Gouvernante verkraftet hatte, wurde mein Leben interessanter und abwechslungsreicher. Nach einer angemessenen Zeit fingen wir an, sie Lizochka, eine Verniedlichung des Namens Elizaveta, zu nennen, ein Zeichen, daß sie als vertraute Freundin anerkannt wurde. Sie erzählte mir, daß sie als Junge geboren wurde, aber Gott habe sie in ein Mädchen umgewandelt, weil einige unschöne Dinge geschehen sind, als sie noch ganz jung gewesen ist. Was diese unschönen Dinge gewesen sind, hat sie mir niemals erzählt. Und wann immer ich einen Unfug erwog, befürchtete ich, daß ein solches Benehmen schlimm genug sein könnte, um mich in ein Mädchen umzuwandeln.

Lizochka war ihrer Zeit weit voraus. Sie war eine große Befürworterin von Frauenrechten und traf sich mit politischen Gruppierungen, die für den Volksentscheid warben, besonders dabei mit solchen, die auch für das Stimmrecht von Frauen eintraten.

Sie war schrecklich verliebt in meine hübsche Mutter. Eines Tages, als ich Lizochka suchte, wurde ich Zeuge einer Szene, die wie ein riesiges Erdbeben meine egozentrische Welt aus den Angeln hob. Mein Vater

stellte Lizochka zur Rede und sagte ihr in etwa Folgendes: „Elizaveta Gavrilowna, ich dulde derartige Dinge nicht in meinem Haus. Wir haben Sie eingestellt, damit Sie sich um unseren Jungen kümmern. Es geht nicht, daß Sie die Grenzen Ihrer Pflichten überschreiten. Ich lasse es nicht zu, daß Sie sich in das Leben Ihrer Arbeitgeber einmischen. Erdreisten Sie sich nicht zu sehr.“ Und so ging es noch weiter.
Sie stand bitterlich weinend da und sagte nur: „Ich kann doch nichts dagegen tun, ich kann es nicht ändern! Ich liebe sie, mein Gott, wie sehr ich sie liebe!“

Meine Mutter saß schweigend dabei, leichenblaß und schwer atmend. Man sah ihr den Schock an, in den sie die unglaubliche Situation versetzt hatte. Selbst mein Erscheinen konnte diesem Drama zunächst kein Ende bereiten. Es muß dann wohl mein Gesichtsausdruck gewesen sein, der meine Mutter aus ihrer Befangenheit löste. Sie ergriff mich und brachte mich in ihr Schlafzimmer, um mich zu beruhigen. Es war für mich das erste Mal, daß ich die Erwachsenen in einer derartigen Konfrontation erlebte. Es berührte mich zutiefst, diese drei Menschen, von denen offensichtlich meine ganze gefühlsmäßige und reale Welt bestimmt wurde, in einer solchen Uneinigkeit zu sehen. Ich beruhigte mich wieder. Es wurde auch nicht mehr darüber gesprochen und nichts änderte sich, soweit ich betroffen war. Aber ich hatte gemerkt, daß es bei den Erwachsenen noch eine andere Seite gab, über die ich noch mehr wissen wollte.

Meine Mutter stammte aus einer Familie mit fünf Mädchen, deren Vater Richter in einer baltischen Stadt in der Nähe der russisch-polnischen Grenze war. Sie waren eine allseits respektierte und wohlangesehene Familie von hugenottischer Abstammung, der es niemals an etwas gemangelt hatte. Die Mädchen waren ohne größere praktische Ausbildung zu Damen erzogen worden und besaßen alles das, was nötig war, um eine gute Partie zu machen. Ihre Familie lebte in den Baltischen Staaten, wo die deutsche Sprache von der herrschenden Schicht gesprochen wurde. Sie lernte auch die französische Sprache als einen Teil ihres abschließenden Bildungsprozesses. Sie war eine hübsche Frau, fröhlich und voller Herzlichkeit. Ihre Eltern oder eine ihrer Schwestern habe ich nie getroffen. Während der Revolution sind sie irgendwohin verloren gegangen. Später hat sie eine bedeutungslose und streng zensierte Korrespondenz für einige Jahre mit einer ihrer Schwestern geführt, die in der Wäscherei eines Gefängnisses in Turkestan hart arbeiten mußte. Ihr Vergehen bestand darin, daß sie das Mißgeschick hatte, die Tochter eines Richters zu sein. Das ging so lange, bis die Antwortbriefe ausblieben.

Lizochka begann mit mir russisch zu lesen und zu schreiben. Sie machte mich mit der Geographie vertraut und erweckte bereits in meinen jungen Jahren in mir eine universelle Wißbegierde. Sie erwies mir unbeabsichtigt einen schlechten Dienst, indem sie mir das Einmaleins in der russischen Sprache eindrillte. Sie hing mir genau gegenüber von meinem Bett eine große Tafel mit den Zahlenkolonnen auf und jeden Morgen und Abend mußte ich sie auswendig hersagen. Das führte dazu, daß später in der Schule Mathematik mein schwächstes Fach wurde. Die Mathematik in der englischen Sprache zu beherrschen, wurde dadurch erschwert, weil ich immer das Einmaleins gedanklich in der russischen Sprache vor mir sah. Ich mußte also zunächst die Aufgabe aus der englischen in die russische Sprache übersetzen, dann sie ausrechnen und das Ergebnis wieder in die englische Sprache umsetzen (und so mache ich es tatsächlich noch heute). Damals verlor ich dadurch einfach den Überblick über die Zahlen. Erst jüngst wurde ich durch den Taschenrechner von dieser Tyrannei befreit.

Ab und zu waren wir auf der Wladiwostok vorgelagerten Insel Ostrov Russki bei der Familie Sheveleff zu Besuch, die dort eine Rentierfarm besaßen. Die jungen Geweihe, zerschnitten, getrocknet und zermahlen, erzielten in China als sexualanregendes Mittel hohe Preise.

Zu jener Zeit hatte ich eine unschöne Angewohnheit angenommen. Wenn ich keine Lust mehr hatte, mit meinen Spielsachen zu spielen, warf ich sie irgendwohin in die Gegend. Es ist einleuchtend, daß dies jedesmal in Aufregung, Ausschelten und Berufungen sowie Gesten der Resignation seitens der Allmächtigen endete, was mich offensichtlich damals amüsierte. Schließlich brach ich auf einer dieser Ausflüge auf die Insel mit dieser Gewohnheit.

Die Sheveleffs hatten einen Sohn, Gleb, der in meinem Alter war. Wir spielten friedlich unter Lizochkas Aufsicht in einem Sandkasten, als ich plötzlich mein Spielzeug aus Metall fortwarf und dabei mit einer scharfen Kante Glebs Stirn traf. Verletzungen an der Stirn sind immer stark blutend. Ich sehe noch immer den kleinen Kerl sprachlos sitzend, während das Blut über sein Gesicht herunterlief. Als ich ungefähr 40 Jahre später Gleb in San Francisco wieder traf, konnte auch er sich noch sehr gut an dieses Ereignis erinnern. Er zeigte mir die Narbe, die immer noch gut zu sehen war. Während einer gewissen Zeit seines Lebens in China, war er ein recht bekannter Boxer geworden. Er erzählte mir

lachend, daß die größte Narbe, die er in seinem Leben zurückbehalten habe, die sei, welche ich ihm vor langer, langer Zeit zugefügt hatte.

Die Sommer verbrachten wir in einer Datscha, einem gemieteten Sommerhaus in der Nähe der Küste, wo wir äußerst gemächlich die heißen und feuchten Tage im wahrsten Sinne des Wortes „durchschwitzten". Der Strand nahe des Hauses bot uns die verschiedensten Anregungen, wie Schwimmen, Paddeln, Sandburgenbauen, Herumtollen und all die sonstigen Dinge, die kleine Kinder begeistern können. Außerdem waren da noch die Feuerquallen, der Sonnenbrand und die Fliegen.

Die Gleise der Transsibirische Eisenbahn verliefen unmittelbar oberhalb der Küste. Und so kamen noch die uns beeindruckenden Erlebnisse beim Hören und Beobachten der vorbeifahrenden Züge hinzu. Einige von den örtlichen Draufgängern zogen manchmal eine tollkühne Schau ab. Wenn sich ein Zug näherte, ging einer der Jünglinge zu den Schienen hinauf und setzte sich mit dem Rücken zum herankommenden Zug auf das Ende einer Eisenbahnschwelle. Dies war eine andere Form von Russischem Roulette. Die Herausforderung bestand darin, dort sitzen zu bleiben, bis der ganze Zug vorbeigedonnert war. Drei Dinge konnten ihm dabei geschehen: er konnte sich durch austretenden Dampf verbrennen, er konnte von irgendeinem Gegenstand am Zug erfaßt und mitgeschleift werden oder er konnte die Nerven verlieren und davonlaufen. Aber wenn er sich einmal entschieden hatte, empfand er es, als Feigling gebrandmarkt zu werden, fast genau so schlimm, wie getötet zu werden. Nur sehr selten verließ einer dieser Jungen bereitwillig den gefährlichen Platz. Alle am Strand wurden hiervon in unterschiedlicher Weise berührt. Frauen schrien, Männer machten die Augen zu, andere konnten ihre Augen nicht davon abwenden, und Kindern wurden die Köpfe mit Handtüchern bedeckt, um sie am Zusehen zu hindern – sehr zu meinem Mißvergnügen. Man erzählte sich, daß keiner es sich mehr als dreimal zutraute, denn das vierte Mal lief es immer äußerst verhängnisvoll ab. Dies war eine pauschale Behauptung, die von allen als Tatsache akzeptiert wurde, einschließlich von den waghalsigen Draufgängern selbst.

Wenn Besuch aus der Stadt kam oder nach einem warmen Sommerregen gingen wir gewöhnlich in den Wald, um Pilze zu sammeln. Dies war stets eine fröhliche Unternehmung. Wir teilten uns in Gruppen auf. Keiner durfte für sich alleine gehen, denn die Vegetation war so dicht und stellenweise so undurchdringbar, daß jemand sehr leicht verloren

gehen konnte. Der Wald war ein dunkler, geheimnisvoller Ort. Wir überquerten die sonnenbeschienene hohe Straße und waren unmittelbar an der geschlossenen Front der Bäume mit ihrem Unterholz und dem hohen Gras. Es war wie eine mentale Trennlinie und man wähnte sich in einer anderen Welt, sobald man diese grüne Wand durchdrungen hatte. Eine feuchte Kälte umgab uns und unsere Nasen waren voll des Geruchs von vermodernder Vegetation – ein Geruch, der sich damals so in mein Bewußtsein eingegraben hat, daß ich ihn seither immer mit Pilzen verbinde. Der grelle Schein der Außenwelt wurde ersetzt durch gedämpftes mattes Licht, welches dann und wann durch den weichen Schein gebündelter Strahlen durchbrochen wurde, die durch den Filter der großen Zweige von Eichen, Maulbeer- und Ahornbäume hindurchdrangen. Am Rande von Lichtungen standen Zitterpappeln. Uns wurde erzählt, daß es Judas-Bäume wären, die nach dem Baum genannt worden wären, an dem sich Judas erhängt hat, nachdem er unseren Jesus verraten hatte. Und deshalb würden alle Bäume dieser Art auf der ganzen Welt für immer wegen der schrecklichen Tat zittern. Seither ist mir oft gesagt worden, daß es nicht der Judas-Baum sei. Aber ich habe mich dennoch stets an dem Gedanken ergötzt, daß sich dieses typische, auch bei Windstille unaufhörliche Flattern des Laubes durch diese biblische Geschichte erklärt. Dickichte aus Büschen mit fürchterlichen Dornen mußten umgangen werden. So manche grausige Überlieferung berichtete über das Schicksal von Kindern, die in diese Dickichte eingedrungen waren. Da waren riesige umgestürzte Bäume, die überklettert werden mußten, nasse, moorige Stellen, die angeblich einen Menschen in Minutenschnelle verschlucken würden, glasklare Bäche, auf denen herabgefallene Blätter in Formationen dahinglitten. Die ganze Luft war durchdrungen vom Geruch der Fruchtbarkeit eines Waldes.

Ausrufe des Triumphes kündigten das Auffinden von Pilzen an und die Bäume warfen das Echo des Johlens und Lachens zurück. Wenn die menschlichen Laute leiser wurden oder ganz aufhörten, war der Notruf ein lautes „Aoooh“, welches sofort von allen Seiten mit einem „Aoooh“ beantwortet wurde und einem die Richtung zu den anderen anzeigte, und einem das Gefühl der Sicherheit gab.

Der Wald war reich an Pilzen. Es gab dort sieben oder acht genießbare Sorten, aber auch giftige Pilze wuchsen dort, die jedoch leicht zu erkennen waren und unangetastet blieben. Ein Teil der gesammelten Pilze wurde eingelegt, einige wurden getrocknet oder gleich frisch in Butter gedünstet. Aber die aufregendste Sache war, unter Farnkraut zu schauen

oder um einen dicken Baum herumzukommen und Pilze, die einen großen Ring bildeten, zu entdecken. Ich bevorzugte eine große weiße, zum Einlegen geeignete Sorte, deren Auffinden jedesmal ein besonderes Ereignis war. Wenn wir dann nach Hause kamen, begann die fröhliche Verarbeitung mit dem Reinigen, Waschen, Einlegen und Auffädeln der zum Trocknen vorgesehenen Pilze auf lange Schnüre, die dann in der Sonne aufgehängt wurden.

Dieser Wald war die südliche Grenze einer endlosen Waldlandschaft, unberührt von jeglicher Zivilisation und weitgehend unerforscht, die sich gen Norden bis zur Tundra ausdehnte. Chinesische Banditen, „Hunghudzen" genannt, lebten dort weit im Inneren und verlangten von jedem, der in ihrem Gebiet jagen oder Fallen stellen wollte, eine Abgabe. Das waren unbändige und brutale Leute, die notfalls durch Foltern ihre Einkünfte erzwangen. Ein armer unbekannter Russe, der als Deserteur in die Wälder floh, weil er meinte, dort sicher zu sein, wurde von den „Hunghudzen" weil er nichts bezahlen konnte, nackt ausgezogen und mit Draht horizontal aufgehängt. Dort, wo das Fleisch zwischen den Drähten durchquoll, wurde die Haut regelrecht abgeschält. Dann wurde er, kaum mehr am Leben, am Waldrand als abschreckendes Beispiel liegen gelassen.

Die Datscha war ein großes, weitläufiges, einstöckiges Haus. Die Eigentümer vermehrten ihre Einnahmen im Sommer durch dessen Vermietung. Sie selbst zogen in eine Hütte am hinteren Teil des Grundstücks und dienten den Mietern als Koch und Diener. Sie hielten Hühner und eine Kuh. So hatten wir täglich frische Eier und Milch. Die Butter wurde durch das ruckartige Hin- und Herschütteln eines horizontal von der Decke herunterhängenden Glasbehälters gewonnen, der mit Sahne gefüllt war. Ich durfte die Butter machen (ich vermute, besonders an sehr heißen Tagen). Es war faszinierend, den Prozeß des sich Trennens und des Festwerdens zu beobachten und dann die köstliche, frische und noch ungesalzene Butter zu kosten.

Im Haus gab es keine Toilette. Wir mußten ein gewisses Häuschen draußen benutzen. Der Besitzer der Datscha hatte einen Sohn im jugendlichen Alter, der mich faszinierte, weil, wann immer er die Toilette benutzte, Jagdhorn ähnliche Geräusche aus dem kleinen Häuschen drangen. Ich beobachtete ihn, um mir dann diese erstaunlichen Mißklänge anzuhören. Dieser junge Mann fand später seinen Weg in die Vereinigten Staaten, veramerikanisierte seinen Namen und wurde ein sehr

wohlhabender Straßenbauunternehmer in San Jose, Kalifornien. Ich war nicht erstaunt, als ich davon hörte, denn jemand, der solche Geräusche von sich geben konnte, mußte im Leben erfolgreich sein.

Die Datscha lag in der Nähe einer 19 Meilen (30 km) von Wladiwostok entfernten Haltestelle der Eisenbahn. Mit einer für die Russen ungewöhnlichen Logik wurde sie „Devetnatznaya Versta“ oder „Die 19. Meile“ genannt und gewöhnlich in „Devetnatzka“ abgekürzt. Heutzutage denken wir uns nichts dabei, in einen Zug zu steigen um 19 Meilen mit ihm zu fahren. In jenen Tagen aber war es ein größeres Ereignis – eine Expedition. Gewöhnlich fuhren zwei Familien gemeinsam, einschließlich zweier Mütter, einer gemeinsamen Kinderschar, Gouvernanten, Kinderfrauen, und meistens noch ein chinesischer Laufbursche. Meistens waren es neun oder zehn Personen. Die Vorbereitungen wurden zu Beginn des Frühlings getroffen. Kisten, Koffer, Schachteln und Bündel wurden nach und nach gefüllt. Ein kleiner Samowar sowie Kessel und Pfanne, die nicht in die Kisten paßten, wurden außen an die Bündel geschnürt. Dann kam endlich der Tag vor unserem großen Abenteuer und alles wurde in unsere drei oder vier mit Pferden bespannten Droschken verstaut und zum Bahnhof transportiert. Die Ehemänner kamen stets im letzten Moment, um ihre Familien bei diesem Aufbruch zu sehen. Da der Zug in Wladiwostok eingesetzt wurde, hatte man ausreichend Zeit, um den Abtransport des Gepäcks zu organisieren. Das Problem ergab sich in Devetnatzka. Der Zug hielt dort nur für drei Minuten. Kein Russe konnte sich vorstellen, daß man in drei Minuten das alles alleine erledigen könne, alle Kisten, Koffer, Schachteln und Bündeln mit klimpernden Pötten und Pfannen auszuladen. Näherte sich der Zug Devetnatzka, waren die Nerven in der Erwartung der Katastrophe aufs Äußerste angespannt. Die Damen verwandelten sich in Schicksalsgöttinnen, jede ihre Kinderschar zur Ausgangstür drängend, obwohl wir noch Meilen von unserer Station entfernt waren.

Ich glaube, die Einzigen, die ruhig und gelassen blieben, waren mein Vater und meine sieben Jahre ältere Schwester Jenia, die in ihrer eigenen Welt der Jungmädchenträume lebte. Meine Mutter rief: „Alik, Du hältst Jenia an der Hand, und Jenia, Du bleibst dicht bei Lizochka. Laßt niemanden vor Euch, sonst kommen wir nicht rechtzeitig aus dem Zug. Und stellt Euch vor, was für einen Sommer ihr haben werdet, wenn all Eure Sachen in Habarowsk landen würden. Marisha, wo ist Bobka?“

Marina Artemionowa, genannt „Marisha“, war die andere Mutter. Sie blickte verwirrt um sich und antwortete: „Vor einer Minute war er noch hier. Lieber Gott, diese Kinder. Warum können sie niemals gehorchen?“ Und zu ihrem Mann am anderen Ende des Waggons: „Wladimir, ist Bobka bei Dir? Was machst Du überhaupt dahinten? Was? Dann ist ja gut, behalte ihn bei Dir. Wir sind gleich da.“

Und Jenia murmelte vor sich hin: „Wir kommen jetzt zunächst erst zur 15-Meilen-Haltestelle. Es ist noch so viel Zeit.“

Und so ging es, bis wir uns dann endlich alle auf der äußeren Plattform zusammendrängten und irgendjemand irgendwie dafür gesorgt hatte, daß keiner von uns und nichts von unseren Sachen verloren gegangen war.

Die Väter blieben in der Stadt, gingen ihrer Arbeit nach und kamen nur für verlängerte Wochenenden zu uns. Es war stets aufregend, wenn mein Vater bei uns war. Er war ein begeisterter Angler sowie Schmetterlings- und Käfersammler. Bei seinen Fischfangausflügen habe ich ihn nicht begleitet. Er fuhr mit einem ganz flachen Boot mitten in der Nacht hinaus und lockte die Fische mit einer hellen Karbidlampe an und erlegte sie dann mit einer leichten Harpune. In den frühen Morgenstunden gab es einige Lachse, Rochen, die die Chinesen besonders mögen, und ein wahres Sortiment sonstiger Meeresungeheuer. Auch wenn ich damals als Kind an seinen Fischereiausflügen nicht teilnehmen durfte, war ich dennoch bereits in jungen Jahren alleine von der Idee sehr angetan. Als ich später in meinem Leben nach Monterey in Kalifornien zog, wurde ich ein glühender, selbstständiger Hochseeangler und liebte die abenteuerlichen Vergnügen beim Fischen in der Bucht von Monterey, Mexiko, und in Alaska.

Meine Mutter fuhr mit meinem Vater nur einmal hinaus zum Fischen. Sie wollte ihm eine gute Sportskameradin sein. Aber noch Jahre danach erzählte sie von ihren Qualen in jener Nacht. Neben ihrer Seekrankheit mußte sie mit den elektrisierenden Rochen kämpfen, die mein Vater harpunierte. Diese, so versicherte sie, tobten wild auf dem Boden des Bootes herum und sprühten Funken wie kleine Blitze, die wiederum das Wasser im Boot elektrifizierten. Und sie hätten meine Mutter angebellt wie wild gewordene Hunde. Sie wollte einfach nicht auf ihren kleinen, lieben Sohn hören, daß sie lediglich für dieses entsetzliche Erlebnis ausgenutzt wurde.

Mein Vater und sein Freund Dr. Moltrecht waren Amateur-Entomologen mit einem beachtlichen Ansehen, spezialisiert auf die Insektenarten des Fernen Ostens. Sie sammelten Schmetterlinge, Nachtfalter und Käfer, die sie professionell in Kästen mit Glasdeckeln unterbrachten, um sie eventuell irgendwann einmal einem Museum zu schenken. Es machte Spaß, mit ihnen und ihren Schmetterlingsnetzen am Tag loszugehen, aber ein echtes Erlebnis war die Nachtjagd. Nicht nur, daß sie einen leuchtenden Leim auf die Gartenpfosten und auf die Spitzen von sonstigen Pfählen sprühten, sondern zum Ärgernis der Nachbarn hängten sie auf der Veranda von oben bis unten weiße Tücher auf, die sie mit strahlend hellen Karbidlampen beschienen. Dies zog eine unvorstellbare Vielzahl von Insekten an. Besonders spektakulär waren die Nachtfalter in ihrer Größe und wunderschönen Farbenpracht. Man mußte sie ganz besonders vorsichtig behandeln, um nicht die ganz feine Struktur ihrer Flügel zu zerstören bzw. zumindest einige ihrer Farben, die wie Puder sehr leicht abgingen. Gelegentlich flog ein großer Nashornkäfer oder riesiger Holzbock mit der Geschwindigkeit eines Geschosses gegen eines der Tücher. Eine meiner schönsten Erinnerungen ist, Dr. Moltrecht nachts oben auf einem Laternenpfosten, beim Versuch, einen Nachtfalter mit einem Schmetterlingsnetz zu fangen. Um diese Szene richtig genießen zu können, muß man sich zunächst die Erscheinung des Doktors vor Augen führen. Er war von kleiner und drahtiger Gestalt, unverwechselbar bekleidet mit einem schwarzen Anzug einschließlich einer schwarzen Weste mit einem hohen, steifen Kragen in der Art von Herbert Hoover. Auf seiner Nase saß gespreizt ein Kneifer, der mit einem schwarzen Seidenband an seinem Revers befestigt war. Und das Ganze wurde komplettiert durch einen schwarzen Homburger auf seinem Kopf. Er sah immer wie für die Teilnahme an einer Beerdigung oder für die Wahrnehmung einer diplomatischen Mission gekleidet aus. Man kann sich eine ungeeignetere Person nicht vorstellen, die sich mit einer Hand oben an einem Laternenpfahl festhält und mit der anderen ein Schmetterlingsnetz hin- und herwedelt. Angestrahlt von der Straßenlaterne sah er einer klassischen Hexe im Flug sehr ähnlich. Alle Hausbewohner kamen nach draußen und bemühten sich sehr, nicht laut zu lachen. Aber jedesmal wenn jemand dazu kam und einen Blick auf diese unmögliche Figur oben auf dem Laternenpfahl warf, begann das allgemeine Gelächter von neuem. Ich glaube, ich erinnere mich so genau an dieses Ereignis, weil es für mich das erste Mal war, daß ich mich mit den Erwachsenen amüsierte und einen Spaß gemeinsam mit ihnen erlebte.

Der arme Dr. Moltrecht verübte, soweit es meine Mutter betraf, eine unverzeihliche Sünde. Zu jener Zeit war es für die russischen Jungen modern, den Schädel kahl geschoren zu haben. Alle einfachen Soldaten im russischen Heer waren geschoren, und so auch viele der jüngeren Knaben. Als fünf oder sechs Jahre alter Junge wollte ich unbedingt so wie diese aussehen. Bei irgendeiner Gelegenheit nahm mich Dr. Moltrecht mit zu seiner Datscha, um mir einige neue Falter zu zeigen, die er gefangen hatte. Dabei kamen wir plötzlich auf die Idee, daß er mir den Kopf kahl scheren sollte. Als er mich dann zurückbrachte und wir stolz sein handwerkliches Können zur Schau stellten, warf meine Mutter nur einen Blick darauf, kam auf mich zu, nahm mich in die Arme und schluchzte: „Oh, mein Gott, mein kleiner Liebling, was hat man Dir angetan? Ich kann Dich ja kaum mehr erkennen. Du bist nicht mehr mein Sohn, Du siehst aus wie der Balg eines Arbeiters. Geh mir aus den Augen. Geh! Geh sonst wohin!“ Als ich dann hastig davoneilte, konnte ich noch hören, wie sie sich mit zorniger Stimme an Dr. Moltrecht wandte. Ich weiß nicht, was sie ihm alles sagte, aber das war das Ende der Freundschaft. Ich habe diesen feinen Herrn nie wieder gesehen. Immer wenn meine Mutter oder einer ihrer Angehörigen beleidigt wurde, konnte sie es nicht verzeihen und blieb unnachgiebig. Ich glaube allerdings, daß sie, hätte mein Vater ihr geduldig und gut zugeredet, letztendlich in diesem Fall doch noch einer Erneuerung der Freundschaft zugestimmt hätte. Aber da es das letzte Jahr war, in welchem wir zur Datscha hinausfahren konnten und in unserem Leben von da an alles bergab ging, gab es keine Möglichkeit einer Aussöhnung mehr.

3. Kapitel

Zwischenspiel

Dem Prinzen Galytzin und seiner amerikanischen Frau folgte eine immer größer werdende Anzahl weiterer Flüchtlinge, die dem Bürgerkrieg zu entkommen suchten, als die Eisenbahn nur noch die einzige Möglichkeit war, um in den Osten zu gelangen. Und da diese in Wladiwostok endete, waren es all die Schwachen, Kranken und Verzweifelten, die dort landeten. Praktisch ergoß sich aus jedem Zug der eintraf ein Haufen von Menschen, von denen einige Meilen und Meilen auf dem Dach eines Waggons zugebracht hatten. Freunde der Familie, entfernte Verwandte und Freunde von Freunden baten um unsere Gastfreundschaft. Bei uns schliefen die Menschen auf dem Fußboden und sogar auf dem riesigen Eßzimmertisch. Sie blieben für Tage oder auch für einige Wochen, bis man für sie eine andere Bleibe gefunden hatte oder bis sie nach Japan, China, in die Mandschurei oder sogar nach Amerika aufbrachen.

Für mich war das alles sehr aufregend. Und ich kann mich nicht erinnern, daß meine Eltern mich durch ihre übermäßige Arbeitsbelastung beim Entwirren des Chaos in irgendeiner Weise einschränkten. Meine Schwester und ich bewohnten ein sehr großes Zimmer, in dem der hintere Teil als Privatbereich für meine Eltern abgeteilt war. In diesem Raum regierte unsere Gouvernante Lizochka. Sie war Lehrerin, Ansprechpartnerin, Krankenpflegerin, Schiedsrichterin, Philosophin und Schutzengel in einer Person. Ihr Reich war unantastbar und niemand von den um das Überleben Kämpfenden durfte sich in unserem Refugium aufhalten. Wahrscheinlich waren es die Auswirkungen dieser Schutzzone, die es mir ermöglichten, weiterhin ein normales Leben zu führen und mir die notwendige Sicherheit gaben, um mit dem Getümmel im übrigen Teil des Hauses fertig zu werden.

Die einzige Ausnahme von diesem Arrangement wurde ein Desaster. Ein junger Mann in Uniform und einem bandagierten Arm, sein Name war, soweit ich mich erinnere, Nikolai, wurde in unser Allerheiligstes eingeführt. Weil er ein entfernter Verwandter war, verwundet und noch sehr jung, dachte man, daß er in unsere privaten Räumlichkeiten passen würde. Zunächst verlief alles sehr positiv, da Nikolai sich nicht sehr gut fühlte und er die ihm zuteilwerdenden Aufmerksamkeiten als verwun-

deter Held genoß. Ich war tief beeindruckt. Jedesmal wenn sein Verband gewechselt wurde, wollte ich seinen Arm mit den beiden blauen runden Wunden sehen, wo die Kugel durchgegangen war. Er genoß es und er schwelgte in der ihm entgegengebrachten Beachtung und Bewunderung. Es dauerte jedoch nicht lange, bis er meinte, wir seien nur dazu da, ihm seine Wünsche zu erfüllen. Bei zunehmender Gesundung wurde er auch noch schlecht gelaunt, arrogant und rücksichtslos.

Die Gelegenheit, die schließlich seinen Besuch zu einem plötzlichen Abbruch führte, war eine lustige Geschichte, jagte mir aber einen schönen Schrecken ein. Wir hatten kein fließendes Wasser im Haus. So kam jeden Tag ein Chinese mit zwei Pferden, die einen Wassertank auf Rädern den Berg hinaufzogen. Mit einem Eimer füllte er dann ein großes Faß in unserer Küche auf. Das war unsere Wasserversorgung. In unserem Zimmer hatten wir einen raffinierten Apparat aus Blech über dem Waschbecken als Vorratstank. Wenn wir einen Wasserhahn öffneten, lief warmes Wasser in das Becken und floß von dort in einen ähnlichen Tank unterhalb des Beckens ab. Dies ermöglichte uns, solange wir sparsam damit umgingen, den Luxus fließendem warmen Wassers, welches vorher in der Küche erhitzt und mittels eines Eimers in den Vorratstank gegossen wurde.

Nikolai hatte sich angewöhnt, lange zu schlafen. Wenn er dann aufstand und sich rasieren wollte, war das meiste Wasser bereits verbraucht. Immer wieder seifte er sein Gesicht ein und war dann ohne Wasser. Er haßte es, spärlich bekleidet und im Gesicht voller Seifenschaum durch das ganze Haus bis in die Küche laufen zu müssen, um sich frisches Wasser zu holen. Es wurde ihm immer wieder empfohlen, den Wasserstand zu prüfen, bevor er mit dem Rasieren beginnt und dann auch nicht so verschwenderisch mit dem Wasser umzugehen. Ich nehme an, daß meine Schwester bewußt Wasser abfließen ließ bevor er aufstand, weil auch sie ihn, genauso wie Lizochka, total ablehnte.

Als es dann in der gleichen Weise wieder geschah, daß er ohne Wasser war, befahl er mir, neues Wasser zu holen, anstatt es selbst zu tun.
Lizochka protestierte: „Nikolai Iwanowitsch, Sie können nicht dem jungen Herrn befehlen, Ihnen das Wasser zu holen. Sie hätten ..."

Nikolai unterbrach sie und schrie: „Scheren Sie sich zur Hölle, Sie dürre alte Jungfer! Sie tun mir das mit Absicht an, und der kleine Balg wird das machen, was ich ihm sage."

Er kam in drohender Gebärde auf mich zu, als ob er mich schlagen wollte. Ich rannte fort, Lizochka lief weinend zu meinen Eltern: „Baron, Baron, kommen Sie schnell. Nikolai dreht durch!“ Und meine furchtlose Schwester begann, ihn mit Büchern zu bewerfen.

Glücklicherweise war mein Vater zuhause. Er stürmte ins Zimmer und machte den jungen Mann regelrecht fertig. Er war wütend und äußerst aufgebracht. Es bedurfte schon einiges, um meinen Vater wieder zu beruhigen. Nikolai hatte einen ernsthaften Bruch erzeugt. Ausschließlich Vater, Mutter und die Gouvernante hatten das Recht, den Sohn des Hauses zu maßregeln – und sonst niemand. Deren Macht über mich war nahezu absolut, aber sonst hatte niemand Gewalt über mich.

Ein russischer Heeresoffizier kam in dem Moment unerwartet zu Besuch. Als er von dem Vorfall hörte, befahl er Nikolai, sich sofort bei ihm zu melden. In Unterwäsche mit noch Seife am Kinn verlor der junge Mann alle Wut und Arroganz und gab nur noch eine komische Figur ab, als er vor dem Offizier strammstand. Der Offizier verlangte von Nikolai den Namen seines Regiments und seines Vorgesetzten und befahl ihm, sich auf der Stelle bei seinem Regiment zum Rapport zu melden. Nikolai zog sich an, packte seine Sachen und verschwand umgehend. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Man mag sich über die widerspruchslose Unterordnung von Nikolai wundern. Daher muß erläutert werden, daß im vorrevolutionären Rußland jeder Offizier das Recht hatte, jedweden Soldaten oder im Dienstgrad niedrigeren Offizier, wo auch immer in dem riesigen Reich, disziplinarisch heranzunehmen mit dem Befehl, sich bei seinem Regiment zu melden und dort den Grund für die Beanstandung zu melden. Derartiges geschah oft genug, und die Bestrafung für die Unterlassung der befohlenen Meldung war so hart, daß es kaum einer wagte, diesen Befehl nicht auszuführen.

Ohne fließendes Wasser im Haus war das Baden ein Problem. Obwohl die Menschen zu jener Zeit regelmäßiges Baden nicht für nötig oder sogar für ungesund hielten, war dann und wann der Zeitpunkt erreicht, an dem eine Reinigung von Kopf bis Fuß erforderlich wurde. Als ich noch ganz klein war, wurde ich in der Küche, dem wärmsten Raum des Hauses, in einer auf einem Gestell stehenden Zinkwanne gebadet. Später gingen Lizochka, Jenia und ich in ein öffentliches Badehaus.

Ich erinnere mich an das Badehaus, ein riesiges, mehrstöckiges Gebäude. Wenn man es betrat, wurde man umgeben von heißer, dampfender Luft, die nach Seife, Körperausdünstung, Pfeifenrauch, verschiedenen Parfüms und anderem Undefinierbaren roch. Eine Frau saß am Eingang und Lizochkas Unterhaltung mit ihr bewirkte, daß ein Begleiter mit den Armen voll mit angewärmten Handtüchern uns in eine Abteilung führte, die aus drei Räumen bestand, einem Umkleideraum, einem Badezimmer mit einer riesigen Badewanne und einem Waschbecken und einem kleinen Saunaraum. Das Badezimmer war völlig ausgekachelt, und zu meinem größten Vergnügen störte sich niemand daran, wie viel Wasser man auf den Fußboden verspritzte. Wir zogen uns aus. Lizochka und Jenia verschwanden zunächst in der Sauna und ich war alleine, frei, um mich in die Vorstellung zu versetzen, ich wäre ein Ataman der Kosaken und würde meine Männer durch einen reißenden Strom führen. Oder ich war Taras Bulba, der sagenumwobene Kosakenpirat, auf meinem Weg nach Persien, um es mit meinen Getreuen zu verwüsten. Kosaken sind in der russischen Heimatdichtung das, was in Amerika die Legenden um die Cowboys sind. Damals wurden sie als die unbesiegbaren Kämpfer zum Schutz des orthodoxen Glaubens, des Heiligen Rußlands und unseres Väterchens, dem Zar, dargestellt. Ich bin sicher, heute repräsentieren sie die großen Helden der Revolution und die unbesiegbaren Kämpfer zum Schutz des kommunistischen Credos, Mütterchen Rußland und die Größen der Sowjetunion.

Die mächtige Kathedrale gegenüber von uns auf der anderen Seite der Straße war das religiöse Zentrum unserer Stadt. Ein heiliger Mann, oder auch Einsiedler, lebte dort auf dem Gelände ausschließlich im Freien. In meinen Erinnerungen war er von großer Gestalt und so behaart, daß das Einzige, was man in seinem Gesicht wahrnehmen konnte, seine auffallend roten Lippen und seine großen freundlichen Augen waren. Die einzige Zeit, die er, Sommer oder Winter, in einem Gebäude verbrachte, waren seine Gebetsstunden in der Kathedrale. Er schlief auf einer Bank und besaß nicht mehr, als er auf dem Leib trug. Nachbarn und Besucher brachten ihm Essen, welches er meist noch mit Bettlern aus der Umgebung teilte. Er wurde als guter und heiliger Mann angesehen und Menschen kamen mit ihren Sorgen zu ihm, um sich seinen Rat und seinen Segen zu holen.

„Wie heißt er?“ fragte ich Lizochka.
„Er hat keinen Namen,“ war ihre Antwort.
„Besitzt er wirklich gar nichts?“

„Nein, alles was er hatte, hat er den Armen gegeben. Er benötigt nichts."
„Aber was macht er denn den ganzen Tag und die ganze Nacht?"
„Er betet."
„Worum betet er, wenn er doch nichts braucht?"
Sie sah mich amüsiert an. „Er betet nicht für sich. Er betet für die vielen Armen, die Unglücklichen und die Kranken. Er betet für den Frieden. Er betet für die Menschen, die zu ihm kamen, um Trost durch seinen Segen zu finden. Niemals betet er für sich. Und Du solltest in Deinen Gebeten auch an andere Menschen denken."

Die Winter in Wladiwostok waren sehr streng, und ich weiß nicht, wie oft der Heilige diese überlebt hat. Aber eines Tages, als ich während unseres Spaziergangs Lizochka bat, den Eremiten zu besuchen, sagte sie: "Der heilige Mann ist zu seinem Vater gegangen, um ihn zu besuchen."
„Was meinst Du damit, Lizochka? Er ist doch viel zu alt, um einen Vater zu haben. Und außerdem hat er doch einen Eid geleistet, niemals wieder ein Gebäude zu betreten."
Lizochka antwortete: "Alescha, ich mein doch, er ist zu Gott gegangen, zum Heiligen Vater von uns allen."
„Aber wie denn? Wie kann man denn zu Gott gehen? Hat jemand ihn dorthin gehen sehen? Ist er zum Himmel hinaufgeflogen?"
Ich nehme an, sie wollte mir den Gedanken ersparen, daß der alte Mann erfroren ist. Ich sollte vielmehr ein Bild von ihm behalten, wie er in sitzender Haltung, die Arme gen Himmel ausgestreckt, mit einem Lächeln auf seinen rosa Lippen, sich schwebend schneller und schneller zum Himmel erhebt. Es war ein schöner Gedanke, und ich war sehr zufrieden mit ihm, obwohl etwas Unsicherheit aufkam beim seltsamen Lächeln meiner Mutter, als ich ihr ganz aufgeregt von diesem großen Ereignis berichtete.

Die Kirche war wohl die einzige wirkliche Demokratie in ganz Rußland. Denn die Tatsache, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, war sonst nur schwer zu erkennen. Die russischen Kirchen hatten keine Sitzplätze und, anders als in Kirchen Englands und der alten Neu-Englischen (*anglikanischen*) Kirche, wo die privilegierten Familien vom gemeinen Volk abgetrennte Gestühle hatten, standen alle dicht gedrängt, sozusagen Backe an Backe, nebeneinander – stinkende Bauern in ihrer ungepflegten Kleidung aus Schafspelzen neben reichen Damen in kostbaren Fellen, Generäle neben einfachen Soldaten, Bettler neben Bankiers.

Zu einigen besonderen Gelegenheiten ging Lizochka mit mir in die Kathedrale. Mein Vater, seiner deutschen Abstammung treu, war ein evangelischer Lutheraner und kam aus dieser Überzeugung heraus nicht mit. Ich hörte ihn etwas von Götzenanbetung murmeln, kannte aber damals noch nicht des Wortes volle Bedeutung. Als meine Mutter heiratete, wurde auch sie Lutheranerin. Aber ich vermute, sie war nicht religiös genug, um ihre charakterliche Eigenart, sich niemals für das eine oder das andere entscheiden zu können, wenigstens auf diesem Gebiet zu überwinden.

So blieb nur ich als Begleitung für Lizochkas Kirchgänge übrig. Ich wußte damals nicht, daß sie eine überzeugte Agnostikerin war (*Überzeugung, daß die metaphysische Frage nach Gott und die Frage nach dem Sinn des Daseins und der Geschichte unlösbar sind*). Aber ich erinnere mich daran, daß sie sich bekreuzigte und mit all den anderen Menschen auf den kalten und harten Fußboden hinkniete.

Ostern ist bei weitem das fröhlichste und ausgedehnteste religiöse Fest in Rußland. Es findet in der Nacht zum Ostersonntag statt und kulminiert um Mitternacht mit dem Ausruf: „Christus ist auferstanden“. Die Menschen feierten nach dem Gottesdienst bis weit in den nächsten Tag hinein. Sie besuchten sich gegenseitig, und in den Häusern standen Tische, beladen mit Sakusken, der russischen Art belegter Brote, Wodka, Champagner, besondere Kuchen und einem cremigen, süßen Käse, den wir Paścha nannten und den es nur zu dieser Gelegenheit gab. Die Leute bekannten sich unter Freunden und mit Fremden zu dem „Christus ist auferstanden“, als wenn dieses große Ereignis tatsächlich gerade erst stattgefunden hätte. Und dann umarmten sie sich und küßten sich vor Freude.

Mir erschien die Kathedrale gewaltig und voller geheimnisumwitterter Rätsel. Die sehr hohe Wand hinter dem Altar glitzerte bis oben hin von Gold mit kunstvollen Schnitzereien und einer Vielzahl von Ikonen. Zu Ostern hielt der Metropolit (der Erzbischof) persönlich die Messe. Er und seine ihm assistierenden Priester mit langen Haaren und Bärten glänzten in leuchtend hellen Gewändern. Ministranten schwenkten Weihrauchgefäße. Die harmonischen Gesänge eines unsichtbaren Chores erfüllten die Kirche, als ob es tatsächlich Stimmen der Engel im Himmel wären.

Rechts neben dem Altar stand in Tischhöhe ein kunstvoll gestalteter, mit Glas abgedeckter Sarg, darin liegend eine Wachsplastik von Jesus. Die Menschen gingen in tiefer Trauer am Sarg vorbei, manche küßten den Glasdeckel, andere berührten ihn nur mit ihren Fingern. Dabei bekreuzigten sie sich in einem fort und einige weinten. Der Strom der Menschen floß, wie ein langsam fließender Fluß am Metropoliten vorbei, der sie segnete und mit geweihtem Wasser aus einer Schüssel mittels einer Bürste bespritzte, die aussah wie ein großer Rasierpinsel. Er schlug über ihren Köpfen mit der Bürste das Zeichen des Kreuzes. Menschen, die nahe genug an ihn herankamen, küßten den Saum seines Gewandes.

Ich erinnere mich daran, daß meine Mutter Lizochka die Weisung erteilte, daß ich unter keinen Umständen den Deckel des Sarges oder den Saum des Priestergewandes küssen dürfe. Ich erinnere mich auch daran, daß ich mich ausgeschlossen fühlte, weil es mir in dem allgemeinen Durcheinander und der Freude nach der Verkündung „Christus ist auferstanden“ unmöglich gewesen war, zu sehen, wie Christus aus dem Sarg herausgekommen ist und wohin er dann verschwunden ist. Lizochka sagte mir, er sei zu seinem Vater gegangen, zu demselben, zu dem auch der Heilige gegangen war.

Die amerikanischen Interventionstruppen waren angeblich nach Sibirien entsandt worden, um die Transsibirische Eisenbahnverbindung offen zu halten und den tschechoslowakischen Gefangenen zu helfen, wieder nach Europa zurückzukehren. Der Befehl an General Graves kam nicht aus dem Verteidigungsministerium, sondern als ‚Aide Memoir’ direkt von Präsident Wilson, jedoch ohne von ihm unterschrieben worden zu sein. Das ‚Aide Memoir’ verbat wörtlich jegliche Einmischung in russische internationale Angelegenheiten. Da gab also das Außenministerium einen anonymen Befehl an einen militärischen Kommandeur, der dann, als er in Wladiwostok eintraf, feststellen mußte, daß die Tschechoslowaken eigentlich seiner Hilfe gar nicht bedurften. Sie hatten sich inzwischen selbst bewaffnet und hielten die Eisenbahn mehr oder weniger unter ihrer eigenen Kontrolle. Außerdem stellte Graves fest, daß die anderen Alliierten Truppen, besonders die Briten und Japaner, in der Tat, wenn auch in bescheidenem Ausmaß, die Weiß-Russen in ihrem Kampf gegen die Bolschewiken unterstützten. General Graves beharrliche und wortgetreue Befolgung seines Befehls der Nichteinmischung in russische Angelegenheiten, führte zu dauernden Reibereien und Streitigkeiten mit den übrigen Alliierten. Es wäre interessant darüber zu spekulieren, in wie weit der spätere Verlauf der Weltgeschichte beeinflußt

worden wäre, wenn General Graves mehr Staatsmann gewesen wäre und das getan hätte, was offensichtlich von ihm erwartet wurde: jenen Russen zu helfen, die gegen die Bolschewiken kämpften.

Zu Beginn des Jahres 1919 begann die politische Situation einige vielversprechende Fortschritte zu machen. Koltschaks Armee fing an mit britischer und japanischer Unterstützung sowie mit der Hilfe des amerikanischen Roten Kreuzes, das nicht unter der Weisungsbefugnis von General Graves stand, eine beachtliche Stärke zu zeigen. Außerdem sah es so aus, als ob sich die Tschechoslowaken unter General Gaida mit Koltschak in einer starken Front gegen die vordringende Rote Armee verbinden würden. Es war aber offensichtlich, daß sich die Situation für die Bevölkerung weiterhin verschlechtern würde. Daher wurde beschlossen, daß die Frauen und Kinder unserer und einiger befreundeter Familien nach Nagasaki in Japan ausweichen sollen, um dort das Ende der Unruhen abzuwarten.

4. Kapitel

Hiatus in Japan

Es war Ende März oder Anfang April 1919 – ich war sieben Jahre alt – als meine Mutter, meine Schwester, meine Gouvernante und ich, und außerdem noch Marina Artemionowa Harounjeff, von ihren Freunden Marisha genannt, mit ihrem Sohn Bobka und eine Menge sonstiger russischer Frauen und Kinder auf einem russischen Passagierdampfer, der „Simbirsk“, nach Japan übersetzten. Die Harounjeffs waren, wie bereits im vorigen Kapitel erwähnt, enge Freunde von uns, mit denen wir in besseren Zeiten den Sommer gemeinsam in Devetnatzka verbracht hatten.



Der alte Kohlendampfer benötigte zwei Tage, um Nagasaki zu erreichen. Während dieser ganzen Zeit waren meine Mutter und ich seekrank. Wir teilten uns die Kabine mit einer russischen Frau, die eine Heilige gewesen sein muß. Vor dem Schlafengehen in die obere Koje des doppelstöckigen Bettes hatte ich nichts anderes als lediglich Orangen gegessen. Mitten in der Nacht erbrach ich aus dem tiefsten Schlaf heraus über die Bettkante. In der Koje unter mir war die arme Frau die „Empfängerin“ von all dem, was bei mir herauskam. Nicht nur, daß sie das Ganze ohne Groll hinnahm, sondern sie übernahm die wesentlichsten Reinigungs-

arbeiten, da sich meine Mutter selbst in einem miserablen Zustand befand. Am nächsten Morgen lachte die Frau auch noch darüber, wie ich sie mit „Orangeade“ überzogen hätte.

Unsere Ankunft in Nagasaki ist mir sehr lebhaft in Erinnerung geblieben. Es war spät nachmittags und erstmals erlebte ich die Erregung und die Spannung bei der langsamen Annäherung eines Schiffes an eine fremde Küste und nahm dabei diese Gefühle eines nach dem anderen sehr deutlich wahr. Ich habe seither keine andere Art des Reisens kennengelernt, welche diese Art der Spannung erzeugen kann. Wir hatten mehrere faszinierende Stunden mit stetig wachsender Neugierde, während sich die zunächst bleistiftdünne Linie am Horizont zu einer Kette von Bergen, Hügeln, Tälern und Vorgebirgen entwickelte. Und schließlich landeten wir in einem Hafen voller Schlepper und Sampans (*Wohnboote*), die voller Hast in alle Richtungen hin und her eilten. Um uns herum ankerten Schiffe unter fremden Flaggen und zwischen ihnen hindurch konnten wir Gebäude in allen Größen sehen, deren mehrfach überein-andergestellten Dächer uns sehr fremd und exotisch vorkamen. Eine ungeheure Vielzahl von kleinen, fremdartig gekleideten Menschen ging ihrer Arbeit nach. Eine unserer Damen äußerte laut und vernehmlich: „Schaut, wie klein die sind – und deren Arme sind dabei so lang! Sie sehen wirklich aus wie die Affen.“ Den Russen schmerzte immer noch die erniedrigende Niederlage gegen die Japaner vor 14 Jahren und sie neigten daher dazu, alles Japanische zu verunglimpfen.

Irgendjemand rief: „Seht nur hinauf zu den Hügeln oberhalb der Stadt. Seht ihr diese wunderschönen Farbflecke? Sie sehen doch aus wie durchsichtige rosa Wolken.“ Wir waren mit dem Beobachten des Hafenbetriebs so beschäftigt gewesen, daß wir die Hügel gar nicht wahrgenommen hatten, die Nagasaki umgeben wie das Rund eines Amphitheaters die Bühne in seiner Mitte. Die Sonne stand hinter uns und ihre Strahlen verstärkten das Leuchten der „rosa Wolken“ – Kirschbäume in voller Blüte.

Das Verlassen des Schiffes war eine unvorstellbar langwierige Angelegenheit. Die japanische Bürokratie arbeitete peinlichst genau bis ins Detail, sorgfältig, langsam und ohne ein Lächeln. Die Tatsache, daß wir Russen auf einem russischen Schiff waren, veranlaßte sie wohl, übergenau mit uns umzugehen.

In der Zwischenzeit beobachteten die Passagiere, wie das Schiff Kohle übernahm. Große Schuten (*Schleppkähne ohne eigenen Antrieb*) näherten sich und dann geschah nichts, bevor nicht ein senkrechter Klettersteg konstruiert war. Dieser reichte dann unten von der Schute bis zu den sich weit oberhalb befindenden Kohlebunkern der Simbirsk.
Japanerinnen schaufelten dann in der Schute die Kohle in flache Strohkörbe von etwa 40 cm Durchmesser und warfen diese zu den Frauen hoch, die auf dem Klettersteg über ihnen standen. Und so ging es in der Vertikalen weiter hinauf von Frau zu Frau. Eine fast unaufhörliche und endlos erscheinende Kette von mit Kohlen befüllter Körbe wanderte das Gerüst hinauf und wurde in den Kohlebunker entleert. Es war eine zermürbende und keine Unterbrechung duldende Arbeit. Ein Zögern oder ein Mißgriff durch eine der Frauen in dieser Menschenkette würde den gesamten Arbeitsfluß unterbrechen. Es war faszinierend zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit dieses menschliche Fließband aus einer Schute nach der anderen den staubigen, schwarzen Inhalt entleerte.

Wir und auch die Harounjeffs stiegen im Grand Hotel ab. Es bestand keine Absicht, ein Haus zu mieten, Bedienstete einzustellen und ein geregeltes häusliches Leben zu beginnen. Wir waren fest davon überzeugt, daß die Bolschewiken in spätestens zwei Monaten besiegt sein würden und wir alle nach Wladiwostok zurückkehren und unser glückliches Leben fortsetzen würden.

Nagasaki war eine aufregende Stadt – viel größer und moderner als Wladiwostok, mit einem quirlenden Geschäfts- und Einkaufszentrum mit Kaufhäusern, aller Art von Spezialitätengeschäften, Juwelieren, Restaurants und mit Lebensmittelgeschäften voll mit einer erstaunlichen Auswahl an Verbrauchsgütern und exotischen Eßwaren. Den damaligen Geruch von Nagasaki kann man nicht beschreiben. Er bestand aus einem Gemisch von Soja, Fisch, Holzkohlenrauch, Ginger, Sandelholz und Myriaden undefinierbarer Düfte, zu denen bei Ebbe der Gestank von den freigelegten, total verdorbenen Ablagerungen in den Kanälen hinzukam, ein Gestank, der nur von Menschen ausgehalten werden kann, die mit ihm groß geworden sind.

Überall sah man Massen von kleinen, sich irgendwo hinhockenden Menschen in fremdartiger Kleidung, die meist aus unterschiedlich hergestellten Kimonos bestand. Und überall das Geräusch „klack – klack“ von ihren Sandalen auf den hölzernen Laufstegen, die etwa 10 cm über den matschigen Straßen verliefen. Die Frauen trugen sorgfältig

streng, offensichtlich mit Haarfestiger nach oben zusammengekämmte Frisuren. Überall herrschte geschäftige Betriebsamkeit.

Marisha und meine Mutter – oder besser Mamachka, wie meine Schwester und ich sie nannten – kannten Nagasaki bereits von früher, denn es war die von Wladiwostok aus nächstgelegene zivilisierte Stadt. Viele im fernen Osten lebende Russen fuhren an Feiertagen oder zum Einkaufen nach Nagasaki. Mamachka war besonders von einem dortigen Kaufhaus angetan, einem zweigeschossigen Geschäftsgebäude mit einem Untergeschoß, in dem nur Waren angeboten wurden, die aus Schildkröten hergestellt worden waren: erlesene Dinge, handwerklich hergestellt, um die Eitelkeit der Damen zu befriedigen, alle Arten und Größen von Schachteln, voll aufgetakelte Schiffe mit geblähten Segeln, als wenn der Wind in sie bläst, langstielige Rückenkratzer und Luftreiniger, sowie eine Fülle anderer wunderschöner Kunstgegenstände. Ich besitze immer noch eine Schachtel von dort, inzwischen jedoch durch die Jahre etwas verkratzt.

Bobka und ich hatten eine wunderbare Zeit. Lizochka, angetrieben durch ihre unstillbare Neugier nach allem Neuen, nahm uns mit, um Nagasaki zu erforschen. Wir schlenderten durch die Straßen und wanderten durch die Hügel außerhalb der Stadt. Wir fuhren mit der Rikscha und Bobka und ich durften auch für uns alleine herumstöbern, solange wir uns im ausgedehnten Hotelgelände bewegten.

Eines Tages, als ich durch den hinteren Teil des Gartens stromerte, entdeckte ich einen japanischen Jungen, der hinter einigen Schuppen unter dem Zaun in den Garten kroch. Voller Selbstbewußtsein und Vertrauen in meine Überlegenheit schubste ich den Jungen zurück zum Zaun. Anstatt nun in Panik zu fliehen, wie ich es eigentlich erwartet hatte, wandte er sich mir zu und schlug mir mehrmals mit den Fingerknöcheln auf den Kopf, wie ich es bereits bei Chinesen und Japanern beobachtet hatte, wenn sie ihre Kinder disziplinieren wollten. Der Schmerz war enorm, ich war gedemütigt und mein Selbstbewußtsein war erheblich angeschlagen. Auf diesem Weg lernte ich, daß da außerhalb des Umkreises meiner eigenen Existenz eine böse Welt herrschte, und daß alles, was ich bisher über die Unterlegenheit und Minderwertigkeit der „gelben Zwerge“ gehört hatte, nicht unbedingt der Wahrheit entsprach. Auch war es das erste Mal, daß ich mich verletzt und unwohl fühlte und niemand in meiner unmittelbaren Nähe war, um mich zu trösten. Das russische Sprichwort „Halte aus, Kosak, und Du wirst ein

Ataman werden“ war mir wohl bereits vor so langer Zeit eingeschärft worden, daß ich mich nicht mehr daran erinnerte. Ein Junge weint nicht, ein Junge klagt nicht, ein Junge läuft nicht davon, ein Junge verfällt nicht einem Wutanfall. Ein Junge hält aus. Im Russischen war das Wort „Aushalten“ schon fast von mystischer Qualität und war in dauerndem Gebrauch. Auszuhalten ist der Grund für einen besonderen Stolz. Im Grunde ist es jedoch nur eine Entschuldigung, denn anstelle ein Problem zu lösen, egal ob es persönlicher, politischer, familiärer oder nationaler Art ist, neigt der Russe dazu, es endlos auszuhalten. Für mich war dieser Tag ein Test. Mir wurde klar, was ich zu tun hatte. Und das erste Mal hielt ich ganz alleine und auf mich selbst gestellt die Schmerzen und das Gefühl der Desorientierung und Verlegenheit aus. Auf meinem Weg zurück zum Hotel stellte ich fest, daß ich sehr wohl in der Lage war, eine Panikstimmung zu überwinden und klar zu denken. Als Lizochka die Beulen auf meinem Kopf spürte, lobte sie mich wärmstens und nannte mich ihren tapferen kleinen Kosak.

Während sich die Zeit dahinzog, kamen keine besseren Nachrichten aus Rußland und das Neuartige am sorgenfreien Hotelleben nahm ständig ab, besonders für die Erwachsenen. Kleine Fortschritte ergaben sich bei den sozialen und gesellschaftlichen Aktivitäten, da man spürte, der Gedanke, es könnte jeden Tag zurück nach Hause gehen, war nicht zutreffend. Es gab eine kleine orthodoxe Kirche mit russischer Tradition in Nagasaki. Aber auch sie konnte kein sozialer Katalysator sein, da die zu ihr gehörende Gemeinde nahezu ausschließlich aus Japanern bestand. Wir besuchten dort den Ostergottesdienst und fühlten uns sehr unwohl, die heiligste russische religiöse Zeremonie in einer fremden Sprache zelebriert zu sehen und zu hören. Es hörte sich wie eine Verfälschung an, und als der Priester die Auferstehung mit dem Gesang intonierte „Christos arma-a-as, Christos orimase-e-enka“ konnten wir nur mühsam das Lachen unterdrücken.

In unserem Hotel gab es eine kleine Gruppe von Amerikanern. Es waren Angehörige der U.S.R.R.S. – des Eisenbahnbetriebs der Vereinigten Staaten. Sie waren Teil einer paramilitärischen Einheit der Alliierten, die zusammengestellt worden war, um die Transsibirische Eisenbahn aufrechtzuerhalten. Einige von ihnen waren reguläre Angehörige der Armee, jedoch die meisten waren eingezogene Eisenbahningenieure und –techniker. Obwohl sie Heeresuniformen trugen, hielten sie sich nicht strikt an die militärische Disziplin. Als erfahrene Eisenbahnspezialisten überschritt ihr Durchschnittsalter das einer entsprechend vergleichbaren

Heereseinheit. Sie schienen auf weitere Anweisungen zu warten oder verbrachten eine Art von Urlaub. Auch sie hatten dieses ziellose Leben im Grand Hotel satt. So gab es hier schöne, gut aussehende weiße Frauen, die sich ohne ihre Männer langweilten und stattliche, kräftige weiße Männer, die sich ohne ihre Frauen langweilten. Die sich daraus ergebenden Möglichkeiten würzten das tägliche Dasein.

Meine Mutter, 34 Jahre alt, war eine anerkannte Schönheit, und meine Schwester Jenia war für ihr Alter absolut frühreif. Marisha war in etwa im Alter meiner Mutter und obwohl nicht hübsch, war sie eine bemerkenswerte und lebhafte Frau. Ihr Vater war Kaiserlich russischer Konsul in San Francisco, ihre Mutter war Italienerin. Marisha war ihr Leben lang eine ihre Umgebung mitreißende Frau, bis sie im Alter von 79 Jahren in San Francisco starb, ungefähr genau ein Jahr, nachdem sie als Buchhalterin pensioniert worden war.

Zunächst war es für unsere Damen schwer, die Amerikaner zu akzeptieren, besonders wegen der, wie sie meinten, schlechten Manieren der Männer. So wie sie mit Messer und Gabel umgingen, die Art, wie sie sich auf ihren Stühlen herumlümmelten und besonders wegen dem, was sie, mit ihren Messern in der Luft herumfuchtelnd, von sich gaben. Die Krönung ihrer Vulgarität war ihre Angewohnheit, sich nach dem Essen zu strecken und zu gähnen. In Rußland hätte jeder, der sich so benimmt, nur einer aus der nicht zu akzeptierenden sozialen Unterschicht sein können. Die Amerikaner hatten aber dagegen nichts von dieser unterwürfigen und servilen Art, die den unteren Schichten der Russen eigen ist. Da war auch noch das Sprachenproblem. Aber wer hat jemals gehört, daß dieses in der Nähe von Amor von Bedeutung ist? Nach einer oder zwei Wochen mit Augensignalen, Erröten, kalte Schulter zeigen und gekonnter Vorspiegelung, die Männer nicht zur Kenntnis zu nehmen, wurden die vorsichtigen Annäherungsversuche akzeptiert. Es war Marisha, die mit ihrer Freude am Spaß, ihrer Abenteuerlust und diesen schönen dunklen italienischen Augen für sich entschied, mit den Bedenken wegen der Wohlanständigkeit Schluß zu machen und die Möglichkeiten eines gesellschaftlichen Kontakts zu sondieren.

Ich bin mir sicher, daß man sich noch während der nächsten Jahre die folgende, teilweise etwas konstruierte Konversation, als den Beginn des Miteinanders zwischen Marisha und einem dieser gut aussehenden Amerikaner, erzählte.

Der Amerikaner näherte sich ihr. „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, mein Freund und ich haben uns Gedanken darüber gemacht, welcher Nationalität Sie alle wohl sein mögen. Wir glauben, Sie sind alle Russinnen. Stimmt das?“
„Ja, yes, Russian, Russinnen,“ antwortet Marisha.
„Sie sagten ’yes’, sprechen Sie Englisch, mein Fräulein?“
„Ah, no. Njet. No English.” Als das Gespräch in eine Sackgasse zu geraten schien, fragte sie: “You American. Yes? Amerikaner?“
„So ist es mein Fräulein. Ich bin Amerikaner. Wir sind alle Amerikaner. Ich komme aus Ohio.“
Marisha runzelte die Stirn: „Du bist Amerikaner. O-hi-o ist japanisch!“
„Nein, nein, mein Fräulein. Bitte sehen Sie es mir nach, aber Ohio ist ein amerikanischer Staat, genau so wie Iowa, Dakota und viele andere.“
Verwirrend, aber mit einem schelmischen Lächeln meinte Marisha: „O-hi-o, Eye-o-wa, Da-ko-ta – alles japanisch!“
„Nein, nein. Das sind alles amerikanische Staaten. Sie liegen alle im Mittelwesten.“ Er breitete seine Hände aus und sagte. „Das ist Amerika.“ Dann zeigte er in die Mitte der Fläche zwischen seinen Händen und fuhr fort: „Ohio liegt hier in der Mitte von Amerika, genau im Zentrum.“
Aufgrund ihrer Französischkenntnisse verstand sie das Wort „Zentrum“. Aber was sollten diese japanisch klingenden Namen im Zentrum von Amerika? Sturköpfig widersprach sie: „O-hi-o ist japanisch.“
„Ich bitte Sie, mein Fräulein, wirklich nicht. Das ist nicht japanisch. Das sind indianische Namen.“
Im Glauben, er würde Ost-Indien meinen, fragte sie: „Inder?“ Auf ihn zeigend fuhr sie fort: „Du bist ein Japaner, Du bist das Zentrum von Amerika!“ Daraufhin brach sie in Lachen aus, schüttelte ihr Haupt mit den Händen, als Geste ihrer Fassungslosigkeit.
„Fräulein,“ rief er, „Fräulein, bitte warten Sie hier. Ich bin gleich zurück. Bitte gehen Sie nicht fort.“
Marisha wand sich an Mamachka und sagte: „Ich habe immer geglaubt, die Amerikaner seien entweder Engländer oder Deutsche. Was sollen diese japanisch klingenden Wörter? Wie passen diese Hindus in das Bild? Oder meinst Du, daß er über die wilden Indianer spricht, die sie in ihrem Land haben? O weh, o weh, das ist alles sehr verwirrend, aber eigentlich geht es uns ja nichts an, stimmt’s? Sie machen ja einen netten Eindruck und sind immer bemüht, recht freundlich zu sein.“

Der Amerikaner kam mit einer Landkarte von den Vereinigten Staaten und in Begleitung eines Kameraden zurück, der, wie sich herausstellte,

etwas deutsch sprechen konnte. Damit brach mit heiterem Gestammel in deutscher, englischer und russischer Sprache so langsam das Eis.

Schon bald stellten wir fest, daß die Amerikaner ausgesprochen höflich, großherzig und fürsorglich sind. Auch wenn sie den korrekten Umgang mit Messer und Gabel nicht beherrschten, wußten sie sehr wohl, was sich den Damen gegenüber gehörte, verbreiteten Fröhlichkeit und dachten sich immer zu unser aller Freude irgendwelche Unternehmungen aus, wie Ausflüge oder Picknicks. Ich mochte sie, weil sie wirklich sehr nett zu mir und Bobka waren. Sie schienen aufrichtig an unserer Gesellschaft interessiert zu sein und schlossen uns in alle ihre Vorhaben mit ein.

Wir gingen zu vielen Plätzen, zu denen wir ohne die Amerikaner nicht hingekommen wären. Es bestand zwar keine körperliche Gefahr, aber die moralischen Vorstellungen jener Zeit erlaubten es weißen Frauen und Kindern nicht, sich aus einem genau definierten Gebiet der Stadt hinauszubegeben.

Für unsere Picknicks war Michino unser bevorzugtes Gebiet. Der Weg dorthin brachte uns zunächst den Spaß einer langen Fahrt mit der Rikscha bis zum Bahnhof. Nach einer kurzen Fahrt mit dem Zug kamen wir zu dem Park, in dem ein riesiger Felsbrocken lag. Uns wurde erzählt, daß er einst aus dem Himmel genau hier heruntergefallen sei. Es war aufregend, diesen Stein bei dem Gedanken, daß er irgendwann einmal durch das Weltall geflogen ist, zu berühren. In Michino gab es auch einen hübschen, buddhistischen Tempel und einen großen, flachen Teich, in dem die japanischen Inseln maßstabsgetreu dargestellt waren. Da war alles komplett mit kleinen Bäumen, mit ganzen Städten und Dörfern mit kleinen Häusern und Schiffen. Und als ein überdeutlicher Markierungspunkt stand da der Fudschijama mit seinem schneebedeckten Gipfel.



Wir fuhren mit einer privaten Barkasse zu einem abgelegenen Strand auf einer der Inseln. Auf einer dieser Fahrten wurden wir von einer Regenböe überrascht, die wir genau beobachten konnten, als sie auf uns

zukam. Das war eine Aufregung und ein Gelächter, als wir von dem Regenguß völlig durchnäßt wurden.
Im Assua Park von Nagasaki entdeckten wir Hirsche, die auf den Grünflächen weideten, wir sahen die schönsten Blumen und fanden ein anmutiges Teehaus.

Das waren fröhliche und anregende Zeiten, die wir nur den Amerikanern zu verdanken hatten. Einer von ihnen, Jack Whitehead, hebt sich in meinen Erinnerungen besonders hervor. Ein gutaussehender, großer und höflicher Mann, der der besondere Freund von Marisha war. Über viele Jahre hinweg blieben sie auch in Kontakt. Als ich mit Sally und unseren Kindern in Carmel Valley in Kalifornien seßhaft geworden war, erfuhren wir von Marisha, daß Jack als Ruheständler mit seiner Frau auf der im selben Tal gelegenen Carmel Hazienda leben würde. Voller Vorfreude packte ich meine Familie ein und wir fuhren los, um die Whiteheads zu besuchen. Es wurde ein etwas peinlicher und schwieriger Besuch. Selbstverständlich war Jack inzwischen erstaunlich gealtert und in keiner Weise mehr so, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er und seine Frau waren ziemlich niveaulos. Die einzige Gemeinsamkeit konnten wir noch in seinen liebevoll gehüteten Erinnerungsstücken aus seiner Dienstzeit in Sibirien finden: mehrere Alben mit Photos von Menschen, die ich nicht kannte, Zeitungsausschnitte und Erzählungen über seine dortigen Erlebnisse. Marisha erwähnte er kein Mal und er war offensichtlich abgeneigt, über Nagasaki zu sprechen. Als ich dies meiner Mutter erzählte, sagte sie: „Alik, Du bist ein Dummkopf, natürlich wollte er in Gegenwart seiner Frau nicht über Marisha und Nagasaki reden." Und damit wechselte sie das Thema.

Unser Hotel in Nagasaki bestand aus zwei Bereichen. Der eine umfaßte die Hotelzimmer und der andere die Rezeption, den Speisesaal, die Bar und alle sonstigen zum Hotel gehörenden Einrichtungen. Eine weitläufige, mit Glas überdeckte Brücke auf der zweiten Etage verband die beiden Bereiche. Sobald Bobka und ich, ewig hungrig, den Gong hörten, der jede Malzeit ankündigte, rasten wir den Gang über die Brücke hinunter in den Speisesaal. Einmal entschieden wir uns für ein Wettrennen. Wir rasten blindlings über die Brücke, Bobka vorweg. Der Korridor endete mit einer Glaswand, von der aus man in die Rezeption hinuntersehen konnte. Bobka konnte nicht rechtzeitig abbremsen, seine Geschwindigkeit schleuderte ihn mit nach vorne ausgestreckten Armen in die Glaswand. Die große Glasscheibe zerschmetterte und übergoß den Eingangsbereich mit todgefährlichen Scherben. Wir bekamen verständ-

licherweise Angst und Schrecken und rannten zurück auf unser Zimmer. Dort sah ich Blut an Bobkas Kleidung und entdeckte eine richtige Blutfontaine an seinem Handgelenk. Glücklicherweise erschien in dem Augenblick Lizochka und raste in das nächste Badezimmer und holte ein Handtuch, mit dem sie den Arm abschnürte. Mamachka, Jenia und Marisha, alle erschienen sie und nahmen mit größter Erregung und viel Geschrei Bobka mit sich und ließen mich alleine zurück. Ich war bestürzt, aber ich war auch hungrig, und so ging ich hinunter in den Speiseraum.

Das Grand Hotel servierte europäische Speisen, aber auch einige japanische Gerichte. Selbst in meinen Eßgewohnheiten war ich recht abenteuerlustig. Nie durften wir japanische Gerichte essen, weil meine Mutter der Ansicht war, daß orientalisches Essen schmutzig wäre und mit abscheulichen Zutaten, die einen nur krank machen, zusammengestellt würde. Aber jetzt war ich alleine, erkannte meine Chance und bestellte mehrere japanische Sachen. Der Ober machte den Spaß mit, zweifelsohne begeistert, daß ein kleiner europäischer Junge die einheimischen Gerichte versuchen wollte. Ein Ober bereitete sogar Sukiyaki für mich direkt an meinem Tisch zu. Das Ganze schloß ich ab mit vier Portionen Eiscreme mit Zucker flambiert. Als dann die Damen zurückkehrten, waren sie über meine offensichtliche Gleichgültigkeit sehr schockiert. Ich aber konnte nicht erkennen, wie nur dadurch, daß ich hungrig blieb, möglicherweise meinem Freund Bobka hätte helfen können. Meine Mutter war selbstverständlich erbost und drohte mit allerlei Strafen, die, wie gewöhnlich, niemals in die Tat umgesetzt wurden.

Bobka hatte sich die Pulsader durchgeschnitten und nur die Geistesgegenwart und das schnelle Handeln von Lizochka hatte ihm das Leben gerettet. Später, während des Zweiten Weltkriegs, traf ich Bobka in San Francisco. Er war ein bekannter technischer Entwicklungswissenschaftler an der Universität von Kalifornien in Berkeley geworden. Er leistete wichtige Beratertätigkeit für den Kriegsbedarf. Das war eine weitere enttäuschende Wiederbegegnung. Sally und ich empfanden ihn als fürchterlich egozentrisch, als einen mürrischen Pedanten ohne Sinn für Humor – das absolute Gegenteil im Vergleich mit seiner charmanten Mutter.

Während des Mittagessens anläßlich dieses Besuches war er auffallend ungeduldig und bestand darauf, daß wir alle nach Lafayette fahren, das

sich damals noch in den Anfängen des heute riesigen Wohngebiets an der Ostküste Kaliforniens befand. Er baute sich dort sein neues Haus und spannte mich, kaum waren wir dort angekommen, gleich zu nicht enden wollender körperlicher Arbeit ein, sehr zum Nachteil meiner guten Kleidung, die ich extra für diese Gelegenheit angezogen hatte. Jahre später, als ich meiner Mutter von ihm erzählte, sagte sie: „Nun, was hast Du denn erwartet? Er ist ganz nach seinem egoistischen Vater geschlagen. Nicht Nick, Marishas jetziger Mann ist damit gemeint, sondern dieser kaukasische Nichtsnutz, mit dem sie damals verheiratet gewesen ist."

Die schöne Zeit in Nagasaki kam zu einem jähen Ende. Im Mai 1919 verließen die amerikanischen Interventionstruppen Sibirien und mit ihnen auch die Amerikaner in unserem Grand Hotel, die uns in einem Gefühl der Leere zurückließen. Uns erreichte eine Information, daß mein Vater wieder eingesperrt worden sei. Diesmal von den Bolschewiken, was besonders schlimm war.

Wahrscheinlich, weil so vieles in so kurzer Zeit passierte, und alles zerstörende, grauenvolle und beängstigende Ereignisse waren, habe ich weite Gedächtnislücken über die Reihenfolge allen Geschehens, das uns nach Wladiwostok zurückkehren und letztendlich dann nach China fliehen ließ.

Kürzlich versuchte ich in San Francisco mit Moosia Marinich, die damals auch in Wladiwostok gelebt hatte, diese Zeit zu rekonstruieren. Es war vergeblich, zumal der Lauf der Dinge sich in ihrer Familie in jener Krisenzeit völlig anders abgespielt hatte, als bei uns.

Moosia ist die Tochter der besten Freundin meiner Mutter, Eugenia Ivanovna Krasheninikoff. Die Freundschaft reichte zurück bis in die Jahre 1905 oder 1906, und sie redeten sich mit „Madame" bis zu ihrem Lebensende an, das bei beiden mit nur einem Jahr Differenz bis in das Alter von fast 90 Jahren gewährt hat. Dieser Dame hatten es meine Eltern zu verdanken, daß sie sich überhaupt kennengelernt hatten. Und diese Dame heiratete später den Bordkameraden und besten Freund meines Vaters. Sie haben auch nur einen Sohn, der inzwischen pensioniert in Kalifornien in der Nähe von Petaluma lebt. Es ist also nicht zu übersehen, daß die Familie der Krasheninikoffs sehr eng mit der unseren verbunden war. Ich werde auch später eingehender auf sie zurück-kommen.

Marisha und ihre Familie waren glücklich, daß der Vater immer noch als Kaiserlicher russischer Konsul in San Francisco tätig war. Und so gingen sie alle nach Amerika, als der Zusammenbruch der antibolschewistischen Truppen und aller zivilen Widerstände begann.
Von nun an wurden wir insgesamt als Weißrussen bezeichnet.

5. Kapitel

Die Flucht

Zum Ende des Jahres 1919 begannen die weiß-russischen Truppen unter Admiral Alexander Koltschak auseinanderzufallen. Die Stimmung unter den Bauern und Arbeitern war pro-bolschewistisch. Daher hatten die Unteroffiziere und einfachen Soldaten ein ungutes Gefühl, gegen ihre eigenen Landsleute für etwas zu kämpfen, woran sie selbst nicht mehr glaubten. Offiziere wurden von ihren eigenen Untergebenen erschossen, die dann zu den Roten überliefen. Es kam zu spontanen Aufständen und in den Städten hinter den Linien entstanden Revolutionsräte, oder richtiger ausgedrückt, Sowjets. Im November 1919 wurde Koltschaks provisorische Hauptstadt Omsk von den Roten eingenommen.

Koltschak versuchte, sich mit seinen sich auflösenden und demoralisierten Streitkräften tiefer nach Sibirien abzusetzen. Am 4. Januar 1920 legte er sein Kommando nieder und am 7. Februar befahl ein örtlicher Sowjet, ihn zu erschießen. Das war praktisch das Ende des Widerstandes gegen die Bolschewiken und ein Signal für alle antirevolutionären Kräfte, sich so gut und schnell wie möglich zu retten.

Wladiwostok, der einzige Hafen am Pazifischen Ozean, wurde zum Trichter, durch den alle östlich des Urals Lebenden, die Rußland verlassen wollten, hindurch mußten. Alliierte Interventionstruppen, bewaffnete Antirevolutionäre und selbstverständlich Tausende Zivilisten trafen in diesem begrenzten Hafengebiet zusammen und drängten sich in die schäbigen Gebäude.

Jeder bis dahin bestandene Anflug einer funktionierenden Stadtverwaltung in Wladiwostok war spätestens zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vorhanden. Mehrfach versuchten politische oder paramilitärische Gruppierungen, die über eine ausreichende Macht verfügten, Wladiwostok einzunehmen, um entweder eine eigene Regierung zu etablieren oder aber, um die Stadt so lange zu halten, bis ihr die eigene Flucht aus Rußland geglückt war. Sich widersprechende Aufrufe klebten an den Wänden der öffentlichen Gebäude. Die Stadt wurde durch Schießereien und alle möglichen Arten von Sabotage erschüttert. Das spektakulärste Ereignis war ein die ganze Nacht andauernder Brand in der Bucht, der durch die Explosion eines mit Munition beladenen Frachtkahns entstanden war. Von dort aus gerieten andere, mit Öl beladene

Wasserfahrzeuge in Brand, und deren brennende Flüssigkeit erzeugte ein Flammenmeer, das den ganzen Hafen zu umfassen schien.

Eines Morgens, während unseres täglichen Spaziergangs, kamen wir in der Nähe unseres Hauses zu einem großen Haufen, der mit Schnee bedeckt war. Zu unserem Schrecken sahen wir eine dunkelrote Blutlache auf dem sauberen Schnee und den Teil eines Stiefels, der aus dem feuchten Haufen herausragte. Dieser grausige Fund war besonders deshalb so erschreckend, weil er so völlig unerwartet kam, da es in der vergangenen Nacht hier überhaupt keine Schießerei gegeben hatte.

Da die Gefängniskapazität sehr begrenzt war, ließen die, die gerade die Macht in der Stadt übernommen hatten, die von ihnen vorgefundenen Inhaftierten frei, um Platz für die eigenen Gegner zu schaffen. Das war der Grund, warum mein Vater zweimal eingesperrt und dann ohne Konsequenzen wieder freigelassen wurde. Als jedoch Kapitän Krascheninikoff und alle die anderen zaristischen Offiziere von den dann aktiven örtlichen Sowjets eingesperrt wurden, waren es düstere Aussichten. Deren Schicksal war nahezu mit Sicherheit das Erschießungskommando.

Länger als ein Jahr hatte mein Vater ausgiebig mit seinem Bruder Arnold korrespondiert, der viele Jahre in China und der Mongolei als Händler und Kenner orientalischer Kunst und Kunstartikel gelebt hatte. Onkel Arnold hatte uns bereits seit langem aufgefordert, zu ihm nach Schanghai zu kommen, wo er viele Freunde und beste Beziehungen hatte. Von seinem Blickwinkel aus, weit ab von Rußland, hatte er ein klareres Bild von der Situation und war schon seit längerer Zeit der Überzeugung, daß die zaristischen und demokratischen Parteien diesen Bürgerkrieg nicht gewinnen könnten.

Es war fast schon zu spät für uns, noch herauszukommen. Wir waren geblieben, um den Verbleib unseres Vaters herauszubekommen, und das war zweifelsohne eine Gefährdung der ganzen Familie. Vor allem war da auch wirklich nichts, womit meine Mutter oder sonst jemand ihm hätte helfen können. Unsere Freunde hatten entweder ihre eigene Flucht zu meistern oder befanden sich in einer ähnlich mißlichen Lage wie wir. Das Gefängnis war eine reine politische Isolierungseinrichtung geworden und wurde von selbst ernannten kommunistischen Bauern und Arbeitern bewacht. In Wirklichkeit war es auch besser, nicht die Aufmerksamkeit auf meinen Vater zu lenken. Als einer von Vielen hatte er die Chance, übersehen zu werden. Wenn er aber aus der Masse heraus-

gehoben würde, könnte die Wache auf den Gedanken kommen, den Unruhestifter durch Erschießen loswerden zu wollen. „Der glänzende Kieselstein fängt den Blick“, sagte meine Mutter mit einer alten russischen Redewendung.



Baron Arnold v. Drachenfels, 1880-1932

Irgendwie gelang es uns, eine Überfahrt auf demselben Schiff zu buchen, das uns damals nach Nagasaki gebracht hatte. Wir ließen so gut wie alle unsere Habe zurück. Meine Mutter war der Ansicht, daß es zu gefährlich sei, irgendwelche Wertgegenstände aus dem Land mitnehmen zu wollen. Dennoch entschied sie sich dafür, ihren Schmuck lieber mitzuneh-

men, als ihn zu verkaufen. Die russische Währung war im Ausland sehr schnell wertlos geworden. Sie wußte, daß Edelsteine ihren spezifischen Wert weiterhin behalten würden. Jahre später beschrieb Mamachka ganz stolz eine der ausgeklügeltsten Schmugglerideen, die sie sich mit Lizochka ausgedacht hatte. Sie trennten so ungefähr 20 Holzknöpfe von ihren Kleidern, höhlten sie aus und füllten sie mit Brotteig, mit dem sie Edelsteine von ihren Ketten und Ringen einschlossen, und nähten dann die Knöpfe wieder an. Diese Art des Versteckens war perfekt. Das waren wohl die wertvollsten Kleidungsstücke, die man sich vorstellen kann. In ihrer Erinnerung lachte Mamachka immer über ihr Dilemma auf dem Schiff. Aus Sicherheitsgründen wollte sie immer diese Kleider tragen, mußte sie aber im Koffer lassen, um nicht unnötige Aufmerksamkeit zu erregen.

Sie hatte es sogar geschafft, ein großes Ölgemälde von der sibirischen Taiga in der Dämmerung und eine Louis-quatorze Truhe herauszubringen. Sie ist zwar heute etwas abgenutzt, aber immer noch schön und schmückt jetzt zusammen mit dem Bild unser Eßzimmer.

Es war damals auf dem Weg nach Schanghai, als ich unwissentlich meine Mutter für eine gewisse Zeit in größte Sorge um meinen Vater versetzte. Es war während meiner Kindheit für mich immer ein Höhepunkt gewesen, bei meinen Spaziergängen mit Lizochka durch den Park dort mit Seeleuten zu sprechen. Zu den Seeleuten hatte ich immer ein starkes Vertrauen und identifizierte mich wegen der Marinekarriere meines Vaters mit ihnen. Meine Lieblingsbekleidung war der Matrosenanzug mit der einzigen langen Hose, die ich besaß, und der Marinemütze mit dem schwarz-goldenen Band aus der Zeit meines Vaters bei der Schwarzmeerflotte.

Am ersten Morgen auf See waren die Damen zu seekrank, um auf mich aufzupassen. So war es für mich einfach, aus der Kabine zu entwischen und einen Matrosen zu finden, mit dem ich mich unterhalten konnte. In meiner Naivität erzählte ich ihm über unsere Familie, über die zaristische Vergangenheit meines Vaters, seine antibolschewistischen Aktivitäten und, daß er in Wladiwostok im Gefängnis zurückgeblieben sei. Unglücklicherweise hatte ich mein Vertrauen dem falschen Matrosen geschenkt. Als wir von Bord gingen, näherte er sich meiner Mutter und sagte ihr, daß ihr Mann ein toter Mann sein würde, sobald das Schiff nach Wladiwostok zurückgekehrt sei und daß sie das Mißgeschick ihres Mannes ihrem Sohn zu verdanken hätte.

Man kann sich ihre Ängste und Qualen vorstellen. Und sie konnte nichts dagegen unternehmen, mußte untätig abwarten was geschehen würde. Sie hatte sich immer an die vage Hoffnung geklammert, daß mein Vater durch den dauernden Austausch der Gefangenen irgendwie übersehen wird. Aber sie wußte auch, daß, wenn der Matrose seine Drohung wahr macht, die Überlebenschancen ihres heißgeliebten Mannes gleich null wären.

Wir hatten Glück. Als der Matrose nach Wladiwostok zurückkam, hatte eine japanische Einheit gerade mit einem Handstreich die Gefangenen befreit und mein Vater befand sich in Sicherheit.

Die Japaner, die ihre Interventionstruppen bis zu 50.000 oder 70.000 Mann (abhängig, wo man nachliest) aufgestockt hatten, damit weit mehr als abgesprochen war, hatten sich offensichtlich dafür entschieden, daß es eine ungünstige Zeit sei, um territoriale Gebietserweiterungen in Sibirien vorzunehmen. Sie besetzten Wladiwostok und verwalteten die Stadt gerade lange genug, um ihre Truppen sicher aus Sibirien herauszuholen. Dies militärische Vorgehen rettete meinem Vater, Kapitän Krasheninikoff und seiner Familie sowie vielen zaristischen Offizieren das Leben. Die Japaner befreiten sie nicht nur aus den Gefängnissen, sondern stellten für die Männer und deren Familien auch Transportmöglichkeiten nach Japan zur Verfügung. Warum die Japaner weder Mühe noch den Aufwand gescheut haben und die Weiß-Russen nach Japan schafften, ist unklar geblieben. Ich weiß, daß sie versucht haben, eine russische Exilregierung zu etablieren. Es ist also sehr gut möglich, daß dies der Beginn ihrer Planung war, mit militärischen Mitteln zurückzugehen, um große Teile Sibiriens zu besetzen und durch eine russische Marionettenregierung verwalten zu lassen – genauso, wie sie es später in der Mandschurei mit dem Ex-Kaiser Pu-i gemacht haben.

Die Flucht nach China hat das Leben von jedem von uns entscheidend beeinflußt, wohl ganz besonders das meinige. Zu jener Zeit konnten wir möglicherweise das ungeheure Ausmaß, das diese Veränderung auslösen würde, noch nicht abschätzen. Zum einen war der Traum meiner Eltern für meine Zukunft geplatzt. Jetzt mußten wir alle unsere Kräfte auf die Anforderungen, in einem fremden Land zu überleben, konzentrieren. Die meisten russischen Emigranten, unfähig mit der neuen Situation zurechtzukommen, hingen an der Hoffnung, die bolschewistische Bedrohung würde irgendwie ein Ende finden, und es würde ihnen

dann wieder freistehen, nach Rußland zurückzukehren. Auch meine Familie teilte diese etwas sehr vage Hoffnung, obwohl die zwar nachlassende Spannung nach der gerade erst überstandenen erfolgreichen Flucht aus einer ziemlich sicheren Todessituation, gekoppelt mit der weiterhin bestehenden Sorge um meinen Vater, uns gedanklich nur wenig Spielraum ließ, um über die Zukunft nachzudenken.

Die Gastfreundlichkeit meines Onkels Arnold ermöglichte es uns, wenigstens eine Zeit lang unseren gewohnten Lebensstil beizubehalten. Zumindest wir Kinder begannen uns wie in den Ferien oder im Urlaub zu fühlen. Wir weigerten uns, darüber nachzudenken, wie hoffnungslos unsere Situation wirklich war.

Man stelle sich einmal vor, durch Timbuktu oder Mozambique oder durch ein anderes Land mit einer völlig fremden Kultur zu reisen. Man muß die Sprachbarriere überwinden, sich auf eine neue Art der Ernährung umstellen und kulturelle Verschiedenheiten und andere Sitten akzeptieren lernen. Auch das Selbstvertrauen wird durch die Hautfarbe, die Körpergröße und die ganze Erscheinung angetastet. Ein Tourist oder Reisender weiß immer, ohne es unbedingt wahrzunehmen, daß diese nur vorübergehenden Unannehmlichkeiten beendet sein werden, wenn er erst wieder in die vertrauten und bequemen Verhältnisse seines normalen Lebens zurückgekehrt sein wird. Dies Bewußtsein wandelt viele der unschönen Schwierigkeiten in lediglich zeitlich begrenzte Unbequemlichkeiten, die man vorübergehend hinnehmen kann. Diese Erlebnisse werden zu Abenteuern, über die man dann zu Hause lachend berichtet.

Bei uns war es etwas völlig anderes. Wir waren in einer gänzlich fremden Umwelt eingeschlossen und mußten irgendwie lernen, in ihr für immer zu leben. Die Vorstellung, daß wir uns bemühen müssen, eine Gemeinsamkeit mit den uns so fremden Menschen zu finden, unseren Lebensstil an deren anzupassen, die neue Sprache zu erlernen, Arbeit zu finden, wo kein Markt für unsere Fähigkeiten existierte – nur solche undenkbare Gedanken zu denken, war einfach überfordernd. Das alles war mehr als wir verkraften konnten, besonders direkt nach den Anstrengungen unserer verzweifelten Flucht aus Rußland. Und zu der ohnehin schweren Last, die meine Mutter zu tragen hatte, kam noch die Ungewißheit über das Ergehen meines Vaters.

Aber es war ein Glücksfall, daß wir Onkel Arnold hatten. Er ermöglichte uns eine Zeit der Ruhe, um auf die Rückkehr meines Vaters zu warten und uns schrittweise auf eine neue Lebensart einzustellen.

II. Buch

Schanghai



Schanghai in den 30er Jahren, Nanjing Straße

6. Kapitel

Ankunft

Sich von See aus Schanghai zu nähern ist ein aufregendes Erlebnis. Die Stadt liegt am Rand einer Schwemmlandebene, einer völlig flachen, weit ausgedehnten Landschaft, die stellenweise bis zu 200 Meilen (330 km) in das Landesinnere reicht. Sie ist während der Jahrtausende währenden Ablagerung von Schlick entstanden, die der gewaltige Jangtse-Fluß aus einer Entfernung, die bis nach Tibet reicht, angeschwemmt hat.



Das erste Anzeichen, mit dem das große Mündungsgebiet des Jangtse noch bevor Land in Sicht ist, markiert wird, ist die abrupte Farbveränderung des Wassers. Vom Blaugrün der Chinesischen See wird es plötzlich ein Moorig-Braun. Das geschieht nicht allmählich, sondern ohne Vorzeichen wird diese Linie überquert. Auch die Beschaffenheit des Wassers ändert sich. Jetzt ist es nur noch stellenweise frisch und wird zunehmend schlammiger, dann träger und schwerer und in seiner Oberflächenbewegung immer schwerfälliger. Das Ganze ist eine ölige und trübe Masse. Man wird Zeuge vom ewigen Prozeß der Nivellierung der Erdoberfläche. Der Fluß erodiert Berge und flacht sie auf seinem Weg zum Meer ab, wo er den mitgeführten Schlick niederschlägt und so eventuell neues Land erzeugt.

Am Horizont erscheint eine unterbrochene, dunkle Linie. Es handelt sich um dichte Baumgruppen, die aus der Ferne wie Inseln erscheinen. Das Land dort ist so flach, daß man es zwischen den Gehölzen nicht wahrnehmen kann. Das Schiff dreht mehr und mehr gen Süden, da sich dort die Mündung des Nebenflusses Whangpoo befindet, an dem Schanghai

liegt. Der Jangtse ist dort so breit, daß man nirgends das gegenüberliegende Ufer sehen kann.



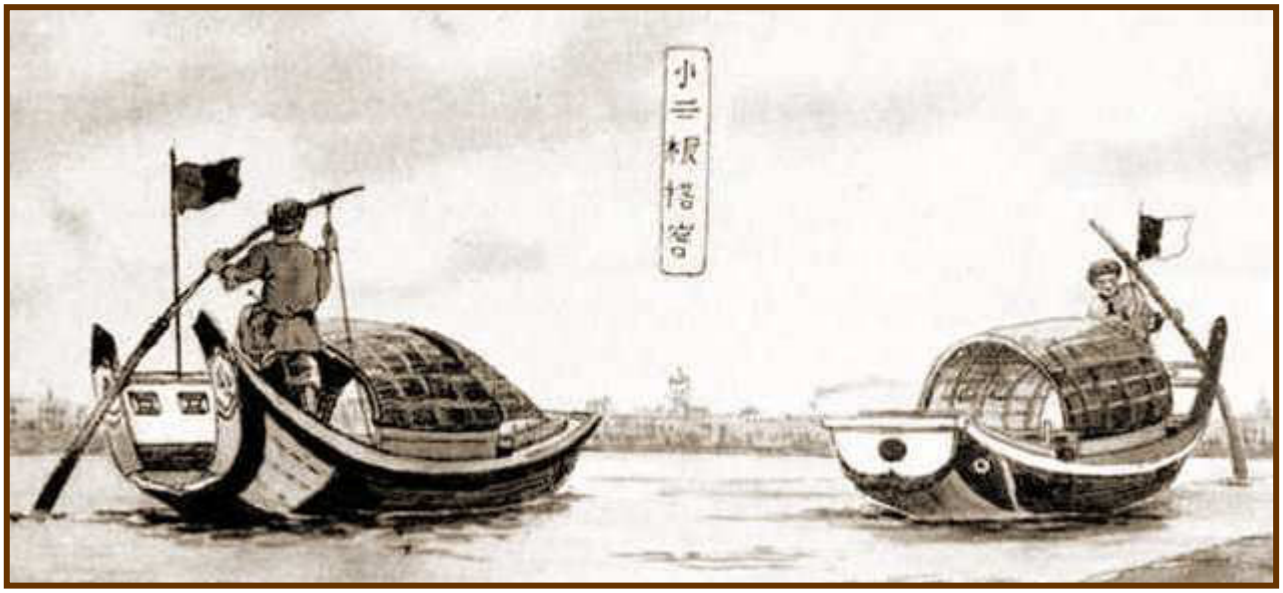
Wir waren ganz mit Packen beschäftigt, um dann in der Hoffnung an Land zu gehen, jemanden zu finden, der uns beim Ausfüllen der Zollerklärung behilflich ist. Diese war nämlich gemäß vertraglicher Abkommen in der englischen und der französischen Sprache abgefaßt. Meine Mutter konnte zwar eine Konversation in Französisch führen, aber keiner von uns hatte nur im geringsten englische Sprachkenntnisse. Außerdem, nachdem wir die sadistische Bürokratie der Russen und Japaner erlebt hatten, deren Beamte sich ein Vergnügen daraus machten, einen entscheidenden Antrag abzulehnen nur wegen völlig unbedeutender Schreib- oder Datenfehler oder in der Wortwahl, konnten wir uns kein Risiko leisten. An dieser kritischen Stelle durfte uns kein Ausrutscher unterlaufen, der möglicherweise unsere Einreise verhindern würde. Wir waren uns nämlich gänzlich im Klaren, daß, sollten wir nach Rußland zurückgeschickt werden, dies das Todesurteil für uns alle bedeuten würde.

Nach und nach wurde das alles erledigt, das Schiff glitt langsam in die vorgesehene Ankerposition in der Mitte des kilometerbreiten Flusses mit dem Blick auf Schanghais berühmtes Küstenpanorama, allgemein “Bund“ genannt. Mit dem Getöse des fallenden Ankers und dem markerschütternden Geheule der Schiffsirene kam das Schiff zum Stillstand.

Es fällt mir schwer, meine Eindrücke während des ersten Tages in Schanghai wiederzugeben. All das zu Sehende, die Geräusche, das Durcheinander, die fremden Sprachen, die ungewohnten Gerüche, die wilden Manöver der kleinen Boote auf dem Fluß, das alles war für mich einfach überwältigend.

Das Schiff wurde von Hunderten Sampans umkreist, die sich als Wassertaxen anboten. Sie drängten sich um die an der Bordwand angebrachte Landgangplattform, steuerten ihre Boote und riefen dabei die

Fahrpreise mit lautem Geschrei und gaben dazwischen wilde Schreie und Flüche von sich. Jedesmal wenn ein Motorboot längsseits kam, stoben die Sampans wie ein Vogelschwarm auseinander, um sich dann sofort wieder auf das Schiff zu stürzen. Lizochka versuchte, mir die großen Gebäude entlang der Küste zu erläutern. Jedes von ihnen war bedeutend imposanter, als alles was wir in Wladiwostok und sogar in Nagasaki gesehen hatten. Aber ich konnte nicht mehr, als den Tumult um mich herum bewältigen.



Ein Sampan auf dem Jangtse vor Schanghai

Schließlich waren wir an der Reihe, von Bord zu gehen. Nachdem wir die steile, schwankende Gangway hinunter gegangen waren, wurden wir mit dem brüllenden Gewimmel der Sampansteuerer konfrontiert. Zwei russische Seeleute versuchten von der untersten Plattform aus, etwas Ordnung zu schaffen. Einer der Seeleute hielt dann ein Sampan längsseits fest. Erst dann merkte meine Mutter, daß es nicht mehr als drei Personen sicher transportieren konnte. Wir mußten uns also aufteilen. Es war gedacht, daß Mamachka mit Jenia fahren würde und Lizochka mit mir in einem anderen Boot.

Einer der Seeleute meinte, mit diesen auffallenden Damen etwas Spaß haben zu wollen und sagte zu meiner Mutter: „Hallo, meine Dame, zwei so gut aussehende Damen werden niemals die Stadt erreichen. Haben sie noch nie von den weißen Sklavinnen gehört? Auf der anderen Seite des

Flusses ist chinesisches Territorium. Und was will den Bootssteurer daran hindern, Sie dorthin zu bringen? Niemand wird jemals wieder etwas von ihnen hören."

„Weiße Sklavinnen" und die „gelbe Gefahr", das waren sehr populäre Themen für die Konversationen und wurden damals auch vielfach in geheimnisvollen Romanen verarbeitet. Es wurde sich erzählt, daß skrupellose Orientalen sich schöne weiße Frauen zur eigenen Befriedigung und zum eigenen Amüsement hielten. Und noch schlimmer, sie würden als Prostituierte für das Vergnügen vieler anderer ebenfalls skrupelloser Orientalen feilgeboten. Nur einige Minuten vorher hatte der Seemann, mit dem ich geplappert hatte, meiner Mutter seine Drohung wegen meines Vaters kundgetan. Die Gefühle meiner Mutter standen noch unter diesem Schock. Sie konnte noch keinen klaren Gedanken wegen dieser Sampans fassen. Es war ohnehin für jeden in dem Chaos um uns herum schwer, die Übersicht zu behalten. Und die Passagiere über uns, die darauf warteten, an die Gangway zu kommen, wurden zunehmend ungeduldiger.

Der Seemann lachte noch, bekam aber doch Mitleid und sagte: „Meine Dame, Sie nehmen den Jungen und das Mädchen geht mit der Häßlichen. Auf diese Weise werden die Schlitzaugen irritiert und bringen Sie dorthin, wo immer Sie hinwollen."

Wir folgten seinem Rat und stiegen in diese nußschalenartigen kleinen Boote. Sie waren sauber und bequem, jedes mit einer gepolsterten, zweisitzigen Bank und einem halbrunden, aus Bambus geflochtenen Sofa ausgestattet. Von einer Plattform hinter dem Sofa steuerte der Bootsführer oder die Bootsführerin das "Yaloo", wie diese Boote genannt wurden, mit einem langen, fischschwanzähnlichem Ruder, das sie im Wasser hin- und herbewegten. Durch den runden Boden des Fahrzeugs und durch sein geringes Gewicht reagierte es auf jede Bewegung des Ruders. So wurde jedes Vorwärtsgleiten von einer rhythmischen, ruckartigen Bewegung, nicht unähnlich der einer Wiege, begleitet. Es war beruhigend auf dem Bug eines jeden Bootes große Augen gemalt zu sehen. Später erfuhren wir, daß die Chinesen niemals ein Boot zu Wasser lassen würden, das nicht sehen kann, wohin es fährt.

Unser Ziel war ein Dock im rechten Winkel zur Position unseres Bootes. Anstatt auf dieses zuzusteuern, fuhr es weiter flußaufwärts entgegen der

Strömung. Die bedrohlichen Worte des russischen Seemanns wegen der Sklaverei der Weißen schien fast Realität zu werden.

Mamachka murmelte vor sich hin: "Was hat der blöde Chinese vor? Wohin bringt er uns?" Mich in ihren Armen haltend, drehte sie sich nach rückwärts, um zu sehen, wo sich das andere Boot befand. Schließlich schrie sie den Bootssteurer in Russisch an: „He Du, fahr sofort dort zum Dock hin. Genau dort hin!" Sie zeigte dabei in die Richtung zum Dock.

Der Bootssteurer lächelte und nickte kräftig mit dem Kopf. Als er dann die Hand vom Ruder nehmen konnte, beschrieb er einen großen Bogen durch die Luft.

Meine Mutter verstand, was er meinte. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung erklärte sie mir, daß er zunächst gegen den Strom arbeiten muß, um ihn dann im rechten Winkel zu durchqueren und uns mit dem Strom flußabwärts zu unserem Dock auf der anderen Seite treiben zu lassen. Sonst würde uns der Strom weit abseits von unserem Ziel den Fluß hinuntertreiben.

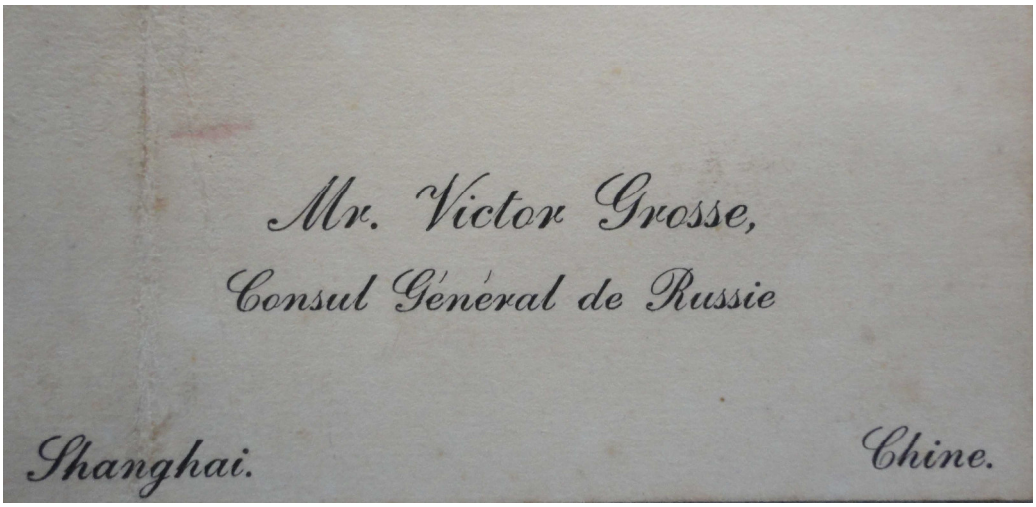
Onkel Arnold war schon da, um uns zu begrüßen. Er war meiner Mutter noch niemals begegnet und war daher in seinen Gesten sehr förmlich. Er sah erschreckend anders aus als mein Vater. Er war klein und dickleibig mit hervorstehenden Augen hinter dicken Brillengläsern und mit einem sorgenvollen Gesichtsausdruck. Er wirkte nervös und unfähig klare Anweisungen zu erteilen. Im Gegensatz dazu war sein Bruder – mein Vater – groß und gutaussehend und konnte maßvolle aber bestimmte Anordnungen und Befehle geben. Charakteristisch war für ihn, seine auffallende Entschlußfreudigkeit, die mir immer das Gefühl gab, er könne alle Probleme lösen.

7. Kapitel

Frühe Eindrücke

Erinnerungen an die frühen Tage in Schanghai können in Träumen erscheinen. Wenn man versucht, sich an Träume zu erinnern, kommen einem irgendwelche Abschnitte und gedankliche Bilder wieder in den Sinn, die scheinbar keinen Zusammenhang haben, keinen Anfang, kein Ende und keinen wichtigen Anlaß, der ihnen einen innerlichen Zusammenhang gibt. So wie in Träumen, geschehen Dinge, die vordergründig durch eine irgendwie fragwürdige Logik beeinflußt werden, so daß es heute, 66 Jahre später schwerfällt, sie nach Zeit und Ort in die richtige Reihenfolge zu bringen. Einige waren für meine Entwicklung von Bedeutung, andere waren Randerscheinungen des täglichen Lebens, die mir aus keinem anderen Grund in Erinnerung geblieben sind, als daß sie einen unauslöschlichen Eindruck auf meine aufnahmebereiten jungen Sinne ausgeübt hatten.

Unsere erste Flucht erlebten wir gemeinsam mit der Familie Grosse. Baron Grosse, einer unserer baltischen Barone, war Kaiserlich russischer Konsul in Schanghai und hing immer noch in einer fragwürdigen Weise an seiner Position und deren Privilegien. Ich bin sicher, er wußte genau, daß seine Tage als Konsul gezählt waren, aber er und seine Familie blieben weiterhin in der sehr herrschaftlichen Dienstvilla wohnen.



Es war eine von den vielen, die entlang des Soochow-Flusses die „konsularische Zeile“ bildeten. Ich war noch nie in einem solchen Haus gewesen. Es war in seiner Größe und Ausdehnung ein wahres Labyrinth. Es hatte sogar Badezimmer mit fließendem heißen und kalten

Wasser und Toiletten mit Wasserspülung, deren Tanks unter der Decke hingen und mit einer Kette bedient wurden. Ich liebte zu beobachten, wie das Wasser röhrend herunterstürzte und die Toilettenschüssel mit wirbelndem und schäumendem Strudel säuberte. Da war noch eine andere Vorrichtung, die der Toilette ähnelte, nur länger und gestreckter war und keinen Tank über sich hatte. Ich fand an der Einrichtung zwei Wasserhähne, von denen ich in die Schüssel hineinschauend einen öffnete und einen Wasserstrahl in mein Gesicht bekam.

Ich fragte Lizochka, was das wäre. Sie schaute etwas pikiert und meinte nur: „Kleine Jungen fragen zu viel." Und als ich meine Mutter danach fragte, sagte sie: „Das ist nichts, was Du benutzen kannst."

Die Grosses hatten zwei Söhne. Der jüngere, Aristide, war drei oder vier Jahre älter als ich. Beide Jungen waren leidenschaftlich an der Naturwissenschaft interessiert. Ich erinnere mich noch gut, als sie sehr anschaulich die Arbeitsweise eines Siphons erläuterten. Sie legten ein angefeuchtetes Handtuch über die Kante einer vollen Badewanne, ein Ende in die Wanne, das andere Ende außerhalb fast bis zum Fußboden. Wie ein Wunder, so schien es mir, fing das Handtuch am Ende außerhalb der Wanne an zu tropfen. Offenkundig bewegte sich das Wasser zunächst nach oben und außerhalb der Wanne wieder nach unten.

Ungefähr 1972 erhielt ich eines Abends einen Anruf von jemandem, der zunächst anmerkte, daß ich seine Stimme seit 50 Jahren nicht gehört hätte und sich dann als Aristide Grosse zu erkennen gab. Er erwartete nicht, daß ich mich noch an ihn erinnern würde, aber ich tat es sofort. Ich erwähnte gleich das Siphon-Experiment und wir lachten herzlich darüber, denn für ihn lag eine so simple Demonstration weit in der Vergangenheit zurück. Er schickte mir seinen Lebenslauf und der war sehr beeindruckend. Er war in Amerika ein bekannter Physiker geworden und an den Anfängen der Spaltung und Beherrschung des Atoms beteiligt. Er wurde im „Who is Who" genannt und war gerade auf dem Weg nach Israel unterwegs zu einer streng geheimen Beratung.

Unser Zusammensein mit den Grosses war nur kurz. Erwartungsgemäß wurde Baron Grosse seiner Position ledig und das Konsulatsgebäude wurde von der neuen bolschewistischen Regierung übernommen. Wir zogen in das Haus meines Onkels im Französischen Abschnitt.

Schanghai bestand damals bis zur Besetzung durch die Japaner 1943 aus der internationalen Siedlung, dem Französischen Abschnitt, der einst mit einem Wall umgebenen Stadt von Montao, dem Industrieviertel von Chapei entlang der nördlichen Grenze der internationalen Siedlung und Pootung auf der anderen Seite des Flusses. Die letzten drei Bereiche standen unter chinesischer Gerichtsbarkeit. Deren Handel und Arbeitsmarkt wurden jedoch nahezu völlig durch von Europa gehaltenen Konzessionen bestimmt. Diese Konzessionen, beziehungsweise Handelsabkommen, sind das Ergebnis der chinesischen Niederlage durch die Briten in den sog. Opiumkriegen. Im Abkommen von Nanking von 1842 haben die Chinesen den Briten fünf Häfen abgetreten, unter ihnen auch Hongkong, welches sich immer noch unter britischer Oberhoheit befindet. Das Abkommen von Nanking war ein Präzedenzfall, woraufhin andere europäische Mächte, z.B. Frankreich und Deutschland, separate Übereinkommen abschlossen, mit denen sie Anteile an chinesischen Häfen erhielten, die sie vollständig kontrollierten bzw. wo sie „extraterritoriale“ Rechte ausübten. Die Chinesen – und das war die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung – waren in der Verwaltung dieser Abkommen nicht vertreten und hatten auch keinen Anteil am gesellschaftlichen Leben. Jede Klage, die die Chinesen gegen die Ausländer vorzubringen hatten, wurde vor dem jeweils zuständigen ausländischen Gericht nach den in deren Land geltenden Gesetzen entschieden.

Onkel Arnolds Haus, eins von acht oder zehn großen Stadthäusern, hatte drei Stockwerke und grenzte an beiden Seiten an identische Häuser. Vor den Häusern befanden sich ganz kleine Gärten und auf der Rückseite war ein großer, gepflasterter Bereich für alle zusammen. An dessen einer Seite stand eine Reihe von Toiletten für die chinesischen Bediensteten, denn es war unvorstellbar, daß Chinesen dieselben Toiletten benutzen wie die Ausländer.

Unser Gepäck kam auf einem zweirädrigen Plattenwagen, der von Kulis geschoben und gezogen wurde. Wir liefen alle nach draußen, um dem Abladen beizuwohnen. Da war schreckliches Geschnatter und allgemeiner Lärm. Wir bekamen einen Schock, als wir mit größtem Befremden sahen, wie drei Toilettentüren aufflogen und die Sicht auf drei hingekauerte Chinesen freigaben, die dem Drang der Natur folgten und dabei ihre ganze Männlichkeit zur Schau freigaben. Die Damen eilten entrüstet und aufgebracht ins Haus zurück, während die drei Chinesen unbekümmert das Ausladen beobachteten. Für die Damen, die in der

damaligen extrem prüden Zeit aufgewachsen waren, war dies wahrlich ein äußerst schockierendes Ereignis. Aber Onkel Arnold lachte nur und sagte: „Meine lieben Damen, Sie sind jetzt in China, und die Chinesen sind in erster Linie recht merkwürdige Menschen, und sie sind auch sehr natürlich unkompliziert im Umgang mit ihrem Körper."

„Aber, Arnold," protestierte meine Mutter, „das ist schamlos und unanständig. Du solltest nicht zulassen, daß solche Dinge geschehen. Kein Chinese würde sich in Wladiwostok erlauben, sich vor Damen so zu entblößen."
„Völlig richtig," erwiderte Onkel Arnold, „aber ihr seid hier nicht in Wladiwostok, sondern in China und ihr müßt Euch an eine andere Lebensweise gewöhnen. Und außerdem hättest Du ja nicht in den Hinterhof gehen müssen. Der ist für die Angestellten. Das ist deren Bereich, ein Ort an dem sie sein dürfen wie sie sind und sich nicht an unsere Art und unsere Vorschriften anzupassen haben, die sie, meine liebe Sofia Wladimirowna, genauso fremdartig empfinden, wie wir deren Lebensweise."
Die einzige mit Schärfe vorgebrachte Erwiderung meiner Mutter war ein verächtliches „Unsinn!"

Onkel Arnold war in seinem Verständnis für die Chinesen und in seiner Toleranz eine Ausnahme unter den Fremden. Sein großes Interesse für und seine Kenntnisse von deren Art und Kultur hatten ihm Einblicke in die Sitten und Gebräuche der Chinesen gegeben, wie sie sich nur wenige Ausländer anzueignen für nötig halten.

Am ersten Morgen im Haus meines Onkels wachten wir von einem rhythmischen Sprechchor von Männerstimmen auf. Die örtliche Ford-Vertretung benutzte eine freie Fläche neben den Stadthäusern für das Abladen neuer Fahrzeuge. Die Autos kamen komplett zusammengebaut in großen Holzbehältern an und wurden vom Hafen durch Gruppen von Kulis auf zweirädrigen niedrigen Pritschenwagen ziehend und schiebend hergebracht. Da Schanghai absolut eben ist, wird fast alle Fracht von Menschenhand befördert. Die Ford-Autos mußten ausgeladen werden, und das ist auch die Erklärung für die Sprechchöre. Etwa zehn oder zwölf Kulis schoben unter jede Ecke des Behälters Bambusstangen in einer derartig komplizierten Zusammenstellung, die es ermöglichte, daß alle zur selben Zeit und unter gleichmäßiger Verteilung des Gewichts ihn anheben konnten. Die Kulis mußten absolut synchron anheben und sich dann in exaktem Gleichschritt vorwärts bewegen.

Dieser alles entscheidende Ablauf des Geschehens wurde durch die Sprechchöre abgesichert. Es gab immer einen Anführer, meistens mit einer besonders geeigneten Stimme, der diesen Singsang dirigierte. Er benutzte althergebrachte Verse oder improvisierte neue, möglichst spaßige hinzu. Jeden Vers beendete er mit einem „hey, hey!“ das der Chor der Träger mit einem „hey, ho!“ beantwortete, wobei das „hey“ mit einer anhebenden Stimme und das „ho“ mit einer absinkenden Stimme gerufen wurde. Es paßte, daß wir dies gleich an unserem ersten Morgen hörten, denn diese Sprechchöre blieben unsere Hintergrundmusik, oft schon im Unterbewußtsein, während unserer ganzen Zeit in China. Sie wurden überall dort gehört, wo mehr als nur ein Kuli arbeitete. Einige Arbeitsteams, besonders solche beim Einrammen von Pfählen, perfektionierten ihren Gesang soweit, daß viele Vorübergehende stehen blieben und zuhörten, oft mit einem Lachen wegen der lustigen Verse. Wann immer ich auch heute noch an China denke, höre ich den Klang des „hey, hey ... hey ho“ durch meine Erinnerungen schweben.

Es muß kurz nach unserer Ankunft in Schanghai gewesen sein, als Lizochka mich wohl wegen unserer angespannten finanziellen Situation verließ. Onkel Arnold war mit einer Familie Fumagali bekannt. Es war ein italienischer Geschäftsmann mit seiner russischen Frau und seinem Sohn, Vasya, ungefähr in meinem Alter. Dessen Mutter meinte, eine Gouvernante zu benötigen. Lizochka blieb für den Rest ihres Lebens in dieser Familie. Ein weihnachtlicher Kontakt bestand jedoch weiterhin bis meine Mutter 1974 verstarb. Als die Fumagalis in den 1930er Jahren nach Italien gingen, war Lizochka mehr eine Kameradin für Frau Fumagali und mehr Haushälterin als Gouvernante. Der Sohn Vasya war damals schon ein erwachsener Mann. Nachdem Herr Fumagali in den 50er Jahren gestorben war, lebten die beiden Damen in einem Dorf am Luganer See. Lizochka, an die ich mich noch als heißköpfige Sozialistin, als Agnostikerin und Frauenrechtlerin erinnere, war in ihren alten Tagen religiös geworden und schrieb Briefe voller frommer Ermahnungen, die meine Mutter anregten, zu spötteln: „Die dumme alte Närrin! Sie fällt wahrlich von einem Extrem ins andere.“
Lizochka muß wohl meiner Mutter zwei Jahre nach deren Tod gefolgt sein, da wir nach Weihnachten 1975 nichts mehr von ihr gehört haben.

Sie war nur vier Jahre meine Gouvernante. Aber es waren sehr entscheidende Jahre, weil es die Zeit in meinem Leben war, in der jedes Kind einen beachtlichen Umfang an Wissen und Erfahrungen aufnimmt. Profilierung des Benehmens, Reaktionen gegenüber der Umwelt und die

Einstellung zu Moral und Verantwortung werden während dieser Jahre ununterbrochen geformt. Und Lizochka war ein Mensch von höchster Integrität, Loyalität und Wahrhaftigkeit. Und mich hat sie mit diesen Prinzipien inspiriert. Ihre Lehren sind mir mein Leben lang zugutegekommen. Das soll aber nicht heißen, ich sei auf meinem Lebensweg niemals ins Schwanken geraten. Ich habe geschwankt, aber immer mit einem schlechten Nachgeschmack und mit einem andauernden Schuldgefühl. Ihr Schüler gewesen zu sein, ist mein großer Gewinn.

Das Haus von Onkel Arnold war auch ein ständiger Anlaufpunkt für die Keyserlings, auch eine baltische Adelsfamilie. Sie bestand aus dem Grafen und seiner Frau, die eigentlich Vetter und Cousine ersten Grades waren, und deren mongoliden Zwillingen, die wenige Jahre älter als ich waren.



Marie Gräfin Keyserling mit ihren Söhnen Egbert u. Maximilian

(Richtigstellung durch den Übersetzer: Es handelt sich um Graf Heinrich v. Keyserling, 1866-1944, Kais. russ. Marineoffizier und Direktor der Ostasiatischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, und seiner zweiten Ehefrau Marie, geb. Gräfin v. Keyserling, 1877-1945, und deren Söhne Egbert, 1912-1945, und Maximilian, 1915-1961. Es waren keine Zwillinge und sie waren leicht nur

geistig behindert und nicht mongolid. Der Verwandtschaftsgrad der Eheleute war 2. Grades.)



Heinrich Graf Keyserling,
1877-1944
Kais. russ. Marineoffz.



Marie, geb. Gräfin Keyserling,
1877-1945
oo Mitau 20.2.1912

Und dann waren da noch zwei russische Frauen im Haus, die sehr zurückgezogen lebten.
An einem späten Nachmittag kam ich aus dem nahegelegenen Park und fand das Haus in einer extremen Stille. Mamachka zog mich an sich und umarmte mich. „Hör zu, Alesha, es hat sich eine schreckliche Tragödie ergeben. Du kennst doch Ludmilla Kirilovna, die ruhige und hübsche von den beiden Damen im hinteren Zimmer? Alesha, ich weiß gar nicht, wie ich es Dir sagen soll, aber sie ist tot. So jung und so nett! Jetzt warten wir auf den Doktor und die Ambulanz."
„Aber wie, Mamachka, wie ist sie gestorben?"
„Das werde ich Dir später erzählen. Später, mein Liebling. Aber bitte lauf jetzt nicht herum und störe nicht die Menschen. Sitz ganz still. Alles wird sich mit der Zeit aufklären."

Ich hatte bereits genügend Tragödien erlebt, um diese gedrückte Stimmung und die Melancholie, die das Haus erfaßt hatten, zu respektieren.
Bald darauf kamen der Doktor und zwei Männer mit einer Tragbahre. Es dauerte eine längere Zeit, bis sie die Tote herausbrachten. Als eine Art letztes Lebewohl zeigten sie den Versammelten ihr Gesicht. Bisher hatte ich auf keine der beiden meine Aufmerksamkeit gerichtet, aber jetzt war ich beeindruckt von ihrer Schönheit. Ihr Gesicht war ge-gen das dunkle, gewellte Haar von einem seltsamen Weiß. Fein geformte, ausgeglichene

Gesichtszüge mit einem leichten Anflug eines Lächelns. Es war das erste Mal, daß ich einen Leichnam und die Blässe des Todes von dieser Nähe aus sah. Es war für mich ein unvergeßliches Erlebnis.

Ich hörte meine Mutter sagen: „Lieber Gott, sie war so hübsch, so unglücklich und so jung. Hab' Erbarmen mit ihrer Seele und vergib ihr, oh Gott, denn sie hat sich bei aller Belastung bewährt."
„Was soll er ihr vergeben?", flüsterte ich.
„Pst!", flüsterte sie zurück, „jetzt nicht, Liebling, später."

Die arme Ludmilla hatte während der Revolution ihre ganze Familie verloren, hatte zusehen müssen, wie ihre Mutter vergewaltigt und getötet wurde. Sie kannte keine Verwandten und hatte keine verwertbaren Fähigkeiten. So war sie unter den Schutz und den Einfluß ihrer sogenannten Freundin geraten, mit der sie eine lesbische Beziehung eingegangen war. In einem Anfall tiefer Depression hatte sie sich, während ihre Freundin einen Spaziergang machte, ins Herz geschossen.

Seitdem Lizochka nicht mehr bei uns war, hatte ich bedeutend mehr Freiheit. Meine Mutter, mit ihren Gedanken ganz woanders und ungewohnt nach mir zu sehen, neigte dazu, mich zu vergessen, sobald ich aus ihrem Gesichtskreis entschwunden war. Ich stellte fest, daß ich für Stunden verschwinden konnte, ohne vermißt zu werden. Das Haus meines Onkels war nur ungefähr einen Häuserblock vom Französischen Park entfernt. Es war ein schöner öffentlicher Park, mit Grünflächen, Spielplätzen, mit Rutschbahnen und Schaukeln, mit großen Teichen voll mit Goldfischen, mit einsamen Fußwegen und mit Gruppen von Maulbeerbäumen, die im Juli voller Beeren waren. Es war mir immer ein großes Vergnügen, diese Beeren vom Boden aufzulesen und sie, von der Sonne angewärmt, süß und köstlich schmeckend, zu verzehren. Maulbeerbäume sind in bestimmten Gebieten Chinas sehr verbreitet, weil sich der Seidenwurm auf diesen Bäumen ernährt, bevor er sich in einem Kokon verpuppt, aus dessen bestimmten Bestandteilen die Seide hergestellt wird.

Entsprechend zu unserem 4. Juli, dem Unabhängigkeitstag der Vereinigten Staaten von Amerika, feiern die Franzosen am 14. Juli mit Begeisterung den Tag des Sturmes auf die Bastille. Wenn ich großes Glück hatte, konnte ich an diesem speziellen Tag in den Park entwischen, wo ich mit großem Vergnügen all' die besonderen Darbietungen erlebte. Dort machten Franzosen und andere europäische Familien Picknick, da

wurde Sackhüpfen und Kuchenwettessen, die typischen Jahrmarktaktivitäten, angeboten. Da war ein mit Fett eingeschmierter Baumstamm eingegraben, den man erklettern mußte, um einen Schinken zu gewinnen, oder ein Baumstamm, der waagerecht über einen Teich hinausragend angebracht war. Ich wanderte herum, völlig verwirrt. So etwas hatte ich bisher noch nirgends gesehen. Solche lustigen Aktivitäten habe ich mir bis dahin überhaupt nicht vorstellen können, so viele fröhliche Menschen, so viel Musik, Lachen und zu essen oder die Wettbewerbe auf den beiden Baumstämmen. Ich war so verzaubert, daß ich die Zeit ganz vergaß und auch die angespannte und unschöne Atmosphäre, die mich bei meiner Rückkehr erwarten würde.

Als die Wettkämpfe bei den beiden Baumstämmen begannen, beobachtete ich alles ganz genau, um zu erkennen, wie es gemacht wird. Da ich alleine war und auch kein Geld hatte, konnte ich an allen anderen Veranstaltungen nicht teilnehmen. Auch kannte ich dort die Regeln nicht. Ich hatte jedoch das Gefühl, hier mitmachen zu können.

Nachdem ich einige beim Versuch, den Baumstamm zu erklimmen, beobachtet hatte, und einer tatsächlich Erfolg gehabt hatte, ging ich nach vorne – nervös aber entschlossen. Ich war entschieden der jüngste Teilnehmer an diesem Wettbewerb. Der spaßige, fette Franzose lachte über mich und rief etwas in die Menge. Als die Menschen „Oui, oui!“ riefen, was ich als „ja“ verstand, forderte er mich auf, mitzumachen. Eigentlich wurde der Stamm sehr oft neu eingeschmiert, aber ich hatte das Glück, daß er jetzt ziemlich trocken war. Aber dennoch, er war so dick und klebrig, als ich ihn mit den Armen umfaßte, daß mir buchstäblich das Herz in die Hosen rutschte. Aber in Wirklichkeit half mir das Klebrige bei meinem leichten Gewicht, mich bis zur Mittelmarke hinaufzuquälen. Da aber die wenigsten Kletterer bisher über diese Marke hinausgekommen waren, war die Schmiere dort zu glatt für mich. Die Menge unterstützte mich mit Zurufen, aber schließlich mußte ich aufgeben und rutschte herunter – enttäuscht und entmutigt.

Zu meinem Erstaunen klatschten alle. Der fröhliche, fette Mann schüttelte mir die Hand und quasselte in einem mir unverständlichen Französisch auf mich ein. Mit einem großen Tusch zerteilte er einen der Schinken und reichte mir eine Hälfte. Ich war entzückt und die Zuschauer auch. Als Nächstes ging ich zum anderen Stamm, der horizontal über den Teich ragte. Dort war die Aufgabe, wie auf einem Drahtseil bis zum Ende des Stammes und zurückzugehen, ohne dabei ins Wasser zu

fallen. Nachdem ich eine Reihe von Männern und Jungen in den Teich hatte fallen sehen, riefen einige Zuschauer: „Ou est le petit Russe?“ Sie meinten mich. Und der fette Mann gab mir ein Zeichen zum Stamm zu kommen. Ermuntert durch meinen vorherigen Erfolg und voller Selbstvertrauen legte ich meinen Schinken zur Seite, zog Schuhe und Socken aus und ging, um den Balanceakt zu versuchen. Aber es war bedeutend schwerer als ich vermutet hatte und ich fiel auf halbem Weg hinunter und schwabberte durch das flache Wasser zurück zum Ufer. Die Menge hatte ihre Aufmerksamkeit inzwischen dem nächsten Kontrahenten zugewandt und mein Schinken und meine Schuhe mit den Socken hatte jemand gestohlen. Jetzt fühlte ich mich verlassen und alleine in einer feindlichen Welt.

Es war inzwischen dämmrig geworden und auch kühl. Meine gute und saubere Sommerbekleidung, mit der ich losgezogen war, war jetzt klebrig, schmutzig und völlig durchnäßt. Ich war verängstigt, erschöpft und enttäuscht, als ich halbwegs zu Hause Onkel Arnold traf, der losgegangen war, um mich zu suchen. Meine Abenteuerlust und meine Selbstsicherheit verließen mich. Ich zitterte vor Kälte und schluchzte unkontrolliert, während er mich nach Haus trug. Ich wollte allen erzählen, was mir passiert war, aber Mamachka steckte mich in ein heißes Bad, gab mir eine heiße Suppe zu trinken, dann noch Brot mit Käse und Wurst und packte mich ins Bett mit der Ermahnung: „Der Morgen ist vernünftiger als der Abend“. Ein altes russisches Sprichwort.

Ich machte mir Sorgen, weil ich nichts hatte, um meine Geschichte zu beweisen, aber das war nicht nötig. Am nächsten Tag zweifelte niemand meine Erzählung an und ich wurde auch nicht betraft, wie ich eigentlich befürchtet hatte. Die Familie wußte, daß die Lehre aus dem spektakulären Aufstieg und dem beschämenden Niedergang mehr nützen würde, als jede Schelte oder Strafe es könnte.

Im April 1984 besuchte ich gemeinsam mit meiner Frau Sally, die noch niemals in Fernost gewesen war, nach 50 Jahren wieder Schanghai. Ich konnte den Französischen Park wiederfinden. Jetzt war er an allen Seiten von hohen Appartmenthäusern umgeben und bevölkert von zahllosen Chinesen in Mao-Kleidung. Er hieß jetzt ‚Volkspark’. Ich konnte auch den Teich meiner Niederlage ausmachen, der jetzt viel kleiner wirkte, als ich ihn in Erinnerung hatte. Dort war jetzt auch ein Felsengarten angelegt worden mit einem winzig kleinen Pavillon

8. Kapitel

Shangri-la

Und dann zogen wir nach Shangri-la. Ich kann mir kein besseres Wort vorstellen, um Mokanshan zu beschreiben, obwohl dieser etwas romantisch klingende Name lange Zeit nicht Aufnahme in das weltweite Vokabular gefunden hatte.
(*Anmerkung des Übersetzers: Hier ist wohl das mystische Reich gemeint, in dem Männer und Frauen angeblich auf ewig jung bleiben*.)

Alle Ausländer, die das Geld und die Zeit hatten, verließen Schanghai während des Sommers. Sie fuhren in die Berge landeinwärts oder zu den Küstenregionen von Tsingtau, Weihaiwei, sogar bis nach Japan, oder den weiten Weg zurück in das Land, aus dem sie nach China gekommen waren. Vom Ende des Frühlings bis in den Herbst legte sich eine alles durchdringende und feuchte Hitze über die Stadt wie eine stickige Decke, mit einer kaum bemerkbaren Abschwächung während der Nachtstunden. In Wirklichkeit waren die Nächte für uns noch heißer und drückender, als die Tage, da wir unter Moskitonetzen schliefen, besser gesagt, versuchten zu schlafen. Gelegentlich zog eine Regenböe oder ein Gewitterschauer durch, reinigte die Straßen und Gassen und brachte eine kurze Atempause. Und dann kam wieder die Feuchtigkeit, schlimmer noch, als sie vorher gewesen war. Klimaanlagen waren damals noch lange nicht erfunden worden. Die einzige Erleichterung brachte der künstlich erzeugte Luftzug, der über die entblößten Teile des verschwitzten Körpers strich. Diese Luftbrisen wurden durch elektrisch oder mit der Hand angetriebene Ventilatoren erzeugt. Oder es waren, wie in den meisten chinesischen Etablissements, "Fächerbeweger", die den Raum befächerten. Diese Einrichtung stammte aus Indien. Die Fächer bestanden aus Stoffstreifen, die in einer Reihe an einem Seil befestigt waren, welches an der Zimmerdecke quer durch den Raum gespannt wurde. Indem nun das Seil von einem Kuli außerhalb des Raumes mit einer Schnur hin und her bewegt wurde, erzeugten die in einer Reihe hängenden Stoffstreifen eine leichte Luftbewegung. Diese Kulis oder "Fächerbeweger" verbrachten für einen Hungerlohn ganze Tage und oft auch Teile der Nacht schwitzend in kleinen Zellen und wagten nicht einzuschlafen oder mit der Arbeit langsamer zu werden, weil jedes Nachlassen sofort bemerkt wurde. Sie erhielten kaum mehr Aufmerksamkeit wie eine Maschine, und ihr Dasein blieb unbemerkt wie eine Maschine, bis sie aufhörten zu fächern.

Onkel Arnold hatte gerade ein großes Sommerhaus in einer Gegend gebaut, die Mokanshan hieß. Er regte an, daß wir dorthin fahren, um uns zu erholen und die Ruhe zu finden, um unsere Wunden zu lecken und Kraft für die nächste Zeit zu schöpfen.

Er hatte dann auch die Nachricht erhalten, daß mein Vater durch die Japaner aus der Gefangenschaft in Wladiwostok befreit worden und mit ihm die Familie Krasheninikoff und noch andere, die alle nach Japan gebracht worden waren. Die Gruppe würde zu uns kommen, sobald sie in Schanghai eingetroffen wäre. Da Onkel Arnolds Haus brandneu war, brauchte er jemanden der es "einwohnte". Er würde kommen, um zu sehen, wie wir uns eingerichtet hätten und dann nach Japan weiterfahren. Er wollte zwei seiner Töchter abholen, die dort eine katholische Klosterschule besuchten.

An Onkel Arnold ist einiges, was ich nicht begreife. Trotz aller seiner Freundlichkeit, damals und auch später, lehnte meine Mutter ihn bis an die Grenze des Hasses ab. Bis an ihr Lebensende – und sie wurde 89 Jahre alt – bemerkte sie ausnahmslos, wenn sie seinen Namen hörte, nur „Pfui, dieser gräßliche Mensch“ und nichts weiter. Durch Kleinigkeiten, aus Gesprächen und durch die viele Fragerei während der Jahre war es mir möglich geworden, eine Geschichte zusammenzubringen, die alleine für sich schon ein eigenständiges Buch ergeben würde.

Arnold war der Jüngere von zwei Söhnen in der Familie meines Vaters. Während seiner Kindheit und seiner Jugendjahre verhielt er sich nicht so, wie es von einem Sohn eines Aristokraten auf dem Land erwartet wurde. Er hatte kein Interesse an irgendeiner traditionellen Beschäftigung wie Jagen, Fischen, Schießen, Pferdesport oder sich an der Führung eines Gutes zu beteiligen. Darüber hinaus hielt er sich auch von allem Militärischen fern. Er war ein weicher, lernbegieriger und sehr dicker junger Mann, der von seinem älteren Bruder und den Freunden als Waschlappen und Feigling gehänselt wurde.

Aber er muß doch etwas von der Abenteuerlust und vom Unternehmungsgeist seiner tapferen Vorfahren geerbt haben. Denn schon früh wandte er sich dem Fernen Osten zu, nämlich der Mongolei, und war damit genau dort, wohin die Russen zu ängstlich waren, ihre Einflußsphäre auszudehnen. Bereits das Risiko, kurz nach der Jahrhundertwende vom Baltikum aus in die Mongolei zu reisen war eine wage-

mutige Unternehmung. In Tokio traf und heiratete er Anna Nikolayevna Gambojew, die er uns gegenüber verächtlich als mongolische 'Prinzessin' erwähnte (meine Mutter sagte immer, wenn eine mongolische oder georgische Familie mehr als 100 Schafe besitzt, sind sie schon Prinzen). Tatsächlich war Anna wohl halb mongolisch und halb russisch, eine wohlhabende Frau mit einem eisernen Willen und dem unruhigen Blut, das sie von ihren nomadischen Ahnen geerbt hatte. Aus der Genealogie ist zu erkennen, daß Arnold und Anna sehr viel herumgereist sein müssen. Denn ihre älteste Tochter Vera wurde 1904 in St. Petersburg geboren, die zweite Tochter, Dora, wurde geboren, als sie 1907 unterwegs wohl nach Harbin in der Mandschurei waren. Gracie kam 1910 in Schanghai zur Welt und Vadim, der einzige Sohn, wurde 1913 in Unsen, Japan, geboren.

Arnold und Anna verpaßten gleich von Anfang an den rechten Umgang miteinander. Sie war verbittert, weil ihr Reichtum mit der Heirat ihm zufiel und er damit machen durfte, was er wollte, so wie es damals noch üblich war. Auffallend ist auch, daß Arnolds Einstieg in die Geschäftswelt als Händler mit chinesischen Antiquitäten und Kuriositäten lediglich von seinem persönlichen Wunsch bestimmt wurde, über die jahrhundertealte herausragende Gestaltung chinesischer und japanischer Kunst und Kultur zu studieren, sie zu beherrschen und anwenden zu können und nicht um seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Als Produkt von Generationen von Menschen, die Handel und Händler gering schätzten, hatte er auch weder die Ausbildung noch die Begabung für einen Geschäftsmann. Ich vermute vielmehr, daß er in seinem Inneren wirklich ein Künstler war.

Ich kann mich noch an die bissigen Bemerkungen meiner Eltern über Kauf- oder Geschäftsleute erinnern. Meine Mutter hätte in jenen Tagen gesagt: „Schön und gut, aber was willst Du von Kaufleuten erwarten?“ oder: „Ja, ja, sie sind ganz nett, aber nicht 'comme il faut', schließlich sind es Kaufleute.“ Heute wäre eine derartige Einstellung erschreckend snobistisch. Aber in der Zeit von König Eduard VII. von Großbritannien war die Ansicht, insbesondere beim Landadel, in ganz Europa ziemlich einhellig gegen jeden im Handel beschäftigten und sogar gegen diese Berufe selbst.

Und Arnold hatte sich zwei unverzeihliche gesellschaftliche Fehltritte erlaubt. Bereits, daß er eine Frau mit mongolischem Blut geheiratet hatte, war schon an sich inakzeptabel, und eine Frau unter dem eigenen Stand

nur wegen ihres Geldes zu heiraten, war absolut verachtungswürdig. Und obendrein auch noch in das Kaufmännische selbst einzusteigen, auch wenn dieser Bereich viel Erfahrung, Fleiß und künstlerische Begabung verlangte, ließ ihn im gesellschaftlichen Ansehen weit absinken.

Irgendwann im Jahr 1917 lebte Arnold mit seiner Familie in ihrem eigenen großen Haus in Schanghaiguan, der Stadt, in der die Chinesische Mauer das Meer erreicht. Die Feindschaft zwischen Anna und Arnold erreichte ihren Höhepunkt, als ihr Haus bis auf die Grundmauern niederbrannte und ihr Sohn eingeklemmt wurde und in diesem Inferno ums Leben kam und der größte Teil von Arnolds einzigartiger Sammlung von Antiquitäten vernichtet wurde. Obwohl es nie bewiesen wurde, glaubten alle, daß Anna absichtlich das Feuer gelegt hatte, als Arnold mit den Töchtern abwesend war. Der Junge und die jüngste Tochter, Gracie, waren Arnolds besondere Lieblinge. Und man sagte sich, daß es für Anna nur die Möglichkeit gab, sich an ihm zu rächen, indem sie den Sohn vernichtete, ihm die Tochter entfremdete und seine geliebten Kunstschätze zerstörte. Viele Jahre später hörte ich meine Mutter im Gespräch mit jemandem, der sie nach der Glaubwürdigkeit einer derartigen Tat durch eine Mutter befragte. Mamachka sagte: „Nun, selbstverständlich hat sie es getan. Aber genau das ist es, wodurch sie davongekommen ist. Sie wußte, daß niemand glauben würde, daß eine Mutter so etwas tun könnte. Und Arnold wußte es, er wußte es! Aber was kann man von einer ausgekochten Mongolin anderes erwarten?“

Als Anna und Arnold dann auseinandergingen, kamen Vera und Dora nach Japan in eine Klosterschule und Anna verlangte das Sorgerecht für Gracie. Und tatsächlich schaffte sie es, Gracie gegen den Vater aufzuwiegeln. Mutter und Tochter wanderten später nach Kanada aus. So vollstreckte Anna ihre Rache. Gracie soll dann auf Vancouver Island einen Zimmermann geheiratet haben, mit dem sie viele Kinder bekam, die in Ketchican, Alaska, und anderen Orten in Britisch Kolumbien lebten.

Arnold ist nie mehr über den Verlust hinweggekommen, den er durch das Feuer erlitten hat, obwohl er immer noch recht wohlhabend war, als wir zu ihm nach Schanghai kamen. Viel Geld hatte er in seinen Neubau in Mokanshan investiert und eine große Summe für das anschließend in Schanghai gebaute große Haus ausgegeben. Dann kam er finanziell und

physisch völlig herunter, ging unerwartet nach Südamerika, wo er seine Tage in São Paulo, Brasilien, beendete.

Aber nun genug über Onkel Arnold und sein Leben. Wie ging es weiter mit unserem Umzug nach Mokanshan? Für mich war es wie ein Flug in eine neu erschaffene Welt, in eine Schöpfung der Phantasie. Die Erwachsenen in meiner Umgebung nahm ich kaum wahr, auch nicht ihre Reaktionen, so fesselten mich der Anblick, die Geräusche und die Gerüche um mich herum. Die Fahrt dauerte zwei Tage und eine Nacht. In meinen Erinnerungen war sie endlos und voll von fremdartigen und erstaunlichen Überraschungen.

Wir fuhren mit dem Zug von Schanghai den ganzen Tag bis zur uralten Stadt Hangtchou durch eine Tiefebene entlang der Küste, die so flach war, daß jeder Hügel und jede noch so kleine Unebenheit von Menschenhand geschaffen worden war. Die Landschaft war aber deshalb nicht langweilig. Sie war gesprenkelt mit auf Hügeln angelegten Erdbegräbnissen, die von Baumgruppen umgeben waren, Weiden zogen sich entlang der Flüsse und Kanäle. Die schmutzigen kleinen Dörfer hatten dennoch ihren Charme durch die Kombination der festen Erdwälle und der eigentümlichen orientalischen abgeschrägten Dächer. Sie erweckten den Eindruck, als ob sie irgendwie ganz natürlich aus der fruchtbaren Erde gewachsen waren und sich selbst aufgestellt hatten, als solide und sichere Behausung zum Schutz der Familien, die sich bemühten, den Grund und Boden zu pflegen. Dann und wann erhob sich auf der ausgedehnten Fläche eine anmutige Pagode, die mit ihrer ungeraden Anzahl von Stockwerken zum Himmel hinaufwies. Wo immer ich über die Felder blickte, sah ich alleinstehende kleine Häuschen aus Ziegelsteinen oder Lehmkonstruktionen mit abgeschrägten und gefliesten Dächern, gerade groß genug um einen Sarg aufzunehmen. Die Chinesen, ausgenommen Christen und Moslems, hatten keine Friedhöfe. Gräber wurden an jedwedem Platz angelegt, den ein bestellter Mönch für geeignet erklärte.

Zu jener Zeit wurde fast alle Energie durch Menschenhand erzeugt, ausgenommen die der Eisenbahn und einige Arbeiten, die von Wasserbüffeln geleistet wurden. Also, Menschen arbeiteten überall in den Feldern, immer zwei Männer transportierten gemeinsam in Körben an Stangen, die an beiden Enden auf ihren Schultern ruhten, das Obst,

Gemüse und sonstige Waren. Männer und manchmal auch Frauen verbrachten ihre wachen Stunden mit dem Treten von Tretmühlen, um das Wasser aus Bewässerungskanälen in die Felder zu pumpen. Ihre Oberkörper stützten sie dabei auf Querlatten ab. Auch konnte man gelegentlich Büffel sehen, deren Augen zur Verhinderung von Schwindelgefühl mit Blendklappen versehen waren, die Runde um Runde ein großes flaches Rad drehten, das eine Reihe von kleinen Körben bewegte, die raffiniert zu einem hölzernen Förderband zusammengeknüpft waren. Dieses System, das nur einen Jungen bedurfte, der das große Biest antrieb, beförderte erstaunliche Mengen an Wasser in die Gräben.

Es gab keine Straßen wie wir sie kennen, sondern nur verhältnismäßig breite Pfade, die ausschließlich von Sonderkonstruktionen auf Rädern, den chinesischen Schubkarren, befahren werden konnten. Anstelle eines kleinen Rades vorne am Fahrzeugaufbau hatte dieser geschickt konstruierte Karren ein über einen Meter hohes Rad in der Mitte zwischen zwei kistenförmigen Auflagen. Da fast das gesamte Gewicht auf dem Rad ruhte, dessen großer Durchmesser das Fahren auf holprigen, nicht gepflasterten Wegen ermöglichte, war es ein ideales Gefährt für nur einen Mann, der damit unglaublich schwere Lasten transportieren konnte, sogar bis zu 12 Personen auf einmal.

Wie hypnotisiert und etwas weggetreten sah ich aus dem Fenster, als ich eine aufsehenerregende und außerirdisch anmutende Erscheinung wahrnahm. Mitten in dieser chinesischen Landschaft erblickte ich ein modernes, ozeanfähiges Schiff, das über den Erdboden zu schweben schien. Die Tatsache, daß wir parallel zum Jangtse Fluß fuhren, erklärte diese Erscheinung. Wir sahen noch viele solcher Schiffe und Sampansegel, bevor wir die Fahrtrichtung änderten. Und jedes Schiff war wieder betrachtenswert, bizarr und unwirklich, so wie es das Vorhergehende gewesen war.

Hangtchou erreichten wir in der Dunkelheit. Dort stiegen wir auf Rikschas um, die uns zu den Sampans brachten. Die chinesischen Bootseigner lebten mit ihren Familien zeitweilig an Bord. Um aber für Passagiere mehr Platz zu haben, blieben alle Familienangehörigen bis auf Vater und Mutter, die das Boot skullten, und einem älteren Jungen, der Tee kochte und sonstige Hilfeleistungen übernahm, an Land. Der Chinese ist an und für sich schmutzig und hat von Hygiene keine Ahnung. Daher waren wir angenehmst überrascht von der absoluten Sauberkeit und Ordnung auf diesen Booten mit ihren gelackten

Holzteilen und fleckenlosen Matten und Polsterungen. Keine Läuse und Wanzen belästigten uns.

Wir befanden uns auf dem berühmten Großen Kanal, der Hangchow mit Peking verbindet. Er ist im letzten Jahrhundert v. Chr. gebaut worden, um den Tribut zum Herrscher des Nordens zu bringen und um den Handel und den Informationsaustausch als einende Kraft in jenem Teil Chinas zu beleben.

Auf dem warmen Deck schliefen wir durch das Knarren und Stoßen ein, das durch das rhythmische Hin- und Herbewegen des Ruders erzeugt wurde, mit dem der Hausherr oder seine Frau das Boot durch die Nacht vorwärtstrieben. Manchmal, wenn wir durch eine Stadt oder ein Dorf fuhren, wurde ich wach und beobachtete, wie wir zwischen den Häusern hindurchglitten, die sich an beiden Seiten direkt aus dem Wasser erhoben, oder wenn wir wunderschöne Brückenkonstruktionen passierten. Wir kamen an mit steinernen Löwen gezierten Kaimauern vorbei und sahen festgemachte Sampans, auf denen gelegentlich die durch Kerzenlicht beschienenen, ausdruckslosen asiatischen Gesichter von Männern auszumachen waren, die noch zu später Stunde 'Mah-Jong' spielten. Manchmal bellte ein Hund in der Dunkelheit, wenn wir an ihm vorbeifuhren. Und dann war auf lange Strecken kein Geräusch zu vernehmen, als nur das leise Quietschen und Blubbern des Ruders und das Klacken des Wassers gegen den leicht gebogenen Bug des Bootes.

Mit der Dämmerung passierten wir das letzte Dorf und zu unserer Linken wurden Berge sichtbar, richtige Berge, die den Eindruck machten, als ob sie während wir geschlafen haben, aus der flachen Ebene emporgewachsen seien. Die Gipfel waren von dichtem Nebel verhüllt, während sie unten noch von der Dunkelheit der Nacht umgeben waren. Chinesische Hähne, wie ihre Partner rund um den Globus seit je her, begrüßten mit ihrem fröhlichen Krähen den neuen Tag. Ich aber war fest davon überzeugt, daß es ausschließlich uns, den Neuankömmlingen, galt.

Die nächste Stunde brachte uns zu den Ausläufern des Gebirges und dort zu einer Anlegestelle mit nur wenigen Hütten entlang des Kanals. Dort stiegen wir auf die dritte und noch antikere Transportart um, nämlich auf Sänften. Dieses so leicht aussehende Transportmittel wurde von Männern auf den Schultern getragen und man selbst hatte das Gefühl, sich auf einem recht gefährlichen Sitzplatz zu befinden. Die

Kräfte und die Ausdauer der Kulis war phänomenal, besonders wenn sie solche Schwergewichtigen tragen mußten wie meinen Onkel. Sie hoben uns fröhlich und heiter auf ihre Schultern und zogen los. Sie lachten und scherzten über die Ausrufe des Erstaunens und der Furcht von ihren 'Passagieren'. Solange der Weg eben war, blieben sie den ganzen Tag bis auf wenige kurze Pausen in einem flinken Trab bis zum Einbruch der Dunkelheit. Kein Kuli hat je etwas von einem Acht-Stunden-Tag oder einer Vierzig-Stunden-Woche oder einem freien Tag gehört.

Als es anfing bergauf zu gehen, liefen die Kulis mit einer rhythmischen Gangart entlang der zickzackartig verlaufenden Dämme zwischen den terrassenförmig angelegten Feldern, den Takt mit ihrem gewohnten „Hey, hey ho“ einhaltend. Als es weiter nach oben ging, kamen wir durch süßlich riechende, sehr hohe Bambuswälder. Und dann wurde der Pfad so steil, daß ein beklemmendes Gefühl aufkam, besonders bei einem Trägerwechsel: Wenn der vordere Kuli bereits gewechselt hatte und der hintere Kuli noch nicht, schwebte der Passagier für einige Sekunden in der Leere und machte die unschöne Erfahrung eines Vogels ohne Flügel. Als dies das erste Mal geschah, war meine Mutter so erschrocken, daß sie die Kulis aufforderte, sofort zu halten. Sie stieg aus und erklärte, daß sie den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen würde. Die Kulis reagierten ganz mürrisch und setzten sich in einer Weise hin, die deutlich zeigte, daß sie nicht mehr weitergehen wollten. Onkel Arnold mußte ihr erklären, daß die Kulis ihr Gesicht verlieren würden, wenn das Gerücht umgeht, sie wüßten nicht, wie man Personen sicher transportiert. Außerdem könnten wir die Geschwindigkeit ihres Laufes nicht verringern, weil wir bei noch größerer Dunkelheit unser Ziel an dem Tag nicht mehr erreichen würden. Nebenbei bemerkte er noch, daß meine Mutter es sowieso nicht schaffen würde, den ganzen noch vor uns liegenden Weg alleine aufzusteigen. Meiner Mutter, die ihr Leben lang unter Höhenangst gelitten hat, muß es eine ungeheuere Überwindung gekostet haben, wieder ihren Platz in der Sänfte einzunehmen. Sie schaffte es, vorher wenigstens noch einige Kurven zu gehen, was aber recht gefährlich war. Ich für meinen Teil kann mich noch gut erinnern, daß ich das alles äußerst spaßig fand und phantasierte, ich flöge einem Adler gleich durch die Lüfte.

Schließlich näherten wir uns unserem Bestimmungsort. Wir waren auf dem 3.000 Fuß (1000 m) hohen Berg angekommen und die Umgebung war hier wieder deutlich flacher. Die Kulis steckten Kerzen in traditionellen bauchigen Papierlaternen an, um unseren Weg zu beleuchten. Wir

wurden dabei von kleinen Prozessionen funkelnder und tanzender Lichter begleitet, erzeugt durch das Zusammenspiel von Glühwürmchenschwärmen in der sonst totalen Finsternis. Der ganze Weg war dem Zugang über schmale Bergsteige zu dem mystischen Shangri-la nicht unähnlich.

9. Kapitel

Mokanshan

Onkel Arnolds Haus war eine weiträumige, in den Hang aus gelb-roter Erde hineingebaute Villa. Von der großen Veranda aus hatte man einen grandiosen Blick in das unterhalb liegende, U-förmige Tal und über die sich dahinter im Dunst ausbreitende Ebene. Jeden Nachmittag gegen 16.30 Uhr, es war dann immer noch heißer Tag, saßen wir auf der Veranda und beobachteten die sich unten von der Ebene aus in eindrucksvoller Weise auftürmenden Kumuluswolken. Innerhalb von Minuten hatten wir ein Gewitter mit peitschendem Wind und prasselndem Regen, mit Blitzen, die den Himmel zerrissen und laut krachenden Donner erzeugten. Nach einer halben oder ganzen Stunde war alles vorbei und verschwand so schnell, wie es gekommen war. Zurück blieb eine abgekühlte, saubere Luft und der Duft der reichen Vegetation um uns herum. Die Zikaden, große, fliegende Insekten, die der Fliege ähnlich sind (gewöhnlich auch Scherenschleifer genannt, weil sie durch das Aneinanderreiben der Flügel ein metallisches Geräusch erzeugen), begannen wieder mit ihrem Lärm und die Menschen, Tiere und Insekten fanden wieder zurück zu ihrer ihnen üblichen Vitalität.

Das Haus war noch nicht fertig. Unter anderem fehlte noch die Wasserleitung für das moderne Spülklosett. Die Leitungen zu einem großen Wasserkasten waren zwar gelegt, aber es gab keinen Anschluß, der Kasten war leer. Dem wurde sehr schnell auf chinesische Art und Weise Abhilfe geschaffen. Mein Onkel, der einige chinesische Dialekte sprach, bestellte örtliche Arbeiter. Gemeinsam mit diesen Helfern fällte er sehr hohe Bambusbäume, entfernte die Äste und Blätter, und durchstach mit einer Eisenstange die in gewissen Abständen im sonst leeren Inneren der Bambusstange befindlichen Membranen. Die Stämme wurden in einzelne hohle Rohrstücke zerlegt, die an einem Ende etwas weiter und am anderen Ende etwas dünner waren. Die Stücke wurden ineinandergeschoben, an den Verbindungsstellen mit etwas Lehm abgedichtet, und in kürzester Zeit hatten wir aus der oberhalb des Hauses befindlichen Quelle fließendes Wasser.

Meine Mutter fuhr zurück nach Schanghai – ein äußerst mühsames Unternehmen für sie – um meinen Vater und die Familie Krasheninikoff zu holen. Vera und Dora, Onkel Arnolds ältesten Töchter, kamen zu uns.

Die Grosses mieteten in unserer Nähe ein Haus. Außerdem wohnte ein deutscher Missionar mit seiner Familie in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, deren Kinder recht oft bei uns waren.

Serejia Krasheninikoff war in meinem Alter und seine Schwester Moosia etwa drei Jahre älter. Auch Vera und Dora waren älter, und meine Schwester Jenia war zu jener Zeit etwa fünfzehn Jahre alt. Serejia und ich waren die Babys in der Gruppe. Aber es fehlte uns deshalb nicht an angenehmster Gesellschaft. Wir hatten alle zusammen eine wunderbare Zeit. Wir erkundeten die Umgebung und schlenderten während der Hitze des Tages einfach so herum. Oder wir spielten Kosaken und Räuber, machten Versteckspiele und beschäftigten uns mit Kartenspielen.

Vera und Dora hatten in Japan schon recht gut Englisch gelernt und demonstrierten bruchstückhaft ihr weltmännisches Wissen, wie zum Beispiel: „For goodness gracious seven six." (Etwa: Ach du meine Güte sieben sechs), oder: „Good ribbons to bad rubbish." (Etwa: Gutes Geschenkband um schlimmen Schund). Auch sangen sie einen Schlager von damals, der bei ihnen so lautete: „*Dago vild, simply vild under me, Dago round me aside. In my arms dey vant to die, Dago vild, Dago vild under me.*" Oder, um uns ihre Überlegenheit zu zeigen riefen sie „Hurray" anstatt das „Urray", wie es im Russischen betont wird. Dennoch machten sie ihre Sache nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß sie ihre Englischkenntnisse in einem japanischen Kloster von französischen Nonnen erlernt hatten.

Da gab es schon kleinere Streitereien zwischen uns Kindern und Grüppchen bildeten sich und bildeten sich auch wieder um. Aber nichts davon konnte unsere andauernde Fröhlichkeit, unsere Albernheit und unser Lachen ernsthaft stören.

Wir waren frei und konnten durch die Gegend stromern. Ein chinesischer Junge, etwas älter als wir aber gleich groß, begleitete uns, damit wir nicht verloren gingen, und der die giftigen Schlangen aus dem Weg räumen sollte, von denen jedoch nicht eine einzige je gesehen wurde. Einmal liefen der chinesische Junge und ich einen Waldpfad entlang, wobei ich stürzte und mir das eine Knie ziemlich verletzte. Der Junge setzte mich auf und gab mir zu verstehen, daß ich sitzen bleiben soll, während er in der unmittelbaren Umgebung die richtigen Spinnweben suchen ging. Dann legte er sorgfältig das Spinngewebe in mehre-

ren Schichten auf die verletzte Stelle und deckte sie mit einem ganz bestimmten Blatt ab. Die Verletzung blutete daraufhin so gut wie überhaupt nicht, und als wir nach Hause kamen und meine Mutter das Blatt sah, hatte ich bereits alles vergessen.
„Was ist das für ein schmutziges Ding auf Deinem Knie?“ rief sie. Als ich ihr erklärt hatte was geschehen war, bestand sie darauf, daß alles abgewaschen würde. Die Wunde sah gut aus und blutete nicht ein bißchen, auch nicht nach dem Waschen. So mußte sie letztendlich und wohl etwas widerwillig zugeben, daß sie noch nie ein verletztes Knie so schnell hat heilen sehen. Die Erwachsenen diskutierten dieses Phänomen noch Tage danach und wollten nicht zugeben, daß dieses dreckige und klebrige von einem ungebildeten Chinesenjungen aufgelegte Spinnennetz diese schnelle Heilung bewirkt hatte – aber ich wußte es besser.

Bei unseren Streifzügen waren wir nie von Seiten der dort ansässigen Chinesen einer Gefahr ausgesetzt. Die Bauern waren mit ihrem eigenen Überleben viel zu sehr beschäftigt, als das sie sich um uns kümmern konnten.

Mokanshan war weder ein Ferienort noch ein Dorf. Es waren verstreut liegende Sommerhäuser, die in einen Hang hineingebaut worden waren, der zu steil war, um ihn landwirtschaftlich zu nutzen. Ich glaube, es gab dort eine Art von Postamt und möglicherweise auch einen Laden. Aber es fehlte Elektrizität, Telefon und eine öffentliche Wasserversorgung und sonstige Annehmlichkeiten der Zivilisation. Wir benutzten Petroleumlampen, Kohleöfen und unsere eigene Wasserversorgung direkt von einer glasklaren Quelle. Alles dies war für uns Kinder absolut abenteuerlich. Aber ich kann mir gut vorstellen, daß dies alles eine ungeheuere Belastung für Mamachka und Frau Krasheninikoff bedeutet hat. Die primitiven Verhältnisse, die Tageshitze, die Insekten (Mamachka wurde einmal ernsthaft von einem widerlichen Tausendfüßler gestochen), das Getobe der Kinder, die Herausforderungen der Haushaltsführung mit nur halb ausgebildeten, nicht Russisch sprechenden Bediensteten und die Probleme, die notwendigen Nahrungsmittel zu beschaffen, um die hungrige Meute satt zu bekommen, hat sie sicherlich oft wünschen lassen, nie nach Shangri-la gekommen zu sein.

Die Chinesen lieben es, Sagen zu erfinden, um natürliche Phänomene zu erklären. Von Mokanshan gab es eine wirklich gute. Wie ich bereits erwähnt habe, war unsere Gegend eine Ebene, die deutlich von einer oben abgeflachten Hügelkette U-förmig umgeben wurde. Man erzählte

sich, daß auf der Ebene in grauen Vorzeiten eine Stadt gestanden habe, die durch eine Katastrophe, ausgelöst durch das Fehlverhalten der Bevölkerung, als Ganzes völlig von der Erde verschluckt worden sei. Ortsansässige Chinesen zeigten uns zwei meterbreite, offensichtlich bodenlose Erdspalten, die den Bergen entlang liefen und den Rand der Absenkung umrundeten. Ungewöhnlich hohe Bambusbäume wuchsen aus diesen Spalten hervor. Manchmal wurden wir bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang durch ein nicht definierbares, dumpfes Geräusch erschreckt, ein brausendes Echo, das wie der Ton eines Gongs aus weiter Entfernung klang. Die Chinesen meinten, dies sei der Beweis dafür, daß die Stadt noch immer irgendwo da unten in der Erde existiert. Es war richtig unheimlich, diesen Gong zu hören. Wir waren von ihm fasziniert und wurden verunsichert, ob wir dieses sagenumwobene Gerücht glauben oder nicht glauben sollten.

Weit unter uns im Tal gab es ein altes buddhistisches Kloster, zu dem wir manchmal wanderten. Es machte Spaß, den Weg hinunterzulaufen, dabei zu brüllen oder sich im Buschwerk zu verstecken. Wenn wir dann beim Kloster ankamen, wurden wir von den in Safrangelb gekleideten Mönchen begrüßt und mit grünem Tee und Gebäck erfrischt. Unsere Gastgeber zeigten uns die zugemauerten Höhlen mit ganz kleinen Fenstern und Türen, in denen Eremiten ihr Leben im Gebet verbrachten.

Unser bevorzugter Besuch galt jedoch einer fröhlichen kleinen Nonne, der einzigen weiblichen Bewohnerin des Klosters, die im oberen Teil der Anlage in einem großen Raum lebte, von dessen unverglasten Fenstern aus man die tieferliegenden Gebäude betrachten konnte. Sie liebte den Geruch der europäischen parfümierten Seife. Jeder Besucher brachte ihr daher Seife mit, die sie mit Bindfäden in die Fenster hing, so daß die Wohlgerüche in den Raum geweht wurden. Zum Waschen wurde die Seife von ihr nicht genutzt. Es wurde von ihr gesagt, daß sie einst eine reiche Frau gewesen sei. Dies wurde durch ihre eng geschnürten Füße, was nur in der oberen Gesellschaftsschicht üblich war, eindrucksvoll bestätigt. Sie hätte ihr Vermögen dem Kloster gestiftet gegen eine zeitlich unbefristete Versorgung durch dasselbe. Sie hatte sich einen schönen Sarg herstellen lassen, in welchem sie jede Nacht vergnüglichst schlief. Das war für uns äußerst verwunderlich, da der russische Aberglaube grundsätzlich ein derartiges Verhalten ablehnte. Man fordert das Unheil nicht heraus. Man sprach nie von möglichen Unfällen oder Krankheiten. Und mit Sicherheit provozierte man nicht den Tod, indem man in einem Sarg schläft. War ein Kind taktlos und sagte: “Mach das nicht, sonst fällst

Du noch herunter und brichst Dir das Genick", bekamen die Erwachsenen sorgenvolle Minen, bekreuzigten sich und ermahnten das Kind: „Sag nie mehr solche Sachen, oder es wird wirklich geschehen. So etwas zu sagen bedeutet großes Unglück."

Damals wurde eine Straße nach Mokanshan gebaut. Auf unserem Weg zum Kloster kamen wir an einer Gruppe Chinesen vorbei, die mit dem Erdaushub beschäftigt waren. Alles, Schaufel, Pickel, Sprengungen mit Dynamit, die erforderlichen Erdbewegungen und das Fortbringen des Schutts mit Körben auf den Schultern wurde durch Hunderte von Kulis erledigt. Fasziniert war ich von den Gruppen, die den Felsen anbohrten, um die Dynamitladungen für die Sprengungen anbringen zu können. Selbst das Bohren geschah per Hand von einer Vierergruppe mit geblähten Muskeln und vom Schweiß glänzender Haut. Einer hielt den Bohrmeißel, den er nach jedem Schlag etwas drehte. Die anderen drei Männer schlugen mit riesigen Vorschlaghämmern über ihre Köpfe schwingend in erstaunlicher Regelmäßigkeit und Genauigkeit auf das obere Ende des Meißels. Sie waren wie eine einzige Maschine, mit stimmlicher Taktangabe, in dem jeder Schlag von einem lauten „Huh!" begleitet wurde. Bereits der geringste Fehler im Rhythmus oder ein nur etwas ungenauer Schlag auf den 2,5 cm breiten Kopf des Meißels konnte verheerende Auswirkungen haben, besonders für den, der den Meißel hielt. Er war aber auch der entscheidende Mann für die akkuraten Schläge der anderen, denn er mußte den Meißel ohne zu wackeln genau richtig hinhalten. Es ist müßig zu betonen, daß er sich in dauernder Gefahr befand, einen Finger oder die ganze Hand zu verlieren, wenn ein Schlag vom Meißel abrutschte oder sogar völlig daneben ging. Die Menge menschlicher Kraftanstrengung im Verhältnis zum doch sehr langsamen Eindringen in den Felsen war schon beeindruckend. Alle Baumaßnahmen in China benötigten eine immense Anzahl von Arbeitern. Ich hatte mich an dieses Phänomen so gewöhnt, daß ich noch Jahre später, wenn ich mit Sally in Arizona an einer Großbaustelle vorbeikam, das Gefühl hatte, es sei Sonntag oder ein Feiertag, weil offenkundig eine umfangreiche Arbeit bereits geleistet worden war, aber keine Arbeitermassen zu sehen waren, sondern nur einige Maschinen und die Verkehrsregler mit ihren Fähnchen.

Als mein Vater und die Krasheninikoffs ankamen, gab es ein Jubeln ohne Ende. An jenem Abend hatten wir von der Veranda Ausschau gehalten, ob eine Lichterkette hinter den Bergen hervorkommt und uns ihr Kommen ankündigt. Es war schon spät und dunkel, als wir bereits eine ganze

Weile bevor sie in Sicht kamen, den Gesang der Sänftenträger hören konnten. Ich war glücklich, meine Mutter wiederzusehen, war aber meinem Vater gegenüber irgendwie gehemmt. Er war viel schmäler, als ich ihn in Erinnerung hatte und es erschien mir unnormal, ihn so einfach von mir aus zu begrüßen, weil in der Vergangenheit, wenn ich mit ihm zusammenkam, stets meine Gouvernante neben mir gewesen war.

Bis zu jenem Zeitpunkt wußte ich nur sehr wenig über meinen Vater. Während der früheren Jahre in Wladiwostok war ich noch zu jung gewesen, um mit ihm vertraut zu werden. Kleine Kinder wurden in jenen Tagen mehr an den Kindergarten oder an die Kinderfrau verwiesen. Als ich dann älter wurde, war er mit den politischen und gesellschaftlichen Problemen der Revolution so beschäftigt, daß er wahrhaftig keine Zeit hatte, sich mit mir abzugeben. Er war nur eine flüchtige Erscheinung, die zu den seltsamsten Zeiten kam und ging. Und dann lebten wir ein Jahr ohne ihn in Japan, und als wir zurückkehrten, saß er im Gefängnis. Somit hatte ich ihn alles zusammen während dieser einundeinhalb Jahre nur sehr wenig zu Gesicht bekommen, und eine solche Zeit ist im Kindesalter eine lange Spanne. Er schien sehr froh zu sein, mich wiederzusehen. Er ergriff mich, hob mich zu sich hoch und hatte Tränen in den Augen. Dies verwirrte mich, da ich es nie gemocht habe, hochgehoben zu werden. Er sagte: „Mein Gott, bist Du groß geworden. Und Du siehst jetzt ganz anders aus, so männlich und selbstständig. Als ich Dich das letzte Mal gesehen habe, warst Du noch ein pausbäckiges Baby." Er wandte sich an meine Mutter: „Sofochka, Du hast wirklich eine großartige Leistung mit dem Jungen vollbracht. Ich hätte das nicht besser gekonnt."

Meine Mutter war über dieses Lob etwas verblüfft, denn, da sie doch immer mit mir zusammen gewesen war, hatte sie die Veränderungen an mir gar nicht bemerkt. Was sie bemerkt hatte, war, daß ich frecher und unbändiger und eine größere Belastung geworden war, seitdem Lizochka nicht mehr mein Leben bestimmte. Dadurch, daß sie sporadisch meine Erziehung vernachlässigt hatte, bekam ich die Gelegenheit, mich selbst zu bewähren und mir das Selbstvertrauen anzueignen, welches mein Vater an mir bemerkt hatte.

Jetzt begann ich, meinen Vater kennenzulernen. Er blieb einige Wochen bei uns, um sich von der Tortur im Gefängnis zu erholen, bevor er nach Schanghai zurückfuhr, um eine Anstellung zu finden, und um sich nach

einer Bleibe für uns umzusehen. Wir hatten nämlich nicht vor, Onkel Arnolds Gastfreundschaft auf ewig in Anspruch zu nehmen.

Wir machten lange Wanderungen in die ländliche Umgebung. Er besaß ein umfangreiches Wissen über das Leben der Insekten, war überaus an der Art und Weise, wie die Chinesen ihr Land bestellten, interessiert und war mit seinem ruhigen Wesen zu jedermann äußerst freundlich. Wenn wir gelegentlich in ein Teehaus einkehrten, um einen grünen Tee zu genießen, waren wir ungewollt die Hauptpersonen für die Chinesen. Sie verfolgten jede unserer Bewegungen und schwatzten verwundert und vergnügt miteinander. Wir lachten mit ihnen und versuchten uns durch Handzeichen verständlich zu machen. Irgendwann wuchs die Menge soweit an, daß wir uns durch die Menschenmasse eingeengt fühlten, die Luft war angefüllt von Knoblauchgeruch und, nicht weniger abstoßend, von Schweiß.

Papachka machte mich auf die riesigen Bambusschößlinge aufmerksam, die aus der Erde emporwuchsen. Sie sahen fast so aus wie eine 8,5 cm Mörsergranate und wuchsen erstaunlich schnell. Der Stamm des Bambus dehnt sich während des Wachsens nicht weiter aus, sondern kommt schon in seiner endgültigen Dicke aus der Erde. Wir schnitten uns einige ab und probierten sie, da mein Vater wußte, daß sie nicht nur eßbar, sondern auch köstlich und erfrischend kühl sind. Manchmal hatte ich mich darüber gewundert, daß er darauf bestand, mit mir alleine loszuziehen. Es war aber offensichtlich, daß er der Meinung war, es sei nun Zeit, seinen Sohn besser kennenzulernen.

Manchmal machten wir auf dem Heimweg bei den deutschen Missionaren eine Pause, um deutsch zu sprechen und sie über die Chinesen auszufragen. Bei einer dieser Gelegenheiten sahen wir einen Bauer, der in seinen beiden Körben an der Schulterstange zwei kleine Mädchen trug. Er versuchte sich uns verständlich zu machen, als ob er uns die beiden Mädchen anbieten wollte. Einer der Missionare sagte: „Lieber Gott vergib seiner heidnischen Seele. Dieser Mann wollte die kleinen Mädchen in die Sklaverei verkaufen. Es ist reine Sklaverei, obwohl sie immer das Gegenteil behaupten. Aber wer weiß, so arm wie sie sind und Jungs für ihre Altersversorgung brauchen, ob nicht die unglücklichen und unerwünschten Mädchen oft in der Sklaverei besser aufgehoben sind, als daß sie mit ihren Familien zu Hause hungern. Wir versuchen alles Mögliche für sie zu tun, aber selbst die zum christlichen Glauben Bekehrten machen manchmal diese schrecklichen Dinge. Aber, Baron,

verurteilen Sie bitte diese Menschen nicht zu sehr. Ihr Leben ist hart und ihr Leben hängt oft nur an einem Faden. Und es gibt so viele von ihnen."

Eines Tages begann mein Vater mit einem Küchenmesser, einem Hammer und einem Stemmeisen aus einem Stück Holz den Rumpf eines Modellschiffes zu schnitzen. Ich war hingerissen. Seine Hände zu beobachten, wie sie den Bug formten, das Holz behandelten und sorgfältig die Seiten bearbeiteten, damit sie auch wirklich identisch wurden, war so, als ob man einem echten Wunder zuschaute. Er sagte, daß er auch Masten anbringen und das Innere mit dem Stemmeisen zur Aufnahme von Frachten herausstemmen wolle. Aber bevor er diese Dinge realisieren konnte, mußte er wieder nach Schanghai fahren.

Aus irgendeinem Grund habe ich mir diesen Schiffsrumpf aufbewahrt. Jahre später hat er die Arbeit fortgesetzt – ich war damals wohl schon 14 Jahre alt. Und in meiner Phantasie entbrannten die Abenteuer des Francis Drake und der spanischen Galeeren. Ich baute daraufhin selbst das Modell einer Galeere, die den ersten Preis anläßlich einer Ausstellung der Marinegruppe des Vereins christlicher junger Menschen (Y.M.C.A.) gewann. Diese Erfahrung hat mich in späteren Jahren zu der Erkenntnis gebracht, daß meine Hände fähig sind und ich ausreichend künstlerisches Empfinden besitze, um Häuser zu entwerfen, um zu malen und vor allem auch, um die Holzschnitzerei zu beherrschen. Ich vermute, diese Fähigkeiten hätten auch durch Kurse entwickelt werden können, aber ich liebe es anzunehmen, daß es mein Vater war, der mich inspiriert, und mir mein Leben in dieser Weise bereichert hat.

Der zu Ende gehende Sommer signalisierte uns allen, unser Leben wieder dort beginnen zu lassen, wo es unterbrochen worden war – jede Familie auf ihre Weise. Die Eltern mußten wieder eine Anstellung finden und die Kinder wieder zur Schule gehen. Shangri-la konnte nicht für immer sein. Wir erlebten unsere abenteuerliche Rückreise mit der Vorahnung, niemals wieder Mokanshan zu sehen, außer in den unauslöschlichen Bildern, die wir uns in unserem Gedächtnis bewahrten.

10. Kapitel

Ein Neuanfang

Das Leben in Schanghai war für russische Emigranten unwahrscheinlich schwer. Zunächst trafen sie auf eine fest gefügte soziale Hackordnung: der dominierende ausländische Bevölkerungsanteil auf der einen Seite und die Masse der Chinesen auf der anderen Seite ohne einen Platz dazwischen für Neuankömmlinge. Paradoxerweise betrachteten sich die alteingesessenen, ausländischen Einwohner immer als Angehörige ihrer Abstammungsvölker, niemals als ständiger Anteil Chinas, obwohl so manche dieser Familien bereits seit Generationen in China lebte. Nahezu alle waren Freiberufler, Geschäftsleute oder Militärs, Verwaltungsfachleute oder Missionare. Sie kamen für eine bestimmte Zeitspanne, hauptsächlich aus England, Frankreich und den USA. Sie erhielten gute Gehälter. Im Verhältnis zu den Chinesen waren sie tatsächlich sehr wohlhabend. Sie hielten es für wichtig, den Mythos der weißen Vorherrschaft aufrechtzuerhalten. Deshalb waren sie sehr darauf bedacht, daß die wenigen fremden Bummler und Strandurlauber, die sich nach Schanghai wagten, von den zuständigen Konsulaten routinemäßig nach Hause geschickt wurden, bevor sie versackten und auf der Einkommensebene des durchschnittlichen Chinesen landeten.

Als die Russen begannen in größerer Anzahl nach Schanghai zu kommen, die meisten mittellos, ohne Sprachkenntnisse und ohne Fähigkeiten, um eine einträgliche Anstellung zu erhalten, war die sich stark abgrenzende Ausländergemeinschaft schockiert. In einer gewissen Weise waren sie auch verärgert, voller Mitleid mit ansehen zu müssen, wie Ausländer gezwungen wurden, den Lebensstandard der Chinesen anzunehmen. Und die sprunghaft ansteigende Zahl solcher russischer Flüchtlinge machte eine zufriedenstellende Abhilfe unmöglich.

Die Chinesen ihrerseits waren zunächst durch die Armut dieser Flüchtlinge völlig verwirrt, dann waren sie beunruhigt und fühlten sich selbst bedroht durch den Wettbewerb bei Arbeitsplätzen, die traditionell ihnen gehörten.
Das Ergebnis war, daß die Russen für alle und jeden in Schanghai ein Ärgernis waren.

In diese Atmosphäre gerieten wir, als wir zurückkehrten und in ein kleines Reihenhaus an der Joffre Avenue im französischen Viertel einzogen. Man betrat das Haus direkt vom Trottoir. Es hatte ein sehr kleines Wohn- und Eßzimmer, eine winzige Küche, ein Badezimmer und eine Treppe höher zwei enge Schlafzimmer. Es gab keine Heizung und keine Fliegenfenster. Die Toilette war ohne Wasserspülung und hatte lediglich eine Kiste mit einem Loch über einem Kübel. Genau wie alle anderen Häuser in dieser Reihe, war es nicht für europäische Mieter gebaut worden, aber es war das Beste, was wir uns leisten konnten.

In China wurde nichts vergeudet. So kamen jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang die Bauern mit ihren handgeschobenen Klärwagen in die Stadt und holten die Fäkalien der vergangenen Nacht ab. Daher befand sich auch unsere Toilette im Erdgeschoß. Die Männer kamen in jedes Haus zu einer Zeit, wenn die Bewohner noch schliefen, leerten den menschlichen Abfall in ihre fahrbaren Tanks und verließen wieder die Stadt, noch bevor sie zum Leben erwachte. Für die Erlaubnis, die Toilette leeren zu dürfen, mußte der arme Bauer dem Hauseigner einen bestimmten Betrag zahlen, der ihm das Recht garantierte, daß nur er das betreffende Haus betreten dürfe. Es muß erwähnt werden, daß damals niemand die Frage nach den möglichen Konsequenzen gestellt hat, die sich ergeben könnten, wenn fremde Menschen nachts in das Haus kommen, während die Bewohner noch schlafen. Es spricht für die angeborene Ehrlichkeit der chinesischen Bauern, daß ich mich nicht an einen einzigen Fall von Belästigung oder Diebstahl erinnern kann. So manche Gegenstände im Haus müssen den hoffnungslos verarmten Bauern als wertvoll und wünschenswert erschienen sein, aber dennoch ist es wohl niemals vorgekommen, daß einer von ihnen etwas genommen hat, was ihm nicht gehörte.

In der Unendlichkeit Chinas war die frühe Morgenluft, anstatt klar und von Tau funkelnd, voll des Geruchs von „Nachtfäkalien“. Der alte englische Ausdruck dafür, „Nightsoil (Nachterde)“, war hier im wahrsten Sinn des Wortes voll angemessen, da die Bauern die Brühe in Tonkübeln, verniedlichend „Honigkübel“ genannt, auf ihren verpesteten Karren hinaus auf ihre Felder fuhren, um sie zur Verrottung des Inhalts in große Erdlöcher zu schütten. Die dort dann entstandene Substanz wurde mit Wasser vermischt und über die Gemüsefelder und in den Gartenbaubetrieben als Dünger versprüht. Dies war der natürliche Grund dafür, daß das Gemüse so großartig wuchs und weshalb man es

nicht roh essen konnte, ohne es vorher mit einer bestimmten desinfizierenden Lösung zu säubern. Der Salat hatte von dem Permanganat in der Lösung eine leichte violette Färbung und schmeckte auch etwas ungewohnt, aber man konnte ihn ziemlich unbesorgt essen. Durchfall und Darmparasiten waren in China absolute Normalität. Auch gab es dauernd Choleraepidemien. Dies alles konnte auf den überall versprühten „Nightsoil"-Dünger zurückgeführt werden. Die benutzten Erdlöcher hatten etwa die Größe von etwas mehr als 1 m im Quadrat und etwas mehr als 1,5 m Tiefe. Sie schlossen oben ebenerdig ab und wurden bei den sich kreuzenden Wegen zwischen den Feldern angelegt. Wenn der Inhalt eines Kübels „ausgereift" war, wuchs und blühte oft Gras auf der Oberfläche. Man war also gut beraten, nicht auf eine dieser harmlos aussehenden runden Grasflächen zu treten.

Jahre später, ich war Oberschüler und Mitglied des Freiwilligenkorps von Schanghai, durchkämmte meine Abteilung im Rahmen unserer Jahresübung einige Felder. Als Unteroffizier war ich zuständig für die Aufgabenverteilung. Wir hatten einen neuen Rekruten, der aus einer sehr versnobten amerikanischen Familie stammte. Sein Auftreten und seine Affektiertheit mochten wir nicht. Ich kann mich erinnern, daß ich ihn als Luftraumbeobachter einteilte, da dies eine sehr einfache Aufgabe für einen unerfahrenen Soldaten war. Aber eine rückblickende Betrachtung widersprach diesem Gedanken. Der bisher wohlbehütete junge Soldat, der wahrscheinlich bis dahin noch niemals ein chinesisches Feld gesehen hatte, kam seinem Auftrag nach und suchte den Himmel nach Flugzeugen ab und achtete nicht darauf, wohin er trat. Und tatsächlich versank er bis zum Hals in einem dieser „Honiggruben". Das war für ihn das Kriegsende. Alles, was er wollte, war, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Aber wir befanden uns im Distrikt von Homkew, drei oder vier Meilen von seiner Wohnung im französischen Wohngebiet entfernt. Da ihn weder ein Taxi noch eine Rikscha in seinem Zustand mitnehmen würde, mußte er geradewegs durch Schanghai nach Hause marschieren. Seine Schwester erzählte uns später, wobei sie bemüht war, nicht zu lachen, daß die Bediensteten ihn nicht ins Haus lassen wollten, und daß ihre Mutter, als krönende Beleidigung, ihm befahl, sich im Innenhof bis auf die Haut auszuziehen.

Unser kleines gemietetes Haus war eins von vielen Hunderten solcher Gebäude, die in einem ausgedehnten Areal in langen Reihen mit Abständen von circa 5 m voneinander standen. Reihe hinter Reihe von identischen Häusern, die das ganze Areal netzartig ausfüllten. Es war

wirklich ein großer Kaninchenstall für Menschen, von denen fast alle Chinesen waren. In diesem Milieu begann für Baron und Baronin von Drachenfels mit ihren beiden Kindern ein neues Leben.

Für meine Eltern muß das erschütternd gewesen sein. Ich weiß nicht genau, wann mein Vater eine Anstellung fand. Jedoch ging er bald nachdem wir dort eingezogen waren, täglich zur Arbeit. Es kann auch nichts Großes gewesen sein, denn es dauerte nicht lange, bis auch meine Mutter als Arbeiterin in einem Bekleidungsgeschäft begann. Sie war keine Schneiderin, kannte sich aber mit Kleidern aus und war eine ausgebildete Stickerin und Strickerin, wie die meisten höheren Töchter ihrer Generation. Für sie war diese Stellung eine herbe Lebenserfahrung. Die Inhaberin des Geschäfts, eine russische Dame, die vorher ein ähnliches Unternehmen in Rußland gehabt hatte, hätte sicherlich eine chinesische Fachkraft für weniger Geld einstellen können, aber sie wollte einer Landsmännin helfen und schließlich verlieh die Erscheinung und der Titel meiner Mutter dem Etablissement eine gewisse Eleganz. Sich vor einer anspruchsvollen Frau hinknien zu müssen, um den Saum abzustecken, vor einer Frau, der sie sich sozial überlegen fühlte, war für meine Mutter erniedrigend und entwürdigend. Die Arbeit war körperlich sehr anstrengend. Wenn sie nach Hause kam, weinte sie gewöhnlich und wurde gelegentlich auch ohnmächtig. (Heutzutage wird niemand ohnmächtig. Jedoch damals waren die Damen echte Expertinnen im Ohnmächtigwerden. Jede Frau hatte ein Fläschchen Riechsalz in ihrer Handtasche, und Ohnmächtigwerden wurde sogar erwartet.) Mamachkas Leiden ängstigte mich zunächst und nahm mich sehr mit. Aber mit der Zeit fand sie sich sehr gut mit ihrer neuen Rolle ab und ich wurde wieder zufriedener.

Sie meinte, daß die nettesten Kundinnen, die in den Laden kämen, junge Amerikanerinnen seien. Frauen anderer Nationalitäten kämen auch, aber sie mochte die Amerikanerinnen am meisten. Sie wären unbekümmert, konsumfreudig, immer lebhaft lachend, und ihre unbeschwerte Offenheit sei die Ursache für das gelegentliche Fehlen guter Manieren.

Meine Mutter sagte zu meinem Vater: „Werner, ich fragte Madame Monique, das ist die Inhaberin des Geschäfts, in Wirklichkeit Anna Feodosevna Koshnik, natürlich hat sie sich einen eleganten französischen Namen gegeben, aber egal, ich fragte sie, woher alle diese charmanten jungen Amerikanerinnen kämen. Sie kommen immer am Nachmittag, als wenn sie nichts Besseres zu tun hätten, als den ganzen Vormittag zu

verschlafen. Und Du glaubst nicht, wie viel Geld sie für Kleidung ausgeben. Daher fragte ich Anna Feodosevna, wer diese Amerikanerinnen sind. Was machen sie? Und weißt Du, was sie sagte? Sie lachte und sagte, ‚meine liebe Baronin ...', ich hatte sie gebeten, mich einfach Sofia Vladimirovna zu nennen, aber sie besteht darauf, bei Baronin zu bleiben. Nun, wenn es sie glücklich macht, soll es mir egal sein. Sie sagte zu mir, ‚Meine liebe Baronin', Sie sind wirklich total naiv. Können Sie sich wirklich nicht vorstellen, was diese Mädchen für ihren Lebensunterhalt tun?"

„Ich kann es einfach nicht glauben. Ich habe immer gedacht, diese Art von Frauen wären vulgär und gewöhnlich und würden halb nackt herumlaufen mit dunkelrot angemalten Lippen. Und hier kaufen sie so nette diskrete Kleider. Und Du solltest deren wunderschöne Unterwäsche sehen!"

„Oh, ja," antwortete mein Vater, „die würde ich wirklich gerne sehen. Aber, liebe Sofochka, Du hast Glück, denn zur Zeit kann ich es mir leider nicht leisten."

„Nun, Werner, bitte sei ernst. Ich bin so irritiert. Wie ungerecht kann doch die Welt sein. Meine liebsten Kundinnen stellen sich als Prostituierte heraus. Auch wenn ich sie jetzt eigentlich verachten müßte, erfreut mich dennoch ihre Gesellschaft und es stört sehr wenig, mich vor ihnen hinknien zu müssen. Ich tue es bei ihnen viel lieber, als bei den abstoßenden, fetten, neureichen französischen Frauen, die nie zufrieden sind. Ist es wirklich falsch von mir, daß ich mich nicht am Umgang mit solchen Frauen stoße?"

„Nein, es ist nicht falsch, mein Liebchen, Du stehst unter Stress, weil Du gezwungen bist, arbeiten zu müssen. Wie Du siehst, bist Du jetzt im Berufsleben, wo unsere soziale Stellung nichts bedeutet. Du hast nicht mehr die Pufferzone durch Bedienstete, Handwerker und ehrerbietige Verkäufer zwischen Dir und den Leuten, mit denen Du keinen Umgang wünschst. Im Klartext, Du mußt zur Kenntnis nehmen, daß Du selbst während Deiner Zeit im Geschäft, eine von ihnen bist. Ich denke, Du wirst bald erkennen, ob jemand gut oder schlecht, höflich oder rüde, freundlich oder gemein ist. Wer weiß schon, was eine Frau veranlassen kann, eine Prostituierte zu werden? Einige, einfach nur wegen dieser Art des Lebens, andere, wegen der großen häuslichen Not. Da ist wohl auch immer die Hoffnung dabei, daß sich in dieser Stadt mit so vielen gut

verdienenden, alleinstehenden jungen Männern die Möglichkeit einer guten Heirat ergibt. Ich denke, man wird eine ganze Anzahl unserer russischen Frauen erleben, die sich in diese Richtung bewegen werden, um sich und gegebenenfalls auch ihre Familie zu unterstützen. Wir müssen es jetzt lernen, mit dieser Situation zu leben und wir müssen unsere Einstellung zu den Menschen entsprechend ändern. Das bedeutet nicht, daß wir unsere Standards für uns aufgeben sollten. Wir sollten einfach nur lernen, alle Menschen gleichzubehandeln und uns vor Vorurteilen wegen ihrer Erscheinung, ihres Berufs, ihrer Nationalität, ihrer Religion und sogar auch wegen ihrer Tischmanieren hüten."

Ich hörte dieser Konversation zu und versuchte zu verstehen, was mein Vater meinte. Einige Tage später konnte ich es verstehen. Während meiner Erkundungen unseres Wohnblocks begegnete ich einem Jungen ungefähr in meinem Alter, der Russisch mit einem leichten Akzent sprach und Movsha Belinki hieß. Er wohnte etwas weiter die Reihe hinunter in einem Haus exakt gleich wie das unsere. Er lud mich dann einmal in deren Haus ein, um mit ihm zu spielen. Seine Familie schien sehr nett zu sein. Sie sprachen untereinander Deutsch. Aber es war ein sehr unge-wöhnliches Deutsch mit einem verhältnismäßig harten "H" und einem gurgelnden „R" – so ganz anders, wie meine Eltern das klare Baltisch sprachen.

Gewöhnlich trafen Movsha und ich uns auf der Straße. Einmal nahm ich ihn dann mit nach Hause, nachdem meine Mutter von der Arbeit gekommen war, abgespannter als sonst. Sie sah sich meinen Freund an, der kleiner als ich war und auch viel dunkler mit flinken schwarzen Augen und krausem Haar. Ich konnte erkennen, daß sie von ihm nicht sehr erbaut war. Sie fragte ihn: „Wie heißt Du?" Er antwortete: „Movsha Belinki."

Mamachka sagte zu mir: „Ich bin müde, Liebling, bitte diesen Jungen, uns zu verlassen."
Movsha hatte wohl etwas Derartiges erwartet und verließ uns umgehend.
Daraufhin wandte sich meine Mutter an mich: „Alik, warum bringst Du einen jüdischen Jungen in unser Haus?"
„Mamachka, er ist mein einziger Freund und woher soll ich wissen, daß er Jude ist? Ganz egal, ich mag ihn. Und bitte denke daran, was Papachka zu Vorurteilen wegen der Religionszugehörigkeit von

Menschen gesagt hat. Kann ich denn nicht ein Freund von Movsha sein? Ich habe doch sonst niemanden mit dem ich spielen kann."

„Oh, schon dieser Name! Warum müssen sie ihren Kindern diese schrecklichen jiddischen Namen aufbürden? Also gut, Du kannst mit ihm spielen, aber nicht in diesem Haus."

Rückblickend kann ich feststellen, daß meine Mutter noch nicht ihre tief im Inneren verwurzelten Vorurteile aufgegeben hatte. Im Grunde genommen hat sie das nie getan, aber sie lernte mit der Zeit, mehr Toleranz zu haben und die veränderten gesellschaftlichen Sitten anzuerkennen.

Ich muß gerade mein 10. Lebensjahr erreicht haben, als ich Movsha erstmals begegnete. Ich war ein typischer Junge dieses Alters, ein ganz schön egoistisches junges Lebewesen, das ganz vertieft in seine Erlebnisse und Vorhaben war. Das Elend und die Not meiner Eltern nahm ich nur ganz am Rande wahr. Sie versorgten mich mit Essen und einem Bett zum Schlafen, und wenn sie Zeit und Neigung dazu hatten, mit Liebe, ansonsten ließen sie mich in meinem Element, wenn sie tagsüber bei der Arbeit waren. Meine Schwester Jenia sollte eigentlich auf mich aufpassen, aber sie war viel zu sehr mit den Dingen beschäftigt, mit denen sich normalerweise ein 17-jähriges Mädchen befaßt. Sie behandelte mich mit einer konsequenten Nichtachtung, und - gut für mich - hielt jeglichen Umgang mit mir so tief unter ihrer Würde, daß ich völlig frei auf der Straße herumstromern konnte und eine für mich neue faszinierende und manchmal auch beängstigende Welt entdeckte, wie ich sie mir niemals auch nur im Traum hätte vorstellen können.

Ich begann zunächst mit der Erkundung unserer eigenen, vornehmlich von Chinesen bewohnten Häuserreihe. Die unzähligen Beschäftigungen, Geräusche, Gerüche und das Gedränge der Massen auf den Fußgängerwegen, sowie die verschiedensten Händler mit ihren markanten Anpreisungen ihrer Waren, schüchterten mich zunächst ein. Ich stand anfänglich an unserer vorderen Haustür und wagte nicht, die Hand von der Türklinke zu nehmen. Und in kurzer Zeit blieben chinesische Passanten stehen und starrten mich an und tuschelten auch untereinander, bis dann so viele sich angesammelt hatten, daß ich es vorzog, mich wieder ins Haus zurückzuziehen. Sobald die Gruppe auseinandergegangen war, riskierte ich es erneut, aber dasselbe passierte wieder, während Jenia im Haus rief, ich solle die Tür schließen. Irgendwann gewöhnten sich die Chinesen an das Gesicht eines Weißen in ihrer Nachbarschaft und ich

merkte, daß es bei den Chinesen keine Feindschaft, sondern lediglich Neugierde war. Da begann ich dann immer weiter und weiter vorzudringen.

Eine Tages wagte ich es bis an das Ende unserer Häuserreihe und entdeckte dort hinter einem Drahtzaun ein anders aussehendes Haus. Der Zaun war dicht bedeckt mit abgestorbenen Schlingpflanzen. Hinter dem Zaun konnte ich im Garten einige Jungen sehen. Einsamkeit, Neugierde und ein Hang für Abenteuer ließen mich am Tor anhalten und die Jungen beobachten.

Es waren drei Jungen im unterschiedlichen Alter, wohl nicht älter als zwölf oder dreizehn. Sie argumentierten lauthals miteinander, so wie Jungen in dem Alter überall auf der Welt miteinander wetteifern. Es waren weiße Jungen, zumindest zwei von ihnen, während der Dritte zwar weiß war, aber etwas Chinesisches an sich hatte. Sobald sie mich sahen, kamen sie zum Tor und starrten mich an. Zwei von ihnen sagten etwas zu mir in englischer Sprache, was ich nicht verstand. Daraufhin begannen sie mich anzuschreien und „Rußkie“ zu nennen. Das war bei uns eigentlich ein Ausdruck des Stolzes, ein Zeichen der Freundschaft und Sicherheit. Aber aus dem Mund dieser Jungen bekam das Wort einen verächtlichen und abwertenden Klang. Verwirrt stand ich da wie angewurzelt, obwohl ich am liebsten davongelaufen wäre, und dachte an das Kosaken- Sprichwort vom Durchhalten.

„Rußkie! Rußkie!“ riefen sie. Die anderen englischen Wörter, die sie mir an den Kopf schleuderten, konnte ich zwar nicht verstehen, aber auch so war mir ihre Botschaft klar genug. Die Jungen begannen mit drohenden Gebärden das Tor zu entriegeln und ich wünschte mir inbrünstigst, niemals den sicheren Fleck an unserer Haustür verlassen zu haben, bis ein anderer weißer Junge herangeschlendert kam und meine Peiniger beschimpfte. Er schimpfte in Englisch – einem Englisch, welches so russisch klang, daß ich sofort wußte, er ist einer von uns. Während die Beleidigungen hin und her flogen, knöpfte sich der kleinste Junge unbekümmert den Hosenstall auf und urinierte. Der sprunghaften Art und Weise von Kindern entsprechend, waren plötzlich alle still und völlig gefesselt von dieser Ablenkung. Offensichtlich stand etwas Besonderes bevor und sie beobachteten den kleinen Jungen mit Verwunderung und Erwartung und riefen mich sogar zu sich. Dieser kleine, unverschämte Bengel begann mehr Druck zu erzeugen, hob seinen kleinen Penis höher und höher und mit zusammengepreßten Pobacken,

begleitet von Applaus und anerkennenden Ausrufen, schaffte er es, über den Zaun zu urinieren. Wie hoch der Zaun war, kann ich nicht sagen. Aber mit Sicherheit war es eine tolle Leistung, die die Anerkennung und Leistung der Gruppe verdiente. Dies beendete nicht nur die Animosität zwischen uns, sondern einte uns sogar in gegenseitiger Achtung und im Interesse füreinander.

Natürlich konnte uns nichts davon abhalten, die Leistung unseres kleinen Helden zu überbieten. Der während meiner behüteten Jahre verkümmerte Wettkampfgeist erwachte jetzt mit aller Gewalt und ohne lange zu zögern, reihte ich mich in die „Urinierer“ mit ein, um mein Glück zu versuchen. Ich schaffte es zwar nicht über den Zaun, keiner von uns schaffte es, aber immerhin schaffte ich es von den Nachahmern am höchsten. Dadurch erhielt ich sofort eine herausgehobene Stellung, die es mir erlaubte, mich erhobenen Hauptes in der Gesellschaft meines neuen Freundes Moshva, der dann von meiner Mutter so vernichtend abgewiesen wurde, frei zu bewegen.

11. Kapitel

Die Französische Schule

„Ecole Municipal Francaise“ war, wie der Name schon sagt, eine städtische französische Schule. Obwohl sie in erster Linie für die Kinder der französischen Gemeinde gedacht war, hatten alle Bewohner des französischen Viertels, einschließlich der Russen, das Recht, sie zu besuchen. Selbstverständlich waren die Chinesen davon ausgeschlossen.

Diese Schule war aus der Sicht der Flüchtlinge eine der wenigen Chancen. Nicht nur, daß sie steuerbegünstigt, also schulgeldfrei war, sondern die Flüchtlinge erachteten nach der russischen Erziehung die französische, für die Beste. Damals war Französisch die Sprache der Diplomatie, der Kultur und des Verkehrs, so wie es heute die englische Sprache ist. Die französische Kultur wurde von der russischen Intelligenz und oberen Gesellschaftsschicht bewundert und nachgeahmt. Alle Wohlerzogenen sprachen Französisch und liebten es, französische Begriffe in ihrem normalen Reden zu verwenden, so wie es die meisten übrigen Europäer ebenfalls taten.

Daher meldeten sich die meisten russischen Kinder im Schulalter bei der französischen Schule an, als diese eröffnet wurde. Es waren sehr viele und nur eine Handvoll von den Älteren konnte etwas Französisch. In Rußland wurden alle öffentlichen Schulen von der Zentralregierung betrieben und die Eltern hatten nicht bzw. nur sehr wenig mitzubestimmen. Die Kinder wurden einfach in der Schule abgeliefert und die Lehrer befaßten sich mit ihnen so gut es ging.

An meinem ersten Tag an der „Ecole Municipal Francaise“ wurde ich mit den anderen neuen Schülern in einen größeren Raum geführt. Einige französisch sprechende Eltern der russischen Schüler halfen den Lehrern, eine gewisse Ordnung herzustellen.

Die bereits eingeschulten, älteren Schüler blieben stehen, schauten durch die Fenster herein, zeigten auf uns, kicherten und machten Fratzen. Wir fühlten uns wie blöde Aussätzige oder wie Tiere im Zoo, besonders, als wir dann von diesen Schülern während der ersten Pause umzingelt und veralbert und herumgestoßen wurden. Dabei schrien sie uns an mit

„Russen, schmutzige Russen". „Schmutzig" war wohl das erste englische Wort, das die meisten von uns lernten.

Man mag sich zunächst wundern, warum die Schüler miteinander Englisch sprachen und nicht Französisch. Der Grund hierfür lag darin, daß die Englisch sprechenden Kinder in der Überzahl waren und daher logischerweise auf dem Schulhof Englisch gesprochen wurde, obwohl der Unterricht in den Klassen in der französischen Sprache erfolgte. In Schanghai gab es viele solcher Absonderlichkeiten. Man könnte sagen, daß in der Tat zu jener Zeit die ganze Existenz von Schanghai eine Anomalität war.

Nachdem ich diese Schule ein Jahr besucht hatte, sprach ich ziemlich fließend Englisch aber nur sehr wenig Französisch. Dies sagte wohl einiges über die gewöhnliche Art des Sprachunterrichts aus. Ich machte die Erfahrung, daß Kinder zwischen etwa fünf und fünfzehn Jahren absolut genügend Aufnahmefähigkeit besitzen, um eine fremde Sprache ohne Schwierigkeiten zu erlernen. Eine Voraussetzung ist jedoch dabei, daß sie nicht mit Grammatikregeln und Deklinieren von Verben konfus gemacht werden und auch nicht mit über das notwendige Maß hinausgehendem Vokabellernen belastet werden. Obwohl ich in der Schule gleichzeitig zwei neue Sprachen lernte, und zu Haus Russischunterricht erhielt, hatte ich dennoch kein Problem das alles aufzunehmen.

Für die Menschen im Südwesten der USA, ist dieses Phänomen, daß in der einen Sprache auf dem Schulhof gesprochen wird und in derselben Schule in einer anderen Sprache unterrichtet wird, nichts Besonderes. Als meine Frau Sally in dem ländlichen Castroville in Kalifornien ehrenamtliche Lehrerin war, geriet sie in die gleiche Situation. Der Unterricht fand selbstverständlich in Englisch statt, aber in der überwiegend Spanisch sprechenden Gemeinde wurde auf dem Schulhof ausschließlich Spanisch gesprochen. Hier war es sogar noch verrückter. Nicht Englisch sprechende Kinder wurden nach einem völlig irrationalen Plan, ESL, „Englisch als zweite Sprache" genannt, in ihrer jeweils eigenen Sprache unterrichtet. Daraus resultierte zum Beispiel, daß ein japanisches Mädchen und ein deutscher Junge fließend Spanisch sprachen, jedoch mit der englischen Sprache ihre Probleme hatten.

Weil wir irgendwie mit dem Französischen nicht zurechtkamen, wurden wir alle in einer Anfängerklasse von Madame Bor unterrichtet, einer

alten, dicken Französin, die aus ihrem Ruhestand geholt werden mußte, um diese Aufgabe zu übernehmen, weil es von allen anderen Lehrern abgelehnt wurde. Die Zusammensetzung dieser Klasse mit Schülern im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren hat sie sicherlich frustriert. Jedoch, wir waren sehr gute Schüler, gut erzogen, mit einem gesunden Respekt vor Autoritäten und wir waren uns bewußt, daß eine gute Bildung eine Notwendigkeit für das Leben ist. Zu ihrer Erleichterung stellte Madame Bor fest, daß die meisten der älteren Schüler bereits etwas Französisch in ihren bisherigen russischen Schulen gelernt hatten. Diese schickte sie in deren entsprechende normale Klasse, um dort schwimmen zu lernen oder unterzugehen. Vom Rest von uns wurde erwartet, daß wir sowohl die Wörter und deren Bedeutung als auch die Äsop'schen Fabeln in Versen auswendig beherrschten. Diese Aufgabenstellung verlangte eine Menge guter Kooperation seitens der Eltern. Die armen Jugendlichen jedoch, deren Eltern kein Französisch sprechen konnten, betonten dann die Wörter so entstellt, daß Madame Bor ihre eigene Sprache nicht mehr verstehen konnte. Glücklicherweise sprach mein Vater bestens Französisch und war bereit, mit mir jeden Abend zu üben. Er half mir auch, das französische Alphabet so gut zu beherrschen, daß ich sogar schließlich begann, Französisch zu lesen.

Papachka war in seiner Beharrlichkeit unnachgiebig. Er verlangte von mir, daß ich auch wirklich alles auswendig lernte, was uns hierfür als Aufgabe erteilt worden war. Ich erinnere mich noch an sein Murren über die Dummheit, uns ein so schweres und übermäßig langes Stück auswendig lernen zu lassen. Aber da die Schule es so wollte, mußte sein Sohn es fertigbringen. Das Auswendiglernen fiel mir immer sehr schwer und wir lernten daher oft bis spät in die Nacht, dabei endlos Wörter wiederholend und wiederholend, deren Bedeutung ich kaum begriff. Freundlich aber bestimmt ging er gegen meine Tränen, meine Proteste und Mutters Fürbitten an und fuhr mit dem Einpauken fort. Zwei dieser Verse lernte ich so gut, daß ich mich noch heute an Teile von ihnen erinnere. Nicht nur, daß ich lange vor den meisten anderen Kindern in die normale Klasse meiner Altersgruppe versetzt wurde, sondern noch wichtiger war es wohl, ich lernte, daß man übertragene Aufgaben so gut wie nur möglich zu erledigen hat, egal, ob sie einem sinnvoll oder nicht sinnvoll erscheinen. Es war ein gutes Training zur Selbstdisziplin.

In der Schule lernte ich eine Menge anderer Kinder kennen und meine gesellschaftlichen Kontakte erweiterten sich dadurch über Moosia und Serejia Krasheninikoff hinaus, die beide auch dort waren. Ich bekam ein

freundschaftliches Verhältnis mit einem älteren russischen Jungen, der mich gewöhnlich mit seiner Rikscha nach Hause brachte. Er wohnte etwas weiter entfernt von der Schule als ich, und wir quetschten uns gemeinsam in die Rikscha bis zu unserem Haus. Manchmal kam er zu uns, um mit mir Karten oder Domino zu spielen. Bei einer dieser Gelegenheiten fragte er mich. „Alex, hast Du schon jemals geraucht?"
„Nein, Grischa, Kinder dürfen doch nicht rauchen. Meine Eltern rauchen, aber ich habe noch nie daran gedacht."

Grischa fingerte eine zerknüllte Schachtel mit Zigaretten aus seiner Tasche und meinte: "Stell Dich nicht an. Komm, ich will es Dir zeigen."

Da wir Angst hatten, es im Haus zu machen, stiegen wir auf das Dach. Grischa steckte eine Zigarette an und reichte sie mir mit den Worten: „Jetzt zieh den Rauch in Deinen Mund und dann puste ihn wieder aus."

Es schmeckte scheußlich und ich wollte damit aufhören, aber er sagte: "Komm, Du must es nur lernen, ihn zu mögen. Mach weiter und versuche es."

Ich erwiderte. „Warte einen Moment. Ich habe da eine Idee." Ich kletterte zurück ins Haus und fand zwei Dosen mit Weihnachtsgebäck. Jetzt nahmen wir immer abwechselnd ein starkes Pfefferminzgebäck und einen Zug aus der Zigarette. Dadurch hielten wir den abscheulichen Geschmack aus. Wir fühlten uns so richtig erwachsen, eine echte Zigarette rauchend auf dem Dach zu sitzen. Unglücklicherweise kam mein Vater früher nach Hause und entdeckte uns. Grischa beschloß, sich in aller Eile davon zu machen. Und damit war ich alleine gelassen mit meiner Schuld und mit meinem Vater. Er war erstaunlich umgänglich mit mir. "Oh, lieber Alek, ich sehe, Du rauchst wie ein Erwachsener. Also gut, warum sollten wir nicht gemeinsam einen richtigen Rauchgenuß haben?"

Er schnitt zwei Zigarren zurecht, steckte sie an und reichte mir eine davon mit dem Hinweis, ordentlich daran zu ziehen, damit sie nicht ausgeht. Ich tat wie mir gesagt wurde, ohne etwas Besonderes an dieser Kameradschaft zwischen Vater und Sohn bei diesem friedlichen gemeinsamen Rauchen zu empfinden. Und dann passierte es, daß mir etwas von diesem starken, beißenden Rauch durch die Luftröhre hinunterging und ich anfing zu husten. Da ich meine Schwachstelle nicht zeigen

wollte und ich nicht genau wußte, was von mir nun erwartet wurde, fuhr ich fort, spielerisch an dieser widerlichen Tabakröhre zu paffen.

In diesem Moment öffnete sich die Tür und meine Mutter kam in den Raum voller Rauch. Sie übersah die Situation mit einem Ausdruck des Widerwillens auf ihrem Gesicht. "Werner", schrie sie, „was geht hier um Himmels Willen vor?" Dann wandte sie sich zu mir: „Alik, Du siehst ja schrecklich aus. Wo willst Du hin?"
„Ins Badezimmer", keuchte ich, und mein Magen rumorte.
Nach dieser Episode hatte ich ganze 22 Jahre kein Verlangen mehr, zu rauchen. Und dann begann ich nur wegen einer Art von Gruppenzwang.

Grischa übte einen schlechten Einfluß auf mich aus. Er benutzte fürchterlich klingende Schimpfwörter, Worte, die ich nicht verstand und zu scheu war, ihn nach deren Bedeutung zu fragen. Ich bezweifel, ob er selbst wußte, was sie bedeuteten und sie lediglich selbst irgendwo aufgeschnappt hatte. Er fluchte mit so einer Inbrunst und Kraft, daß ich davon richtig beeindruckt war. Aber instinktiv war mir klar, daß dies schlimme Worte waren, die man in einer Unterhaltung besser nicht gebrauchen sollte.

Mamaschka brachte mich abends mit einem richtigen Ritual ins Bett und blieb dann noch eine Weile bei mir, bevor ich einschlief. Es war eine innige Gemeinsamkeit, die wir beide sehr genossen, manchmal auch zusammen betend. Dann gab sie mir einen Gutenachtkuß und machte stets das Zeichen des Kreuzes über mir. Ihre Nähe, der Duft ihres Parfüms und das Gefühl der Innigkeit ermutigten mich, ihr alle meine innersten Gedanken und Überlegungen anzuvertrauen.

Eines Abends in dieser Stimmung der Vertrautheit und tiefen Gemeinsamkeit fragte ich sie nach der Bedeutung eines dieser Worte von Grischa. Sie schien zurückzutaumeln, als wenn sie einen Stoß erhalten hätte, mit einem Ausdruck des schockiert seins und des Entsetzens im Gesicht. Sofort war mir klar, daß ich einen Fehler gemacht hatte.

Sie fragte: „Mein lieber Junge, wo in aller Welt hast Du dieses Wort gehört?"
„Von Grischa."
„Hat er Dir noch mehr solcher Ausdrücke beigebracht?" fragte sie mit einer Betonung, als ob sie fürchtete, ich könnte ‚ja' sagen.

Einmal angefangen, konnte ich nicht aufhören und spulte alle Obszönitäten herunter, die ich gehört hatte. Selbst wenn meine Mutter gewollt hätte, hätte sie mir von einigen dieser Ausdrücke die Bedeutung nicht sagen können, da sie diese Wörter selbst zum ersten Mal in ihrem Leben hörte. Am nächsten Tag hatten mein Vater und ich das erste Gespräch von Mann zu Mann. Auch er konnte mir diese mysteriösen Begriffe nicht erläutern. Aber er machte mir klar, daß es dreckige Ausdrücke seien, die ausschließlich von sehr gewöhnlichen Menschen verwendet würden und auf keinen Fall von Kindern.
Er verriet mir: „Deine Mutter war so entsetzt, diese Worte aus Deinem Mund zu hören, daß sie während der letzten Nacht kaum Schlaf gefunden hat. Sie stammt aus einer sehr guten Familie, und einige der Worte, die du genannt hast, hat sie vorher noch niemals gehört. Du siehst also, daß Du über solche Dinge nicht mit Deiner Mutter reden solltest. Komm also künftig zu mir, wenn Du Fragen dieser Art hast. Einverstanden?“
„Ja, Papa.“
„Noch etwas. Hab’ kein Schuldgefühl wegen dieser Episode. Du wirst nun älter und Du mußt lernen, taktvoll zu sein und nicht zu reden, ohne nachzudenken. Das bedeutet, Du mußt wissen, daß es eine Welt der Männer und eine Welt der Frauen gibt und eine, die beide, Frau und Mann gemeinsam genießen. Und Du mußt lernen, zwischen diesen drei Welten zu unterscheiden.“

Dies Ereignis hatte mich doch ziemlich verwirrt, und diese arglose Freude an Mutters abendlichem Ritual war irgendwie getrübt. Jedoch brachte mich diese Erfahrung meinem Vater näher als je zuvor. Zusätzlich zu der vielen Zeit, die er damit verbrachte, mir bei den Hausaufgaben zu helfen, führte er mich auch noch in die Welt des Briefmarkensammelns. Dies richtete meine Augen und meinen Sinn auf unsere ganze Welt. Diese großartige Briefmarke von Französisch Kamerun mit einem schwarzen Nomaden, von Kopf bis Fuß ganz in weiße Gewänder eingehüllt, und ein Kamel führend ... oder Wilhelm Tell, der mit der Armbrust einen Apfel vom Kopf seines Sohnes schießt, auf einer Briefmarke Helvetia. Was ist Helvetia? Ich wurde neugierig und Papachka und ich sahen nach. Es stellte sich heraus, daß die Schweizer die Einzigen sind, die ihr Land Helvetia nennen. Da gab es eine dreieckige Marke von Fiume, ein kleines Gebiet, um das sich Italien und Jugoslawien stritten, und wunderhübsche Marken von Sansibar. Sansibar, welch ein wunderbarer Name für ein Land! Ich war fasziniert von der Unendlichkeit und der Mannigfaltigkeit der Welt. Dies alles

führte meinen Vater und mich dazu, Landkarten zu studieren, um verschiedene Länder zu lokalisieren und zwangsläufig auch deren Geschichte zu erlernen. Mein Vater steckte mich mit seinem Interesse für Geschichte förmlich an. Das trug zu meinem viele Jahre andauernden Lesevergnügen bei und hat wesentlich meine Freude am Reisen beeinflußt.

Ich glaube nicht, daß ich an der Französischen Schule viel gelernt habe. Der Nachteil, daß ich nur sehr wenig Französisch verstand, ließ mich hoffnungslos hinter meine Klassenkameraden zurückfallen. Ich lernte über den großen französischen Kaiser Carl (Charlemagne), nur um einige Jahre später, als ich eine deutsche Schule besuchte, zu erfahren, daß die Deutschen ihn als Karl den Großen, einen großen deutschen König und Kaiser, ohne jeden Zusammenhang mit Frankreich sehen. Ich lernte sehr früh, daß Geschichte so geschrieben wird, wie sie dem paßt, der sie lehrt.

Auch lernte ich die ersten Schmerzen einer hoffnungslosen Liebe kennen. Ein kleines französisches Mädchen, das in der Schule neben mir saß, hatte mich betört. Ich konnte meinen Blicke nicht von ihren nackten Knien abwenden. Die jungen Mädchen trugen damals sehr kurze Röcke, und die Haut über ihren Knien war wunderschön, oft von der morgendlichen Kälte rot und weiß gesprenkelt. Ich sprach nie mit ihr, ich schaffte es nicht, selbst wenn ich es gewollt hätte. Und ich kam ihr niemals näher, als es mein Stuhl zuließ. Einmal entdeckte sie mich, als ich auf ihre Knie starrte und streckte mir ärgerlich ihre Zunge heraus. Ich erinnere mich noch, wie mir die Verlegenheit heiß bis unter die Haarwurzeln emporstieg. Niemandem gegenüber erwähnte ich dieses neue starke Empfinden, nicht einmal gegenüber Grischa, es war einfach zu tief persönlich.

Ich war ein Bewunderer der Pfadfindergruppe an der Schule und sehnte mich danach, zu dieser privilegierten Gruppe zu gehören und deren Uniform tragen zu dürfen. Hilfsbereit schrieb mein Vater an den Führer der Pfadfinder und fragte an, ob es möglich sei, daß ich Mitglied werde. Einmal die Woche trafen sich die Pfadfinder nach der Schule. Bereits am Tag des nächsten Treffens hatte ich einen Brief in der Tasche, dessen Existenz ich während der Unterrichtstunden dauernd überprüfte. Den ganzen Tag bewunderte ich die Pfadfinder in ihren Uniformen und stellte mir vor, wie großartig es sein würde, einer von ihnen zu sein. Nach der Schule wartete ich auf dem Schulhof, wo die Pfadfinder

spielten, alberte dumm herum und wartete auf deren Führer. Es wurde später und später und die Jungs begannen, mich mit unfreundlichen Mienen zu beobachten.

Ein großer Junge kam zu mir herüber und fragte. „Hey, Russe, was willst Du eigentlich? Warum hängst Du hier herum?“
Ich verstand zwar nicht jedes seiner Worte, aber wußte, was er meinte und antwortete: „Ich möchte ein Pfadfinder werden.“
Einige von den anderen Jungs standen um uns herum. Der große Junge sagte ihnen: “Dieser Russe will ein Pfadfinder werden!“
Obwohl ich deren Unterhaltung nicht ganz folgen konnte, zog ich den Brief aus meiner Tasche und gab ihn ihm. Er las ihn durch, und zu meinem großen Entsetzen zerriß er ihn in kleine Stücke und warf sie in die Luft. Dann kam er mit einer drohenden Gebärde auf mich zu und schrie: “Hau ab, verschwinde von hier!“ und stieß mich rückwärts. „Wir wollen keinen Russen in unserer Pfadfindertruppe! Hau ab, geh nach Hause!“
Einer der kleineren Jungen hockte sich plötzlich hinter mich und der Rädelsführer gab mir wieder einen Stoß. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel über den hinter mir Knienden auf meinen Rücken. Alle lachten und einige schrien: „Verschwinde, Russe, wir wollen Dich hier nicht haben!“ Ich wollte aufstehen, da traf mich ein weiterer Tritt, und ich lag wieder flach auf dem Boden.

Ich wäre froh, ich könnte berichten, daß ich dann wieder auf die Füße kam, den Dicken verprügelte, bis er mich um Verzeihung bat, und von den anderen, jetzt freundlich gewordenen Jungen akzeptiert worden wäre. Aber so spielt das normale Leben nicht. Ich war benebelt, verängstigt und verwirrt und vollzog einen hastigen Rückzug. Eigentlich wollten sie mich nicht verletzen, sie wollten nur die Botschaft herüberbringen, daß kein Russe in ihre Truppe käme.

Meine Verbindung mit Grischa erfüllte meine Eltern offensichtlich mit Sorgen, denn sie brachten mir einen anderen Freund als Alternative. Eine russische Familie, ebenfalls baltischer Abstammung, lebte nicht weit von uns in einem sehr großen, von einem ausgedehnten Garten umgebenen Haus. Die Familie bestand aus Vater, Mutter, einer unverheirateten Tante und einem Jungen in meinem Alter. Sein Name lautete Boomie Rick. Was für ein blöder Name! Die Ricks waren sehr wohlhabend und besaßen sogar ein Auto mit Chauffeur. Sie waren langweilige, penible und selbstgefällige Geschäftsleute. Boomie war

nicht so aufgeschlossen wie ich und seine Naivität erschien mir unglaublich im Vergleich zu meinen damaligen Erfahrungen.

In deren Haus konnte man auch nichts unternehmen. Lärm war nicht erlaubt, da die Tante immer Migräne hatte. Keine Tür durfte offen stehen, denn sie vertrug keinen Luftzug und jammerte, daß jeder Zug ihr eine Erkältung bringen würde. Ich bin sicher, daß die Eltern meine Anwesenheit nicht gerade begrüßten. Aber da muß es irgendwelche langzeitigen Kontakte mit meinen Eltern gegeben haben, denn sie tolerierten mich für eine gewisse Zeit.

Ich machte den Fehler und brachte bei einem meiner Besuche Grischa mit dorthin in die Familie. Die alte Jungfer war schockiert über Grischas fürchterlich gewöhnliche Sprache. Ihre sofortige Abneigung war nicht zu übersehen. Sie wurde offenbar als Gouvernante vom armen Boomie bezahlt. Sie ließ Boomie daher nicht aus den Augen, so waren wir ständig ihren Ermahnungen ausgesetzt. Um uns aus dem Haus zu bekommen, schlug sie einmal vor, mit dem Auto eine Ausfahrt zu unternehmen. Weder Grischa noch ich hatten jemals in einem Auto gesessen, daher waren wir beide hocherfreut. Es war eine riesige Limousine, in einer Ausfertigung, die Cabriolet genannt wurde. Der Fahrersitz war offen und den jeweiligen Wettergegebenheiten ausgesetzt. Zur Verständigung mit dem Fahrer gab es eine Sprechröhre durch die Glasblende, die den vorderen Sitz von den hinteren Sitzen für die Passagiere abtrennte. Um uns auseinanderzubringen, verwies die Tante meinen Grischa auf den Vordersitz. Der nutzte sofort die Gelegenheit und stellte dem Chauffeur alle möglichen Fragen, bis eine gebieterische Stimme durch die Sprechröhre kam: „Chauffeur, sagen Sie dem Jungen, er soll unverzüglich mit dem Sprechen aufhören, damit Sie sich auf das Fahren konzentrieren können. Sie wissen doch, daß es verboten ist, mit Ihnen zu sprechen, weil das viel zu gefährlich ist."

Grischa fiel in ein Schweigen, daß er aber nicht lange einhalten konnte. Der Chauffeur, der nicht hineingezogen werden wollte, aber auch einen Gast des Hauses nicht beleidigen wollte, antwortete Grischa im Flüsterton.

Die Tante hörte sie dennoch sprechen und rief durch die Röhre: „Was habe ich Ihnen gerade gesagt? Junge, Du lenkst den Chauffeur ab und gefährdest damit uns und auch andere Menschen. Hast Du mich verstanden? Chauffeur, Ihr Arbeitsplatz ist gefährdet, wenn Sie nicht das

tun, was ich Ihnen sage. Also hören Sie auf mit der Unterhaltung, und zwar sofort!“

Grischa reagierte in einer unglaublichen Weise. Wohl weil er sich hinter der dicken Glasscheibe sicher fühlte, streckte er unverschämterweise der Tante die Zunge heraus. Diese stieß ausgerechnet in dem Moment einen lauten Schrei aus, als der Chauffeur sich gerade das Sprechrohr an das Ohr hielt. Durch den Schrei der Tante vorübergehend gehörlos geworden, nicht wissend was vorgefallen war, besorgt um seinen Arbeitsplatz und nur mit einer Hand das Lenkrad haltend, steuerte er sein Gefährt in ein mit Hühnern beladenes Fuhrwerk.

Das war das Ende der von meinen Eltern forcierten Bekanntschaft mit der Rick-Familie. Der arme Boomie blieb wieder seinem langweiligen Schicksal überlassen.

Nicht lange nach diesem Ereignis fand schließlich auch meine Freundschaft mit Grischa ihr abruptes Ende. Wie ich bereits erwähnt habe, herrschte in Schanghai eine ständige Moskitoplage. Über das Unbehagen und die Hautreizungen der juckenden Stiche hinausgehend, war die Malaria eine ständige Gefahr. Jeder schlief daher unter einem Moskitonetz. Und die Moskitos, die mit der leichten Brise durch die weit offenen Fenster hereinkamen, wurden durch das engmaschige Gewebe ferngehalten. Man lag in sicherer Geborgenheit des Netzes, angezogen nur soweit der Anstand es verlangte, und schwitzte in Schweiß gebadet durch die Nacht.

Jedes Bett hatte sein eigenes Netz, das an einem großen, an der Decke angebrachten Metallring befestigt war. Morgens wurde das Netz mit einer Schnur, die durch eine Rolle an der Decke lief, herabgelassen. Das Netz wurde dann auf den Metallring gelegt und das Ganze nach hinten geschoben, um den Raum den Tag über von dieser Masse Stoff zu befreien.

Grischa hatte noch niemals eine solche Anlage gesehen. Daher lud ich ihn eines Tages auf unserem Weg von der Schule nach Hause ein, sich anzusehen, wie sie funktioniert. Ich band die Schnur vom Messingkopfteil des Bettes los und lockerte den Ring. Um die Sache zu demonstrieren, zog ich ihn hoch und ließ ihn wieder herunter, als Grischa plötzlich nach ihm griff. Ich zog an der Schnur, als er an dem Ring hing und so fiel die ganze Vorrichtung mit einem reißenden Geräusch auf uns

beide herunter. Als wir aus diesem ganzen Geflecht herausgekrochen waren, mußten wir feststellen, daß wir in nicht geringe Schwierigkeiten geraten waren. An der Stelle, an der der Haken an der Decke angebracht gewesen war, klaffte nun ein Fußball großes Loch im Verputz.

Grischa meinte: „Wir müssen den Haken wieder an der Decke anbringen. Wo hast Du eine Leiter?“

Wir hatten keine Leiter. So kletterten wir auf eine Kommode und versuchten den Haken wieder in die Decke zu schrauben. Das war aber für zwei kleine Jungen mit bloßen Händen viel zu schwer.

„Hör zu, ich habe eine Idee,“ sagte ich zu Grischa, „glaubst Du, wir könnten auf das Dach gehen, einen Dachziegel genau über der Stelle zerbrechen und die Schnur durch das Loch und die Decke führen? Dann könnten wir den Ring wieder dort hochziehen, wo er hingehört.“

Grischa dachte nach. „Wenn Deine Eltern ins Bett gehen, wie lassen sie das Netz herunter?“

Das war ein neues Problem, das ich erwägen mußte.

„Ich weiß,“ rief Grischa, „wir lassen es herunter, entfalten es und so weiter. Wenn dann deine Eltern schlafen gehen, werden sie denken, jemand habe ihnen das alles schon vorbereitet.“

Das schien mir ein Weg aus dem Dilemma zu sein. Wir schlugen ein Loch in einen Dachziegel, ließen die Schnur durch das Loch an der Decke, befestigten den Ring daran, zogen das Netz in seine normale Lage für die Nacht und befestigten das Ende der Schnur an einem anderen Dachziegel. Das Netz stopften wir dann wie üblich unter die Matratze und waren sehr stolz auf unsere Klugheit.

Grischa meinte, er müsse jetzt nach Hause und verschwand auch recht schnell.

Als meine Eltern zurückkamen, merkten sie sehr bald, daß da etwas nicht stimmte. Sie entdeckten das Loch in der Decke und dann gleich auch den zerbrochenen Dachziegel. Natürlich verdächtigten sie mich sofort, aber ich behauptete, davon nichts zu wissen.

Wir hatten einen chinesischen Jungen, der für uns arbeitete (egal wie arm jemand war, es gab immer einen noch ärmeren Chinesen, der bereit war für Essen und einen Hungerlohn zu arbeiten). Mein Vater rief ihn aus der Küche und zeigte auf das Loch in der Decke. Sein Ausdruck des Erstaunens und der Besorgnis zeigte deutlich, daß er das Loch zum ersten Mal sah. Selbstverständlich versicherte er, keine Ahnung davon zu haben, wie es entstanden ist.

„Nun", begann mein Vater, "Löcher entstehen in Zimmerdecken und Dächern nicht so einfach von selbst. Was meinst Du dazu, Alik?"

Meiner üblen Lügerei nachgebend, verstieg ich mich jetzt in die verwerfliche Tat, einen hilflosen Menschen zu beschuldigen. „Der Chinese muß es gewesen sein," sagte ich, „Er tut nur so, als ob er nichts davon wüßte. Ich weiß nur, ich habe es nicht getan."
„Bist Du sicher?"
Mit größter Überzeugung antwortete ich: „Ja, da bin ich mir ganz sicher."
Damit war die Sache beendet. Das Dach und die Zimmerdecke wurden für einen Preis repariert, der uns wirklich schmerzte. Ein weiterer Diamant meiner Mutter wanderte zum Pfandhaus, um bei dieser und anderen Ausgaben zu helfen. Wir konnten nämlich von dem, was meine Mutter verdiente und den gelegentlichen Einnahmen meines Vaters, unseren Lebensunterhalt nicht bestreiten. Ich war sehr erleichtert, daß unser Chinese nicht bestraft wurde, denn mich plagte ein sehr schlechtes Gewissen, weil ich ihn so unfair behandelt hatte.

Etwa zwei Wochen später saßen Grischa und ich zusammen mit meinem Vater beim Tee. Wir waren so richtig entspannt und sprachen über die Schule, über Freunde und so manches andere, als mein Vater plötzlich Grischa ansah und ihn fragte: „Grischa, Du warst doch hier, als vor einigen Tagen das Moskitonetz in unserem Zimmer aus der Decke gerissen wurde, nicht wahr?"
Grischa war gefangen. Es kam einfach zu plötzlich, zu direkt. Er konnte nicht schnell genug denken, um uns zu schützen. So sagte er: „ja".
„Dann erzähl mir doch bitte, wie es geschehen ist. Wie kam denn der Haken aus der Decke und wessen blöde Idee war es, ein entsprechend korrespondierendes Loch in das Dach zu machen?"
Grischa sah zu mir herüber, verängstigt und voller Schuldgefühl und begann dann, den ganzen Vorgang zu erzählen.

„So in etwa hatte ich es mir auch vorgestellt," bestätigte mein Vater. „Und nun, Grischa, tu mir bitte den Gefallen und verschwinde. Und ich möchte nicht, daß Du jemals wieder unser Haus betrittst."
Grischa ging, ohne es zu wagen, mir noch einen Blick zuzuwerfen.
Mein Vater stand auf und ging im Raum auf und ab, was er immer tat, wenn er besonders aufgeregt war. Schließlich drehte er sich um und sprach mich sehr förmlich an: „Alexej Wernerowitsch, ein Drachenfels lügt nicht, und ein Drachenfels versteckt seine Schuld nicht hinter dem Rock von unschuldigen Leuten. Hast Du mich klar und deutlich verstanden?"
„Ja, Papa."

Dann schloß er sehr bedächtig und sehr langsam die Tür zum übrigen Teil des Hauses, öffnete dann die Eingangstür, schloß die hölzernen Fensterluken von außen um den Raum zu verdunkeln. Dann kam er wieder herein und machte auch die Eingangstür zu.

Inspiriert durch die russische Übersetzung von James Fenimore Coopers „Der Letzte der Mohikaner", hatte ich versucht, mir Pfeil und Bogen zu machen. Ein Bündel biegsamer Bambussprößlinge, aus denen ich einen Bogen machen wollte, lag neben der Eingangstür. Mein Vater nahm sich eine Handvoll davon, setzte sich und winkte mich heran. Er forderte mich auf, meine Hosen herunterzulassen und mich über seine Knie zu legen.

Er sagte noch: „Jetzt wollen wir sehen, ob Du Deine Strafe nimmst wie ein Mann" und schlug mich, bis die meisten Sprößlinge abgeknickt waren. Nichts in meinem Leben hat mir jemals solche Schmerzen verursacht, aber ich habe nicht geweint oder aufgeschrien. Ich hatte ein derartiges Schuldgefühl und schämte mich so, unsere Familie mißachtet und meinen Vater enttäuscht zu haben. Daher wollte ich ihm unbedingt zeigen, daß ich zumindest fähig war, meine Abreibung ohne zu zucken hinzunehmen. „Wie Chingahgook, der Mohikaner," dachte ich bei mir selbst.

Mein Vater war ein schweigsamer Mensch und machte wenig Worte, daher hatten seine Äußerungen eine ungewöhnliche Wirkung. Anschließend, als ich auf dem Bauch lag und über seine zunächst so einfach erscheinenden Worte nachdachte, wurde mir bewußt, daß ich etwas getan hatte, was nicht nur mich, sondern die ganze Familie betraf. Lügen und hilflose Leute zum eigenen Vorteil ausnutzen war einfach nicht

akzeptabel für einen Drachenfels. Auch hatte ich die klare Botschaft verstanden, daß ich mich niemals hinter der Entschuldigung verstecken sollte „andere machen das doch immer“ oder „alle meine Freunde suchen gegenseitig ihren Vorteil“, weil mein Vater absolut nicht daran interessiert war, was andere machen und denken. Er lebte nach einem Ehrenkodex, von dem er erwartete, daß er auch von seiner Familie befolgt wird, genau so, wie auch er den Standards seines Vaters gefolgt ist. Das waren die ersten und auch die letzten Prügel, die ich von meinem Vater erhalten habe.

12. Kapitel

Joffre Avenue

Bis in den Herbst 1922, ich wurde damals zehn Jahre alt, lebten wir in dem kleinen Haus in der Joffre Avenue. Es war eine schwere Zeit für meine Eltern. Die von meiner Mutter in das Land geschmuggelten Diamanten und der Schmuck waren nach und nach verschwunden und haben nichts weiter übriggelassen, als Pfandscheine, die an frühere glanzvolle Zeiten erinnern.

Mamachka verwahrte diese Pfandscheine sehr gewissenhaft, da sie nie die Hoffnung aufgab, sie eines Tages wieder einlösen zu können. Das Ende war, daß sie zwei Ringe wieder zurückholen konnte. Viele Jahre später, nachdem wir bereits in die USA gekommen waren, stellten wir fest, daß, während ihr Diamantring im Pfandhaus gewesen war, die Diamantsplitter, die den eigentlichen Stein umgaben, entfernt und durch Bleifolien ersetzt worden waren. Das war ein allgemein üblicher Trick. Die Chinesen füllten Bleifolie so geschickt in die kleinen Öffnungen, daß man den Austausch nur mit einem Juwelierglas entdecken konnte. Mit der Zeit verband sich das Blei mit dem es umgebenden Gold und man konnte es nicht mehr herausschmelzen, da Gold und Blei in etwa dieselbe Schmelztemperatur haben und man daher bei einem derartigen Prozeß den ganzen Goldring zerstören würde.

Verpfändete Sachen können nur während eines bestimmten Zeitraums wieder eingelöst werden. Solange es Mamachka möglich gewesen war, verpfändete sie immer dann ein Schmuckstück, um noch rechtzeitig mit dem Erlös das Stück wieder abzulösen, dessen Zeit abzulaufen drohte. Ich bin sicher, daß sie einen bedeutend höheren Preis erzielt hätte, wenn sie zu einem normalen Juwelier gegangen wäre. Aber nur ein Pfandhaus bietet die Möglichkeit dieses Zurückgewinnens. Daher konnte sie sich nicht überwinden, in ein seriöses Geschäft zu gehen, um ihren Schmuck dort zum Kauf anzubieten.

Das chinesische Pfandhaus war diskret in einer nahe gelegenen Gasse versteckt. Der taktvolle Inhaber gab Mamachka das Gefühl, gerne gesehen und auch geehrt zu werden, erlaubte aber seiner Sympathie niemals, seinem Streben nach einem maximalen Gewinn ins Gehege zu kommen.

Für mich bedeutete die Zeit in der Joffre Avenue keine Härte, es war mehr eine Zeit der Faszination und der Entdeckungen. Sie bot mir die Gelegenheit, wie sie nur wenigen fremden Jungen gegeben ist, die märchenhafte Vielfalt des chinesischen Straßenlebens zu erfahren. Die Kinder der weißen Einwanderer fuhren mit dem Auto oder privaten Rikschas hindurch und lernten somit niemals das reiche und wechselvolle Leben der Einheimischen kennen.

Der Judenjunge Movsha, der die Bemerkung meiner Mutter über seinen jüdisch klingenden Vornamen überhört haben muß, wurde einfach zu „Michael“ umgetauft. Wir beide verlebten den heißen und schwülen Sommer 1922 indem wir das farbenprächtige und oft auch rowdyhafte Leben in der und um die Joffre Avenue untersuchten und miterlebten.

Die Joffre Avenue begann direkt beim Whangpoo-Fluß am französischen Damm, offiziell „Quai de French“ genannt, und verlief entlang der französischen Konzessionsgrenze etwa 4 Meilen (6,5 km) nach Osten und 4 Meilen nach Westen.

Aus der Sicht der heute riesigen Stadt ist es nur schwer vorstellbar, wie klein Schanghai zu jener Zeit gewesen ist, zumindest der von den Europäern verwaltete Teil. Wir sahen sie jedoch schon damals als eine in Zukunft riesige Stadt. Aber wenn ich mich daran erinnere, daß ich, als ich später in der Innenstadt arbeitete, es mit der Straßenbahn zum Mittagessen und zurück innerhalb einer Stunde schaffte, muß ich mich heute doch sehr wundern.

Die Joffre Avenue, nach einem nicht sehr bekannten französischen General aus dem Ersten Weltkrieg benannt, war eine reine Geschäftsstraße und ungefähr die erste Meile hundertprozentig chinesisch. Die Gestaltung der Gebäude direkt an der Straße war von der französischen Bezirksbehörde bestimmt worden. Es waren alles zweigeschossige Häuser, unten Geschäfte und darüber Wohnungen. Die oberen Stockwerke ragten in ihrer Breite über die 3 bis 4 m breiten Gehwege und wurden an der Außenkante durch Arkaden abgestützt. Ich empfand immer, daß dies für eine heiße, schwüle Gegend mit viel Regen ein sehr praktischer Schutz für die Menge Fußgänger war und auch für die Geschäfte selbst. Hinter diesen Geschäften in den innerstädtischen Häuserblocks verbargen sich weitere Wohn- und Geschäftshäuser in verschiedenster Bauweise, lediglich durch enge, mit Platten belegte

Gassen getrennt, die etwas natürliches Licht und frische Luft hineinließen. In stickigen Sommernächten, wenn die Bewohner dieser Kaninchenkäfige – Männer, Frauen und Kinder – draußen auf geflochtenen Matten in der Hoffnung schliefen, etwas Abhilfe gegen die Hitze zu finden, wurden diese Gassen buchstäblich zu „Wand an Wand" liegenden Schlafplätzen dieser vielen Menschen.

Die Industrieflächen wichen nach und nach mehreren Reihen von Wohnblocks, bevor die Joffre Avenue ein breiter, von Baumreihen überschatteter Boulevard wurde. Mit großen, in üppigen Gärten hinter mehr als 2 m hohen, mit Glassplittern bestückten Mauern versteckten sich dann französische und britische Residenzen, die irgendwann von den Russen übernommen wurden. Dieser Teil der Joffre Avenue wurde nämlich mit der Zeit zur russischen Enklave, ausgestattet mit Bäckereien, Märkten, einer Schule, Delikatessenläden, Cafés, einer Bücherei, Tanzhallen usw., alles fast ausschließlich mit russischer Beschriftung. Eine Straßenbahn, oder auch Tram genannt, fuhr die ganze Joffre Avenue entlang, im Geschäftsviertel in der Mitte der Straße und im Wohngebiet nach französischer Art entlang des Gehweges. Später, als ich mich in den sogenannten Flegeljahren befand, wurden meine Freunde und ich Experten im Abspringen von der Tram, um dem Kontrolleur zu entgehen. Dabei gab die Nähe der Bäume dem ohnehin gefährlichen Unternehmen einen zusätzlichen Reiz, denn man mußte sehr genau abpassen, wann man sprang, da man sonst leicht gegen einen der Bäume geschleudert werden konnte.

Ein leeres Grundstück in unserer Nähe wurde von den Einheimischen als improvisierter Basar genutzt. Jeden Tag wurden dort im Freien Stände aufgebaut, um billige Waren zu verkaufen. Unter der Menge von angebotenen Waren befanden sich auch lange Rückenkratzer aus Bambus, an deren einem Ende eine ganz kleine Hand eingeschnitzt und am anderen Ende ein kleiner Grillenkäfig angebracht waren, den die Männer in ihren Gewändern mit sich herumtrugen, um sich die ganze Zeit am Zirpen der Grillen erfreuen zu können. Käfige mit Singvögeln in allen Größen gingen gut, weil viele Chinesen ihren Vogel sogar mit auf die Straße nahmen. Die frische Luft und die sich dauernd verändernde Umgebung ermunterten sie zu singen. Die Teehäuser hatten spezielle Ablagen, wo diese Käfige aufgehängt werden konnten, während ihre Besitzer stundenlang Tee tranken und Mah-Jong spielten.

Da waren Barbiere auf dem Basar, deren Ausrüstung lediglich aus einem alten Stuhl, einem großen Umhängetuch, um die Kleider des Kunden zu schützen, und einer Schachtel mit Scheren, Rasierer und Ohrreiniger bestand. Das Haar wurde sehr kurz geschnitten und oft sogar völlig abrasiert. Eine Glatze war hygienischer und reduzierte die Anzahl zu bezahlender Haarschnitte. Die Frauen ließen sich nur sehr selten, wenn überhaupt, die Haare kürzer schneiden, denn selbst die ärmsten von ihnen wollten lieber die langen Haare für aufwendige Haartrachten behalten. Sie weichten papierdünne Baumrinde in Wasser auf und schmierten sich die entstehende Gallertmasse ins Haar während sie es aufsteckten. Diese Masse wurde so hart, daß ihre Frisuren über Wochen hielten. Dieser Festiger aus Baumrinde, Grundlage der heutigen Haarsprays, hatte verschiedene Nachteile, da er eine normale Haarwäsche verhinderte und auch eine Luftdurchlässigkeit bis an die Kopfhaut ausschloß. Außerdem verursachte es nach vielen Jahren des Gebrauchs einen Haarausfall.

Auch Zahnärzte praktizierten auf diesem inoffiziellen Marktplatz. Sie benutzten in etwa die gleiche Ausrüstung wie die Barbiere, nur daß noch Zangen hinzukamen. Ein Kuli dachte nicht daran, zu einem Zahnarzt zu gehen, bis die Schmerzen so unerträglich wurden, daß er sich gezwungen sah, sich den Zahn von einem dieser herumziehenden Zahnärzte ziehen zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten versammelte sich immer eine Menge Zuschauer um den Stuhl des Zahnarztes, denn die Höllenqualen des Patienten, dem ein Zahn aus vereitertem Zahnfleisch ohne die Gunst einer Betäubung gezogen wurde, war für sie ein Grund zum Lachen und sich zu amüsieren. Die Chinesen schienen immer über das Mißgeschick eines anderen zu lachen. Dies geschah aber nicht aus einer völligen Gefühllosigkeit ihrerseits, sondern weil sie glaubten, der böse Geist, der die Qualen verursacht hat, würde seine Aufmerksamkeit nicht einer Person zuwenden, die so unbekümmert lacht und die Anwesenheit des bösen Geistes einfach ignoriert.

Auf dem Basar gab es auch kulinarische Höhepunkte. Der beste Speiseanbieter hatte genügend Mittel angespart, um sich seine eigene Ausrüstung anzuschaffen und immer frische Ware einzukaufen. Auf seinem Tragegestell führte er immer eine komplette kleine Küche mit sich: Einen Wok über einem Holzkohlenfeuer, kleine Schachteln voller vorgefertigter Fleischstücke und Gemüse, einen weiteren Holzkohleherd zum warm halten vom Reis, sowie Flaschen mit Sojasoße, Sesamöl, Austernsoße und anderem, der jeweiligen Jahreszeit entsprechend. Für wenig Geld bekam

man eine fein schmeckende und sättigende Mahlzeit. Aber man aß mit bereits vielfach benutzten Stäbchen, die nur an einem dreckigen Tuch abgewischt worden waren und aus Schüsseln, die mit Sicherheit nie ausgewaschen wurden.

Andere Anbieter hatten sich nur auf ein Gericht spezialisiert. Unser Favorit war der Tofu-Mann, der wegen seiner durchdringenden Rufe und das dauernde Klopfen auf ein hohles Bambusrohr sehr leicht aufzufinden war. Er hatte einen Topf mit kochendem Öl auf seiner Herdplatte und riesige Mengen von in 2-3 cm Größe geschnittenem Tofu. Er streifte mehrere Stücke auf einen Strohhalm, tauchte diesen dann in das kochende Öl, bis die Stücke von außen knusprig und bräunlich und inwendig köstlich cremig waren und mit scharfem Senf gegessen werden konnten. Tofu war gesundheitlich bedeutend sicherer, als andere Delikatessen, weil bei der Zubereitung keine Geräte benutzt wurden, die das Essen hätten verderben können.

Bauern verkauften ihre Erzeugnisse auf dem Markt. Während einer Choleraepidemie verloren diese unglücklichen Leute ihren gesamten Bestand. Dann kamen die Trupps des städtischen Gesundheitsamtes, die genau wußten, daß alles Gemüse mit menschlichen Fäkalien gedüngt worden war, und gossen Kerosin über alle Produkte, um deren Verkauf und Verzehr zu verhindern. Dieser Verlust bedeutete keine Einnahmen an dem Tag und damit auch kein Essen für den Bauer und seine Familie.

Aus irgendeinem mir unverständlichen Grund wurde weltweit angenommen, daß Wassermelonen die schlimmsten Verbreiter von Krankheitserreger seien. Sie waren immer die Ersten, die begossen wurden. Aber auch unabhängig davon, wagten wir nie, sie zu essen.

Cholera und Durchfall waren in Schanghai eine Dauererscheinung. Das örtliche Gesundheitsamt versuchte daher, die Chinesen zu ermutigen, die einfachsten Methoden der Hygiene zu beachten. Radio und Fernsehen waren noch nicht erfunden. Daher fragt man sich, wie die Behörden an die alphabetisch ungebildeten Leute herankamen. Es waren Cartoons. Immer zwei Bilder wurden nebeneinander an Wände oder Telefonposten angebracht. Das eine zeigte eine Familie mit fröhlichen Kindern, einer lächelnden Mutter beim Geschirrabwaschen und einen zufriedenen Ehemann, der sich das Ganze anschaute. Das andere stellte unglückliche und weinende Kinder, eine schlampige Mutter und einen hageren Vater dar, der über einem Gefäß hockte. Dazu eine übertriebene

und drastische Illustration seines Stuhlgangs, wo der Kot wie mit einer Feuerwehrspritze aus seinem Körper herausgeschossen kam.

Der Basar bot zahllose Vergnügungen. Wir kauften uns Stücke von Zuckerrohr, schälten sie, kauten sie und saugten den süßen Saft heraus. Den übrig bleibenden Brei spuckten wir dann aus. Der große Preis bei einer Art Roulette war eine knallig bemalte, unrealistische Puppe. Wenn ausreichend Nummern gezogen und bezahlt waren, setzte der Inhaber einen Zeiger ingang, der sich schnell in die Runde drehte und bei irgendeiner Zahl stehen blieb. So richtig verloren wir nie bei diesem Spiel, weil, wenn wir nicht die Gewinnummer hatten (und ich habe keinen gesehen, der sie je gehabt hat), bekamen wir wenigstens ein Bonbon. Das Bonbon war hart und bestand fast nur aus Zucker, aber in der Mitte enthielt es jede Menge scharfen Pfeffer. Wir liebten die Vorfreude, während wir noch die süße äußere Schicht lutschten, mit der Zunge dann plötzlich auf den scharfen Pfeffer zu stoßen.

Da waren Wahrsager und Schreiber, die den Analphabeten die Briefe schrieben. Wo immer sich eine dichte Menschenmenge versammelte, konnte man sicher sein, daß dort irgendeine neue Erfindung vorgeführt wurde. Magier, Akrobaten, Schwertschlucker und Feuerfresser boten regelmäßig ihre Vorstellungen auf dem Basar. Sie waren tatsächlich sehr gut, denn schließlich hingen sie total von der freiwilligen Spende der Zuschauer ab, die zunächst durch die Tat überzeugt und beeindruckt werden mußten, bevor sie sich von einigen ihrer hart verdienten Münzen trennten.

Michael und ich beobachteten mit Bewunderung, wie ein Feuerschlucker seinen Mund mit irgendwelchem aufgerollten Papier vollstopfte und den herausschauenden Teil anzündete. Als es qualmte, schien es, als wenn der Mann das Feuer inhalierte und dabei seine Brust bis zum größtmöglichen Umfang aufblähte. Dann atmete er plötzlich mit aller Kraft seiner Lungen aus und eine bläuliche Flamme schoß bis zu fast einem Meter aus seinem Mund. Das gab jedesmal bei den Zuschauern ein hörbares Aufatmen und einen Applaus mit dem Ruf „Hao, ding hao!“ was so viel wie „Gut, sehr gut“ bedeutete. Der Feuerschlucker atmete dann mehrmals schnell ein und aus, wobei jedesmal eine kleine Flamme zu sehen war, bis er dann wieder genügend Luft in der Lunge hatte, um die große Schau zu wiederholen. Er machte dies so oft, bis das Zeug in seinem Mund verbraucht war. Die Vorführung endete damit, daß er und sein Gehilfe, meist ein jüngerer Sohn oder ein Anlernling,

einen Hut herumreichten. Die meisten Zuschauer stahlen sich rechtzeitig fort, um nicht zahlen zu müssen, und es war immer ein Jammer zu sehen, wie wenig der Feuerschlucker verdiente. Ich nehme an, seine Lebenserwartungen waren sehr niedrig, denn dabei müssen doch erhebliche Verletzungen am Mund und in der Lunge entstanden sein. Die Vorführungen waren aber immer spektakulär und niemals langweilig.

Die Akrobaten, ebenfalls hervorragend, waren meist Kinder oder zumindest Jugendliche. Man sagte, ihre Gliedmaßen und Gelenke würden absichtlich bereits als Kleinkind und im frühen Kindesalter gestreckt und gelenkig gemacht, damit sie später diese Verzerrungen und Verdrehungen ausführen können. Ein Mädchen trotzte allen Gesetzen der Schwerkraft. Sie stand auf einem Holzblock, der wiederum auf einem vierbeinigen Schemel stand. Unter den Schemel wurde eine Tasse Tee auf den Boden gestellt. Sie beugte sich langsam rückwärts, ihren Rücken biegend und ihre Knie beugend, bis ihr Kopf unter dem Schemel erschien. Sie nippte etwas am Tee und begann wieder nach oben zu kommen, bis sie wieder in ihrer Ausgangsposition stand. Dies Kunststück klingt unglaublich, ich habe es aber mehrmals selbst gesehen. Wir sahen dieselbe Vorführung, als wir 1984 China wieder besuchten. Nur fand es jetzt in einem prächtigen Theater statt, mit gut bezahlten, staatlichen Angestellten, wobei ihre Leistung und der Gewinn, den sie der Kultur Chinas erbringen, bei der Entlohnung Berücksichtigung fanden.

Der Schwertschlucker faszinierte, ekelte und ärgerte uns. Seine Vorstellung erschien zunächst barbarisch, eine Mißachtung des menschlichen Körpers, daß wir schließlich aufhörten zuzusehen. Nach längeren vorbereitenden Gesten und einführendem Geplapper entfernte der Schwertschlucker feierlich eine dreckige Stoffumhüllung von seinem Schwert, dessen Klinge etwa drei Zentimeter breit und vierzig Zentimeter lang war. Er hielt es vor seinen Brustkorb, um zu zeigen, wieweit es in seinen Körper eindringen würde. Dann erlaubte er Zuschauern die Klinge anzufassen und zu prüfen, ob da wirklich keine Tricks dabei waren. Ich kann selbst bezeugen, daß die Klinge aus Metall war und aus einem Stück bestand und an den Seiten stumpf auslief. Dann streckte er seinen Nacken und beugte seinen Kopf zurück, um ihn mit der Kehle in eine Linie zu bringen, und drückte das Schwert die Kehle hinunter ganz bis zum Schaft. Er schien das Schwert sehr sorgfältig hinabzuführen, als ob es seinen Weg, vorbei an verschiedenen inneren Organen, sorgsamst

finden müsse. Als nächstes ging er den Kreis der Zuschauer entlang mit dem Hut in der Hand, um eine Bezahlung zu erhalten. Er beugte dabei seinen Körper in den Hüften nach vorne, damit man ihm in den Mund sehen konnte. Den anderen Schaustellern gegenüber hatte er den Vorteil, daß seine Zuschauer es nicht über sich brachten, wegzugehen, so lange das Schwert noch in ihm war. Das Schwert immer noch in derselben Position und um die Schau noch spannender zu machen, holte er noch zwei geschnitzte gleichlange Dolche mit einem kleinen Haken aus seinem Gewand hervor und steckte sie sich in die Nasenlöcher. Die spitzen Enden kamen aus dem Mund und sahen wie zwei Hauer aus. Wieder machte er seine Runde um Geld zu sammeln, grunzend und röchelnd, während Speichel und Schleim aus seinem Mund und seiner Nase flossen. Es war ein fürchterliches und sehr merkwürdiges Spektakel.

Ich habe niemals einen Hinweis auf die orientalische Unergründlichkeit mit den Chinesen in Verbindung gebracht. Die Menschen dort waren laut und wild. Sie kämpften nicht miteinander, sondern bauten ihre Frustration mit einem demonstrativen gegenseitigen Beschimpfen ab. Nase an Nase und in höchster Stimmlage und viel Flüssigkeit zur Seite spuckend, um ihre Schmähungen zu unterstreichen. Ich glaube, die Chinesen sind im Schimpfen die Besten auf der Welt, die Amerikaner und Russen folgen dann auf dem zweiten Platz. Ich habe Chinesen circa zehn bis fünfzehn Minuten hintereinanderweg fluchen gehört, ohne einen einzigen Fluch dabei zu wiederholen. Das Spektakel war so beeindruckend, daß es mich veranlaßte, das Schimpfen auf Chinesisch zu erlernen. Und das war wohl alles, was ich jemals auf Chinesisch gelernt habe, denn es wurde allgemein erwartet, daß ein Chinese, wenn er mit einem Europäer sprechen wollte, er freundlicherweise Englisch lernen sollte. Dies war die Einstellung aller britischen Kolonisten überall auf der Welt, was das Englische heutzutage zur internationalen Sprache gemacht hat.

Das unsichere Wissen über das chinesische Wesen wurde bestens bei folgendem Vorkommnis illustriert: Ich sah einen Hausierer, der an seinem Tragegestell zwei große Körbe mit grob gebrannter Töpferware trug. Die Körbe waren schwer und sehr sorgfältig vollgepackt. Der Mann stolperte und verlor den Halt und die Körbe fielen mit einem dumpfen Schlag auf die Erde und die meisten Teile des Inhalts zerbrachen. Er hockte sich auf die Straße und weinte. Lautes Schluchzen schüttelte seinen Körper und er krümmte sich vor Kummer. Kein Mensch half ihm

oder versuchte ihn zu trösten. Tragödie und Verlust waren allgenwärtig und gehörten zur Lebensroutine. Und außerdem, so die chinesische Denkweise, wäre es gefährlich, die Arbeit der bösen Geister unterbrechen und verbessern zu wollen.

Ratlos und erschüttert beobachtete ich völlig verwirrt das Jammern des Hausierers. Im Verhältnis zu seinem Verlust, schien es mir übertrieben zu sein, bis mir mein Onkel erklärte, daß mit dieser Töpferware wohl auch die ganze Zukunft des Mannes zerstört worden sei. Mit größter Wahrscheinlichkeit war es sein ganzes Vermögen, das er sich über Jahre durch Knausern und Sparen, sogar fast bis auf den Tod, erworben und zusammengespart hatte. Und jetzt waren mit einem einzigen Stolpern diese vielen opfervollen Jahre zunichtegemacht worden. Es gab für ihn in China keine Sozialhilfe und keinerlei Unterstützung von irgendeiner offiziellen Seite. Es blieb nur die Hoffnung, daß er Söhne gehabt hat, die alt genug waren, um ihm zu helfen. Söhne waren in China die soziale Absicherung.

Bevor der Sommer zu Ende ging, bekam ich, sicherlich wegen des Probierens der chinesischen Speisen, einen Durchfall. Es war ein kräftiger Bazillus, der meine Innereien befallen hatte und den konstanten Durchfall und meine Entkräftung verursachte. Fieber, Schwäche, schwindlig sein, und Übelkeit waren die Symptome. In jenen Tagen gab es noch kein Wundermittel dagegen. Die einzige vorhandene Abhilfe für alles, was mit Durchfall zu tun hatte, war garstig schmeckendes Rizinusöl. Mein Vater, der von Ärzten nicht viel hielt, meinte immer scherzend, daß es lediglich zwei helfende Medizinen gäbe: „Für Äußeres nimmt man Jodsalbe, ist es innerlich, nimmt man Rizinusöl". Das waren damals auch die am meisten gebräuchlichen Heilmittel.

Ich verabscheute Rizinusöl. Jeder Versuch, den Geschmack zu verändern, schlug fehl. Es war auch nicht nur der Geschmack, sondern auch dieses Klebrige war widerlich. Es haftete in meinem Mund und hielt sich für Stunden. Später, als ich schon etwas älter war, vermischte meine Mutter das Rizinusöl mit Pfefferminzlikör und etwas Brandy. Die Idee war dabei, der starke Geschmack vom Likör und vom Brandy sollte den des Rizinusöls überdecken. Es half jedoch nur, meine Vorliebe für Pfefferminzlikör auf Jahre hinaus zu vernichten.

Während des Durchfalls war ich bettlägerig und lebte von einer Diät aus gekochtem Reis, der durch ein Sieb gedrückt und mit dem Wasser, in dem er vorher gekocht worden war, verdünnt wurde. Sonst war nur Tee mit trockenem Toast erlaubt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie lange es gedauert hat, um gesund zu werden. Anschließend hatte ich jedoch eine Phase mit allerlei Restriktionen für meine Aktivitäten auf der Straße. Und noch Jahre danach mußte ich eine wollene Leibbinde tragen. Aus irgendwelchen speziellen Gründen glaubte man, eine solche Leibbinde, direkt auf der Haut getragen, würde einem Durchfall vorbeugen. Diese Praxis war fast genau so irrig, wie die Annahme, daß die zentimeterdicken Tropenhelme der britischen Kolonisten oder der kleine weiße Lappen, der den Nacken bedeckt, wie bei den französischen Fremdenlegionären, einen Sonnenbrand verhindern würde. Bei einem lebhaften Jungen in meinem Alter rollte sie sich von alleine in eine stark verschwitzte, juckende und unbequeme Wurst zusammen und war zu nichts anderem gut, als meiner Mutter das Gefühl zu geben, sie würde etwas zu meinem Schutz tun. Mit der Zeit wurde es für sie immer mehr eine Glaubenssache und sie bestand darauf, daß ich sie trage, trotz aller gegenteiliger Argumente.

Eines Nachmittags kam meine Schwester Jenia vom Reiten nach Hause und bat mich: „Alik, Du darfst mir die Stiefel ausziehen." Sie sagte nicht „bitte" oder „tu mir den Gefallen". Sie sagte das nie. Aber, sie befahl auch nicht. Es war eben ein Privileg, das sie mir gewährte, oder, man könnte auch sagen, sie gab mir die Gelegenheit der großen Ehre, ihr dienen zu dürfen. Ungefähr vierzig Jahre später, als Sally und ich sie mit unseren Kindern in ihrer bezaubernden Elisabethanischen Villa im Süden Londons besuchten, sie lebte in ihrer dritten Ehe, sagte sie zu ihrem schon alt und zittrigen Mann im selben gebieterischen Ton: „Stewart, Du darfst mir einen Sherry bringen." Wir lachten herzlich und erinnerten uns an jene lange zurückliegenden Tage in der Joffre Avenue.

Es war für mich ein bedeutender Tag, weil er mich von ihrer physischen Herrschsucht, mich an den Haaren zu ziehen, wenn ich ihren Bitten nicht sofort gehorchte, für immer befreite. Und so spielte es sich ab: Als sie vom Reiten heimkam und sagte: „Alik, Du darfst mir die Stiefel ausziehen," lehnte ich mich zum ersten Mal dagegen auf. Ich hatte einfach genug davon, ihr Diener und Laufbursche zu sein. Ich saß in sicherer Entfernung auf der anderen Seite unseres Eß- und Wohnraums und sagte ihr, sie möge ihre eigenen Stiefel auch selbst ausziehen.

„Wenn Du mir nicht die Stiefel ausziehst, werfe ich sie Dir an den Kopf," meinte sie. Ich weigerte mich weiterhin. Mit erheblicher Mühe und zunehmender Verärgerung bekam sie endlich einen Stiefel ausgezogen. Ihr Wort haltend, warf sie ihn quer durch das Zimmer nach mir. Ich wurde davon so überrascht, daß ich mich nicht rechtzeitig ducken konnte und der metallbeschlagene Absatz traf mich genau mitten an der Stirn unmittelbar unter dem Haaransatz. Der Schlag machte mich bewußtlos. Aber was Jenia wirklich erschreckte, war die Menge Blut, was so typisch bei Verletzungen an der Stirn ist.

Ich erinnere mich noch, als ich wieder zu mir kam, war Jenia über mich gebeugt und wischte mir das Blut mit einem Taschentuch ab. In dem Moment als ich die Augen öffnete, schrie sie: „Alik, Alik, bitte stirb nicht! Ich will auch alles für Dich tun. Ich will Dir alles versprechen. Wie konnte ich nur so etwas Dummes machen? Bitte, Alik, bitte sag mir, was Du Dir wünschst."

Sogar in meinem Schock realisierte ich, daß dies meine Chance sei, mich für alle Zeit von ihrer Tyrannei zu befreien. Ich flüsterte ganz schwach: „Jenka, versprich mir, daß Du mich nie, nie mehr an den Haaren ziehen wirst."
Diese Antwort hatte sie nicht erwartet. An den Haaren ziehen war doch ihre einzige wirkungsvolle Möglichkeit gewesen, mich in ihre Sklaverei zu bringen, und es war schwer für sie, dies nun aufgeben zu müssen. Aber sie war damals und ist es auch immer geblieben, eine Frau, die ihr Wort hält. Sie hat mich nie mehr an den Haaren gezogen. Und ein weiteres Ergebnis dieses Ereignisses war, daß wir seitdem irgendwie freundlicher miteinander umgingen.

Man mag sich wundern, wie es möglich war, daß Jenia, so arm wie wir waren, reiten gehen konnte, Tennis spielte und alle dazu gehörenden Dinge, wie Kleidung, Stiefel, Tennisschläger und andere dazu notwendige Sachen hatte. Zum Teil ermöglichte es ihr Onkel Arnold. Seine älteste Tochter Vera, etwas jünger als Jenia, mußte ausgehen, um in der Gesellschaft gleichaltrige Jugendliche kennenzulernen. Der *Cercle Sportif Francais*, bzw. der Französische Club, wie er allgemein genannt wurde, war dafür der geeignete Ort. Alle Nationalitäten und alle Altersklassen, selbstverständlich außer Chinesen, waren dort als Mitglieder willkommen. Und damals pflegte der Club insbesondere den Sport. Die Anlagen unmittelbar neben dem französischen Park umfaßten Tennisplätze, Krocketfelder, einen Fußballplatz, Reitställe und eine

kleine Turnhalle. Vera war sehr scheu. Sie war erst kürzlich aus einer Klosterschule entlassen worden. Daher war Onkel Arnold froh, Jenia als seinen Gast zu haben.



Baronesse Vera v. Drachenfels, 1904-1967

Jenias Mitgliedschaft im Französischen Club gab nicht nur Vera eine Gefährtin, sondern erfüllte eine noch wichtigere Erfordernis, ein in jener Zeit fest in Tradition wurzelndes und erhebliches elterliches Opfer: Die Notwendigkeit, ein Mädchen im heiratsfähigen Alter potenziellen Ehemännern vorzuführen. Ein eigenwilliges und hübsches Mädchen von 18 oder 19 Jahren konnte nur durch eine Verlobung und eine angemessene Heirat unter Kontrolle gehalten werden. Meine Eltern waren wohl weitsichtig genug, um zu realisieren, daß Jenia niemals zufrieden sein würde, einen mittellosen russischen Jungen zu heiraten und daher die Möglichkeit brauchte, um Männer in besseren Verhältnissen kennenzulernen. Die Strategie war, wie sich zeigte, richtig. Jenia begegnete dort ihrem ersten Ehemann, einem amerikanischen Marineoffizier.

An einem erinnerungswürdigen Sonntag kam ich nach Hause und fand meine Mutter verstört und blaß vor. Sie zeigte auf zur Wand, an der ihr wertvolles Ölgemälde von der sibirischen Tundra gehangen hatte und

sagte: „Sieh Dir das an! Ich war hier ganz alleine und alles war still und ruhig. Ohne irgendeinen Grund fiel das Bild herunter. Papachka schenkte es mir während unserer Zeit des gegenseitigen Kennenlernens und es bedeutete die Welt für mich. Und jetzt, völlig grundlos, fällt es auf den Fußboden!“

Ich sah mir die Rückseite des Bildes an. „Mamachka, sei nicht traurig. Die Schnur ist gerissen und deshalb ist das Bild heruntergefallen.“
„Nun sag mir bitte,“ antwortete sie mit zitternder Stimme, „warum reißt eine so dicke Schnur plötzlich? Nun, wieso kann das passieren?“
„Weil Schnüre nun mal irgendwann reißen, Mamachka.“
„Richtig, aber dies hat eine schlimme Bedeutung und es hat etwas mit Deinem Vater zu tun, weil er mir dieses Bild als ein Zeichen seiner Liebe geschenkt hat.“
„Oh, Mama, das bedeutet nichts!“ rief ich aus, „Es ist doch nur eine gerissene Schnur. Wie kann das etwas mit Papachka zu tun haben?“

„Du bist noch ein kleiner Junge, Alesha. Du lebst noch nicht sehr lange. Es geschehen seltsame Dinge, die ihre Bedeutung haben. Es sind Dinge, die wir nicht verstehen. Wir müssen mit ihnen leben und wissen mit Sicherheit, daß es sie gibt, genauso, wie ich mit Sicherheit weiß, daß etwas Schlimmes geschehen wird und es etwas mit Papachka zu tun haben wird. Es kann in dem Moment geschehen sein, als das Bild herunterfiel oder es kann erst in vielen Jahren geschehen. Wenn sieben Jahre ohne ein Mißgeschick vergehen sollten, dann werden wir wissen, daß das heutige Ereignis keine Bedeutung hat.“

In dem Moment öffnete sich die Tür und mein Vater trat ins Zimmer. Meine Mutter eilte zu ihm, bedeckte sein Gesicht mit vielen kleinen Küssen und stotterte unzusammenhängend: „Oh, Gott sei Dank, Gott sei Dank! Ich war ganz außer mir. Geht es Dir gut? Ist alles in Ordnung? Gott sei Dank, Gott sei Dank!“

Mein Vater wurde durch diesen emotionalen Gefühlsausbruch richtig erschrocken und war ganz verwirrt. Als sie ihm alles erklärte, mußte er lachen. „Komm, Sofochka, beherrsch Dich. Eine vorbeifahrende Tram hat möglicherweise das Haus etwas erschüttert. Die Schnur war doch schließlich alt und ist gerissen. So etwas geschieht doch immer wieder.“
Sie sah ihn herblassend an und meinte: „Ihr Männer! Ihr habt einfach kein Gefühl für das Spirituelle.“
„Spirituell? Das ist doch reiner Aberglaube,“ war seine Antwort.

Er hatte recht. Meine Mutter war mehr abergläubisch als religiös. Sie glaubte, daß die Zahl 13 Unglück bringt, sie drehte um, wenn eine schwarze Katze über die Straße lief, und sie streute einem drei Mal Salz über die Schulter, wenn man etwas vergoß. Sie glaubte daran, daß ein zerbrochener Spiegel sieben Jahre Unglück bringen würde. Halb im Scherz, aber jedesmal, rieb sie ihren goldenen Ring, wenn sie das erste Mal die schmale Sichel des Neumondes sah, und murmelte dann, aus einem unerfindlichen Grund in Italienisch: „Mond, Mond, bring mir Glück." Sie glaubte daran, daß man das Sterben eines Menschen in 1000 Meilen Entfernung in dem Moment merken kann, wenn es geschieht. Russen liebten es, Theorien übersinnlicher Wahrnehmungen zu erörtern. Besonders in jener Zeit während des Bürgerkrieges und unmittelbar danach, als so manche Familienangehörigen oder enge Freunde starben oder verschwanden, behaupteten viele Menschen, solche unerklärlichen Begebenheiten selbst erlebt zu haben.
Ich stimmte meinem Vater zu, daß das Bild wegen der alten Schnur heruntergefallen war, aber auf den Tag genau zwölf Monate später starb mein Vater.

13. Kapitel

Ein Hoffnungsschimmer

Irgendwann Anfang 1923 fand mein Vater eine Anstellung, die es uns erlaubte, aus dem wenig wünschenswerten Haus in der Joffre Avenue in eine größere, schönere und modernere, ebenerdige Wohnung in der Rue de Lafayette, also auch im Französischen Viertel, umzuziehen. Es war eines der Reihenhäuser, die einem Engländer gehörten, der ein „natürliches Leben" führen wollte, eine Eurasierin geheiratet und mit ihr eine glückliche, große Familie gegründet hatte. Von seinen Landsleuten wurde er bewußt verachtet und verspottet.

Meine Familie war über unseren Umzug in bester Stimmung, ich jedoch war sehr enttäuscht, hatte ich dadurch doch alle meine Freunde verloren. Ganz besonders vermißte ich Michael.

Die Rue de Lafayette war eine breite, dreispurige Straße mit großen Häusern, die meist Angehörigen der europäischen Mittelklasse gehörten. Uns gegenüber befand sich ein Anwesen in einem parkähnlichen Garten, umgeben mit der üblichen Backsteinmauer mit oben eingelassenen Glassplittern. Alle paar Meter war ein sauberes Schildchen mit der Aufschrift „Bekleben verboten" angebracht, um eine Verunstaltung mit Bekanntmachungen und Reklame zu verhindern. Der ruhige, gepflegte Charakter der Gegend war mit Sicherheit meinen Eltern sehr angenehm. Ich vermißte jedoch die Aufregungen, die Menschenmengen, die Farben und die Geräusche der Joffre Avenue. Zu Hause hatte ich Langeweile und fühlte mich vereinsamt. In der Schule war ich mutlos, weil ich einfach nicht genügend Französisch konnte, um dem Unterricht folgen zu können. Hinzu kam, daß wir als Russen – die dreckigen Russen – mit Erfolg von fast allen organisierten Aktivitäten auf dem Schulgelände und beim Sport ausgeschlossen wurden. Mein gemeinschaftliches Dasein in der Schule bestand aus Langeweile und Alleinsein.

Meine Schwester Jenia, damals 18 Jahre alt, verliebte sich in einen gutaussehenden amerikanischen Marineoffizier, den sie im Französischen Club kennengelernt hatte, ein junger Fähnrich mit Namen Ralph Hunt. Das war eine von diesen ungestümen Romanzen, die keine Hemmnisse wahrnahm und überwiegend auf der körperlichen Anziehungskraft zweier gesunder junger Menschen basierte. Alle Klischees

einer romantischen Liebe trafen auf ihr Verliebtsein zu und sie konnten nicht schnell genug heiraten. Die Tatsache, daß sie sich kaum kannten und aus unterschiedlichen kulturellen Kreisen stammten, bedeutete für sie nichts. Jenia, eigenwillig und selbstsicher, war auch nicht bereit, auf irgendwelche mahnenden Argumente zu hören. Nach einer Fülle von Tränen bei Jenia, einer ruhigen Logik bei meinem Vater und emotionalen Ausbrüchen bei meiner Mutter, willigten meine Eltern letztendlich ein. Bei näherer Betrachtung war der junge Mann sicherlich ein sehr geeigneter Bewerber: Marineoffizier, Sohn eines Kongreßabgeordneten aus Chikago, ein Mann mit Wohlstand und Erziehung, gut aussehend und intelligent und ein sehr guter Tennisspieler. In einer Sportart wie Tennis oder Polo gut zu sein, wurde von einem Gentleman erwartet.

Mamachka behauptete immer, daß Ralph auch Erbe des Reichtums der Hersteller von Hunts Tomatensoße sei. Aber Jenia sagte in späteren Jahren nur: „Mamachka, Du übertreibst."

Einige von den letzten Diamanten meiner Mutter wanderten zum Pfandhaus und im Sommer 1923 bekam Jenia ihre Hochzeit. Der kurzen amtlichen Handlung bei der Amerikanischen Botschaft folgte ein kleiner Empfang bei uns zu Hause, an dem einige in ihren Uniformen blendend aussehende Kameraden von Ralph, die Krasheninikoffs und Onkel Arnold mit seinen Töchtern Vera und Dora teilnahmen. Vera fing den Brautstrauß und tatsächlich wurde das Sprichwort, daß die Brautjungfer, die den Brautstrauß fängt, als Nächste heiraten würde, wahr: Vera heiratete zwei Jahre später.

Braut und Bräutigam verließen den Empfang recht früh, was meine Mutter als unziemliche Eile empfand und fuhren zu ihrer Hochzeitsnacht in das Palast-Hotel auf dem Damm, in Sichtweite von Ralphs Schiff, der U.S.S. Smith Thompson, das im Whangpoo-Fluß ankerte. Meine Mutter fuhr zwei Tage später dorthin, um Jenia zu besuchen und berichtete dann meinem Vater mit einer bestürzten Stimme, daß sie die beiden nachmittags zur Teestunde noch im Bett angetroffen habe.
Sie sagte: „Ich fragte Jenia, was sie zu der Zeit im Bett machen würden. Und das kleine Luder antwortete ganz ungeniert, sie hätten einen Ringkampf gemacht. Hast Du jemals etwas Derartiges gehört? Was für ein Unsinn."
Es schien mir sehr ungewöhnlich, daß meine Schwester und Ralph zwei Tage mit Ringen verbringen würden. Sie hatte niemals eine Neigung

gezeigt, mit mir zu ringen und ich hatte auch nicht geglaubt, daß sie wüßte, wie das geht.

Die einzige Abwechslung in jenem langweiligen Sommer waren die freundlichen Einladungen von Ralph auf sein Schiff. Das Beiboot überwand mit Leichtigkeit die starke Strömung des Whangoo-Flusses, die Maschinen schnurrten und dröhnten. Ich konnte meine Augen nicht von den fesch aussehenden amerikanischen Matrosen in ihren wulstigen Schwimmwesten und den lustigen kleinen weißen bis fast zu den Augenbrauen in die Stirn gezogenen Kappen abwenden. Sie waren so still und ruhig und das Boot schien ihren kleinsten Kommandos zu gehorchen wie ein bestausgebildeter Hengst. Welch ein Kontrast zu den quirligen, kleinen, runzligen „Gelben". Ich fühlte mich wie ein Admiral.

Diese fremde Welt auf einem Schiff, seine speziellen Gerüche nach Farbe, Männerschweiß, Lysol und Küche, sein ständiges an die Wasserbewegungen angepaßte Schwanken, der Kontrast zwischen der kühlen, frischen Luft an Oberdeck und der heißen, widerlichen Luft unter Deck faszinierten und begeisterten mich. Ich hatte vorher noch nie Neger gesehen mit den fremd wirkenden rosa Handflächen in makellos weißen Uniformen, die den Offizieren als Stewards oder Ordonnanzen dienten. Gewöhnlich wurden diese Funktionen in der Fern-Ost-Flotte von Philippinos übernommen. Der Zerstörer U.S.S. Smith-Thompson bildete eine Ausnahme, da er erst kürzlich vom Atlantik hierher beordert worden war.

Ein Speigatt, auch Auswurfschacht genannt, ragte circa einen halben Meter über die Bordwand hinaus, um von da die Küchenabfälle und Essensreste in den Fluß zu schütten. Zwei oder drei Bumboote hielten sich stets in der Nähe auf, um hinzuflitzen und die Abfälle in das Boot fallen zu lassen. Die verarmten Besitzer lebten auf ihren Booten und für sie war das verschwendete Essen der Schiffsbesatzung ein Festessen. Wenn sie den Matsch in einer großen Wanne aufgefangen hatten, suchten sie das für sie genießbare heraus und wuschen es im dreckigen Wasser des Flusses und der Rest wurde getrocknet. Das ergab mehr Nahrung, als für eine Familie erforderlich und oft sogar noch genügend, um es zu verkaufen. Gutherzige amerikanische Seeleute brachten eine zusätzliche Variante in das Szenario des Abfallsammelns, indem sie den Auswurfschacht in Richtung der tiefer liegenden Boote weiter hinausschoben und dabei versuchten, gewisse Lieblingsfamilien zu bevorzugen. Keinem Boot war es erlaubt, ohne Genehmigung an einem

Schiff der Marine festzumachen. Deshalb hämmerte der Koch von innen gegen die Bordwand, bevor wieder eine Ladung durch das Speigatt ausgeschüttet werden sollte. Bei diesem Signal beschleunigten die Ruderer zum allgemeinen Vergnügen der Seeleute schreiend und fluchend ihre Schläge zu einem frenetischen Wettrudern, um der Erste an der Abwurfstelle zu sein.

Das Leben ohne Jenia war für mich zunächst eine freudige Abwechslung. Sie hatte nämlich weiterhin dazu geneigt, mich zu drangsalieren und mich dauernd herunterzuputzen. Sie war geschickt genug, um mich auch verbal zu mißhandeln. Aber nach und nach begann ich sie wirklich zu vermissen. Sie war eine lebhafte und humorvolle junge Frau, und es war immer irgendetwas los, wenn sie anwesend war. Die Eltern waren entweder belustigt oder verärgert über sie und resignierten bei ihren wortreichen Ausbrüchen und bei ihrer Mißachtung gesellschaftlicher Gepflogenheiten.

Weiterhin las ich die russische Übersetzung von James Fenimor Coopers Geschichten über die amerikanischen Indianer. Und manchmal ging ich stundenlang herum und sagte nichts weiter als „hugh“. Ich besorgte mir Sir Walter Scotts „Ivanhoe“ und „Quentin Durward“ und meine Phantasie wurde durch diese romantischen Geschichten über Ritterlichkeit und Kühnheit angeregt. Viele Jahre später begann ich, dieselben Romane in Englisch zu lesen. Sie langweilten mich mit ihren endlosen Beschreibungen. Der russische Übersetzer hatte nur die wesentlichen Abschnitte vollständig übersetzt und von den Beschreibungen nur das, was zum Verständnis wirklich erforderlich war. Ich muß sagen, die russische Übersetzung war viel besser als das Original.

Eines Tages fand ich ganz nah vor unserer Eingangstür einen Rikschakuli auf dem Fußbrett seines Gefährt zusammengebrochen. Es war ein Bild der völligen Hilflosigkeit und eines großen Schmerzes. Der Absatz seines rechten Fußes war voller Blut, das aus seinen Strohsandalen heraussickerte. Keiner der vorübergehenden Chinesen schenkte ihm einen weiteren Blick. Eine typische chinesische Haltung, die von einem Glauben kommt, daß ein sich Einmischen in eines anderen Unglück einen selbst treffen würde. Als der Kuli mich da stehen sah, fing er an zu schreien und zeigte auf seinen blutenden Fuß. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihn dort einfach alleinzulassen und winkte ihm zu, zu unserer Eingangstür zu kommen. Mamachka war sofort voller Mitgefühl für den armen Mann und befahl unserem sich

sehr sträubenden Hausjungen, dem Kuli den Fuß zu waschen. Im Absatz hatte er einen tiefen Schnitt. Der Kuli muß in eine sehr scharfe Glasscherbe getreten sein, denn sie hatte seine Sandale und seinen Zentimeter dicken Fußballen aufgeschlitzt. Damals gab es nichts anderes als Jod, ein brennendes Allzweck-Desinfektionsmittel. Der arme Mann mußte die Schmerzen aushalten. Mama ließ dann den Hausjungen einen Verband anbringen. Der dankbare Kuli drückte seinen Dank dadurch aus, daß er die Hand mit einer Geste des Bettelns ausstreckte.
„Sieh da," sagte Mamachka, „nach alledem was wir für ihn getan haben, bittet er noch um Geld. Diese Leute können nie genug bekommen."
Der Hausjunge meinte: „Nein, Frau, nicht geben Geld. Er nicht gut, er will zu viel." Er beschimpfte den Kuli und forderte ihn auf, zu verschwinden. Der Mann verließ uns langsam humpelnd und mit Schmerzen. Mir tat er immer noch leid und meine Mutter überdachte zweifelnd den Ablauf des Geschehens. Impulsiv rief sie den Mann zurück und gab ihm zwei Dollar, ein königlicher Betrag für einen Rikschakuli. Der Hausjunge hielt sich im Zaum und verschwand vor sich her murmelnd. Ein Bild der Entrüstung.

Meine Mutter meinte zu mir: „Nun Alik, mag sein, wir sind blöd, aber fühlst Du Dich nicht ebenfalls besser, nachdem wir ihm etwa gegeben haben?"
„Oh ja, Mamachka, ja, ich fühle mich wohler."

Der Rikschakuli war in Schanghai so ziemlich das Letzte, was es im menschlichen Leben gab. Er war gewöhnlich ein dummer, des Schreibens und Lesens unfähiger Bauer, der nicht in der Lage gewesen war, in seinem Dorf zu überleben und vor lauter Verzweiflung dann in die große Stadt geflohen war. Er mußte die Rikscha täglich neu mieten und bezahlte die Leihgebühr von seinem mageren Verdienst. Wenn jemand ihn betrog, hatte er keinen gesetzlichen Rückhalt. Gewöhnlich kannten sie weder die Verkehrsregeln noch die Bestimmungen für den Betrieb von Rikschas und verärgerten dadurch die Polizei. In der internationalen Zone waren die Polizisten gewaltige Turbane tragende Sikhs aus Indien und in der französischen Zone winzige Vietnamesen mit schwarzen Zähnen. Beide, Sikhs und Vietnamesen, verachteten die Chinesen, wobei die vietnamesische Polizei feindlicher gesonnen war, wegen seit alters her bestehender Feindschaft zwischen Vietnam und China. Beide waren sehr schnell, um ihren Ärger mit dem Schlagstock an diesen wehrlosen Kulis auszulassen. Schlimmer noch, als diese Schläge, war für diese Kulis die Alternative, nämlich zusehen zu müssen, wie der

Verkehrspolizist das Metallnummernschild vom Fahrgestell der Rikscha abreißt. An und für sich war die Polizei angehalten, die Nummernschilder mit einem Schraubenzieher abzuschrauben, aber gewöhnlich benutzten sie ihren Schraubenzieher als Brechstange, wobei sie beides, Nummernschild und Rikscha, beschädigten. Die Kulis mußten die Rikscha zum Ausgabehof zurückbringen und für beides bezahlen, für den Schaden und für die Ausfallzeit, bis die Genehmigung wieder erlangt war. Das war eine Summe, die mehrere Tage Arbeit mit einem leeren Magen bedeutete, bevor er wieder für sich selbst Geld verdienen konnte. Es war keine Seltenheit, einen dieser bemitleidenswerten Männer vor einem Polizisten knien zu sehen und darum zu betteln, das Nummernschild nicht abzureißen.

Die einzigen Rikschajungen, sie wurden bewußt nicht Kulis genannt, die ein annehmbares Leben führen konnten, waren die, die angeheuert wurden, um private Rikschas für reiche Chinesen oder ausländische Familien zu ziehen. Diese Männer waren jung und flink und deren Rikschas bestens ausbalanciert. Sie beförderten ihre Herren von den Vororten zu den Büros in der Innenstadt schneller als irgendein Auto sich durch die Straßen dieser Stadt durchwursteln konnte.

Am Anfang hatte ich mit den Rikschakulis und den zahllosen Chinesen, die Armut, Elend und Ungerechtigkeit erdulden mußten, Mitleid. Aber mit der Zeit entwickelte ich, wie auch fast alle anderen Ausländer, ein blindes Auge, ein taubes Ohr und ein verschlossenes Herz, was die Unmengen von Chinesen betraf. Nicht nur ihre Massen waren überwältigend, sondern eine einzelne Person konnte wirklich nichts machen, um diese Situation zu ändern oder irgendetwas zum Besseren zu bewegen. Es war offensichtlich, daß die angeborene gegenseitige Gleichgültigkeit gegenüber dem Elend des anderen oft in eine unbegrenzte Grausamkeit abglitt – ein kaum geeignetes Verhalten, um das Mitleid bei den Außenstehenden aufkommen zu lassen. Die Stadtverwaltung scheute sich, irgendwelche Wohlfahrtsunterstützung einzuführen, weil sie genau wußte, daß sofort ein unkontrollierbarer Andrang von auswegslos Armen auf diese Vergünstigungen einsetzen würde. Die Mitglieder der ausländischen Gemeinden vertraten verständlicherweise die Ansicht, daß sich die Chinesen selbst um ihre Volksangehörigen kümmern müßten und nichts getan werden sollte, wodurch noch mehr Chinesen in die ohnehin überbevölkerte Stadt gelockt werden könnten. Daher lebten die Europäer ihr eigenes Leben, unberührt von der einheimischen

Bevölkerung und deren Problemen, bis auf die unvermeidlichen Kontakte, wie Dienerschaft, Händler und Geschäftsinhaber.

Im Herbst 1923 meldeten mich meine Eltern bei der deutschen Schule an, wohl, weil sie gemerkt hatten, daß mich die französische Schule nicht viel weiterbrachte. Die Kaiser-Wilhelm-Schule diente der deutschen Gemeinde. Ich war der einzige nicht-deutsche Schüler in dieser Bastion deutscher Kultur. Mein unüberhörbar deutscher Name und der Titel meines Vaters haben mir zweifellos die Tür geöffnet. Die Schule wurde von allen anderen Nationen gemieden, da es nur fünf Jahre nach dem Ersten Weltkrieg war. Daran muß dabei gedacht werden. Und die Deutschen wurden von fast allen verachtet. Hier und da gab es immer noch Schilder mit der Aufschrift "Für Hunde und Deutsche verboten". Deutsche wurden in den Clubs, sozialen Einrichtungen oder bei politischen Aktivitäten nicht gerne gesehen. Die meisten dort lebenden Deutschen waren Geschäftsleute und deren Familien waren bemüht, deutsche Importe bekannt zu machen.

In der Kaiser-Wilhelm-Schule war ich zufriedener, hauptsächlich, weil es dort diese Anfeindungen nicht gab, wie ich sie in der französischen Schule ertragen mußte. Ich war nicht länger mehr der "schmutzige Russe".

Etwas sehr Merkwürdiges geschah dort, was ich kaum erklären kann: Ich hatte keine Probleme Deutsch zu sprechen. Wirklich, ich war vertraut mit seinem Tonfall, weil meine Eltern bei ihren Unterhaltungen öfters Deutsch sprachen, aber ich glaube, ich selbst hatte niemals vorher Deutsch gesprochen. Jedoch nach dem Eintritt in diese Schule sprach ich nach ungefähr einem Monat fließend deutsch.

Es ging in dieser Schule höchst diszipliniert und konsequent zu, ohne irgendwelche unnötigen Schnickschnacks, da die kleine Gemeinde, durch die sie gefördert wurde, finanziell recht knapp war. Deutschland, ausgeblutet durch den Krieg und die Reparationskosten, war politisch aufgewühlt durch eine der härtesten Inflationen in seiner Geschichte. Kein Wunder, daß die Schule den tief sitzenden Wunsch der Menschen, die Würde wieder zu erlangen, berücksichtigte, und ihre ganze Hoffnung für die Zukunft in die Ausbildung und Erziehung ihrer Kinder setzte. Sie bot keinen Sport an, keine Wahlfächer und keine Art von Veranstaltungen außerhalb des Lehrplans. Ihre stärksten Fächer waren Englisch und Literatur. Ironischerweise ist es ein deutscher Lehrer

gewesen, der mir den englischen Straßenjargon, den ich irgendwo aufgeschnappt hatte, abgewöhnte, mich ermunterte, Englisch zu lesen und mir den Sinn für den richtigen Sprachgebrauch verständlich machte.

Unser Mittagessen brachten wir mit in die Schule. Ich war immer ein stets hungriger Junge und normal belegte Brote reichten mir nicht. Daher schnitt ich einen französischen Laib Brot in die Hälfte und pulte das weiche Zeug heraus, schmierte das Innere mit Butter oder Schmalz ein, füllte das Ganze mit geschnittenem übrig gebliebenen Braten und stopfte das weiche Zeug wieder in den restlichen, noch leeren Teil der Aushöhlung. Die Kinder lachten alle über mich, aber ich bin sicher, sie wünschten sich, auch soetwas zu haben. Eines Tages kam ein Lehrer gerade als ich mein Spezialgericht vertilgte vorbei. Er wollte nicht glauben, was er da sah und forderte mich auf, mit ihm ins Lehrerzimmer zu kommen, um den anderen Lehrern zu zeigen, was ich da aß. Ich befürchtete verspottet zu werden, aber alle waren nur höchst amüsiert darüber. Sie wollten nicht so ohne weiteres glauben, daß ich das alles vertilgen könne und luden mich ein, mit ihnen zu essen und gaben mir Milch, um das Ganze leichter hinunterspülen zu können. Selbstverständlich schlang ich alles ohne Mühe hinunter und genoß den Vorzug dort sein zu dürfen und die amüsierte Aufmerksamkeit, die mir diese netten Menschen zeigten. Diese Episode verlieh mir einen Bekanntheitsgrad und einen Status, den ich damals dringend benötigte. Mein Russischsein und mein unvollständiges Deutsch beeinflußten nicht die Haltung der anderen Kinder mir gegenüber. Deren Eltern müssen es jedoch anders gesehen haben, denn ich bin niemals in das Haus eines Klassenkameraden eingeladen worden.

Bei einer vaterländischen Versammlung in der Schule wurde mir mein oberflächliches Verständnis für eine nationale Zugehörigkeit bewußt. Da war ein Akkordeonspieler in Lederhosen – „shorts“, wie ich sie noch nie bei einem beleibten erwachsenen Mann gesehen hatte. Da sah man lustige Tirolerhüte mit Federbüscheln wie eine Bürste auf der Seite und Damen in fröhlich bunten Dirndln. Die Festivität begann, indem alle achtungsvoll aufstanden und die deutsche Nationalhymne sangen. Ich hatte sie bisher noch nicht gehört und konnte mich daher nicht daran beteiligen. Die Eingangsworte machten mich jedoch sehr betroffen: „Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt“. Unsere russische Hymne war ein Gebet mit der Bitte, Gott möge den Zar schützen. Ihre Melodie war von der britischen Hymne entlehnt, die ebenfalls um Gottes Schutz für den Souverän bittet. Die französische

Nationalhymne feiert die glorreichen Tage des Landes, als die Parolen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausgerufen wurden. Die Deutschen schienen die Einzigen zu sein, die sich über alle anderen erhoben. Das gab mir ein unbehagliches Gefühl, da ich zweifelsfrei wußte, daß Rußland von allen diesen das größte Land war.
(Anmerkung des Übersetzers: Es fällt mir schwer, eine derartige Fehlinterpretation unserer Nationalhymne aus der Feder eines so klugen und welterfahrenen Menschen zu übersetzen und niederzuschreiben.)

Weitere Lieder und manche Art von Spaß folgten der Hymne, das meiste davon in bayerischem Dialekt, für mich völlig unverständlich. Aber ich kam zu meinem Recht, als das Essen gereicht wurde. Kartoffelsalat, eine Unmenge an Würsten, saure Gurken und Hering waren mir bekannt, aber erstmals kostete ich den Höhepunkt deutscher Wurstherstellungskunst – die Leberwurst. Diese fette, cremige Wonne auf selbst gebackenem Brot findet kaum seinesgleichen. Der Abend, bis dahin war es für mich etwas schwierig, war nun völlig anders und für mich unvergeßlich. Ich amüsierte mich köstlich.

Ich fragte meine Mutter, warum sie nicht mit mir gekommen sei und sie antwortete: „Warum soll ich dorthin gehen und mir die Prahlerei der Deutschen über sich selbst anhören? Sie töteten Millionen Russen während des Krieges und gaben der Giftschlange Lenin sicheres Geleit durch ihr Land, damit er die Revolution schüren und Chaos in unserem Land verbreiten konnte."
„Aber Mamachka, wenn Ihr die Deutschen nicht leiden könnt, warum habt Ihr mich dann auf deren Schule geschickt?"
„Nun, Papachka meinte, sie hätten die besten Schulen, und daß Du bei ihnen eine Menge lernen würdest. Sie sind strikt und das ist gut für Dich."
„Ich habe auch nicht das Mindeste dagegen, Mamachka. Es ist dort viel besser als auf der französischen Schule."

14. Kapitel

Tragödie

Die Ehe meiner Schwester mit Ralph Hunt driftete in einen Status von Mißverständnissen und von Disharmonie. Ralph war so lange Zeit auf See, daß Jenia sich in ihrem Hotelzimmer langweilte und sich mehr als Mätresse denn als Ehefrau fühlte. Sie konnte nicht mehr in den französischen Club gehen, nicht einmal mit Vera. Und es stand absolut außerhalb jeder Frage für sie, sich mit einem anderen Mann zu treffen. Beide, Ralph und Jenia realisierten diese gefährlichen Anzeichen und Ralph entschied, daß Jenia nach Chikago zu seiner Familie gehen und dort bleiben sollte. Seine Schwester war in etwa in Jenias Alter. Er dachte, daß das Erlebnis der Reise und der Reiz des sehr opulenten Lebensstils seiner Eltern könnten dazu beitragen, daß Jenia geduldig die derzeitigen Umstände ertragen würde und damit die Ehe zu retten sei. Sie sollte sich mit Marisha in San Francisco treffen. Von meiner Mutter hatte sie einen verschlossenen Brief mitbekommen, indem sie Marisha bat, Jenia zu beeinflussen, nicht so ungestüm und intolerant zu sein. So verließ uns Jenia kurz nachdem wir in die Rue de Lafayette gezogen waren und fuhr in die Vereinigten Staaten.

Wir alle verabschiedeten sie auf der „President McKinley“. Die *American President Line* hatte mehrere Passagierschiffe im Liniendienst auf dem Atlantik, alle hatten Namen ehemaliger Präsidenten. Damals und noch Jahre später hatten diese Schiffe den Ruf, die besten und luxuriösesten Passagierschiffe auf diesen Routen zu sein. Jenia fuhr in der Ersten Klasse und wir waren geradezu geblendet von der Größe des Schiffes, von der geräumigen Kabine, dem wunder-schönen Speisesaal und all den anderen verschwenderisch ausgestat-teten Einrichtungen. Dieses Schiff war wirklich in keiner Weise vergleichbar mit unserem kleinen Dampfer „Simbirsk“ auf den Fahrten nach Nagasaki und dann nach China, von dem ich damals dachte, es sei das beste Schiff auf allen Meeren.
Jenia war ganz hingerissen vom Luxus auf der „President McKinley“. Sie hatte bereits einen „Champagnergeschmack“ entwickelt - oder besser gesagt, ich glaube, sie war damit schon geboren worden, da sie ihr Leben lang immer das Beste forderte und auch meistens bekam.

Als sich die Zeit des Auslaufens näherte, ging ein Steward durch die Decks, schlug laut auf einen Gong und rief: „Alle Besucher von Bord!“ Inmitten der Umarmungen, dem Küssen und dem tränenreichen Abschiednehmen, mit Mamachkas wiederholtem Kreuzzeichen über Jenia, blies das Schiffshorn mit einem tiefen, sonorem Ton, dessen Resonanz die ganze Welt zu erschüttern schien und noch tief in den Herzen und Seelen seinen Nachklang fand.

Das Leben in der Rue de Lafayette brachte meinen Eltern eine ruhige und friedliche Zeit und ich war voll beschäftigt mit meinem Deutsch- und Englischlernen und las jedes Buch, das ich irgendwo finden konnte. Ich hatte keine Freunde in meinem Alter, aber genoß die neue Geborgenheit in unserer kleinen Familie. Es war wohltuend, meine Mutter so entspannt und frohgemut zu sehen und meinen Vater zufrieden, wieder der Ernährer der Familie zu sein, was ihm wieder seinen Selbstrespekt zurückgab.

Wenn uns russische Freunde besuchten, endeten die Gespräche unweigerlich bei den „guten alten Zeiten“. Admiral Timireff war einst Kommandant auf der Privatyacht des Zaren gewesen und ergötzte uns mit intimen Liebesgeschichten aus der kaiserlichen Familie, mit der er offensichtlich sehr verbunden gewesen war. Er erfreute sich bei allen die ihn kannten aufgrund seines Dienstgrades, seiner früheren Vertrautheit mit dem Zaren und dessen Familie und wegen seines Rufs als Gelehrter eines hohen Ansehens. Es wurde ihm nachgesagt, er beherrsche Englisch so gut, daß er es fließend lesen könne und er hätte einige Shakespeare’sche Schauspiele in die russische Sprache übersetzt. Da er jedoch die Sprache nur aus Büchern und Lexika erlernt hatte, konnte er sie nicht sprechen, denn seine persönliche Eigenart der Betonung machte ihn für andere unverständlich.

„Und sieh mich an,“ sagte er, „ich trage eine Uniform, nicht die meiner geliebten russischen Marine, sondern eine Clownsuniform, und stehe vor dem Eingang zum Astor Hotel und rufe nach einem Taxi für neureiche Geschäftsleute und deren vulgäre Frauen.“

„Nun, Eure Exzellenz,“ argumentierte jemand, „sind wir nicht alle in der gleichen Situation? Wie Sie wissen, bin ich Oberst im mächtigen Preobraschinski Regiment, und hier fahre ich jetzt eines der Taxis, die Sie heranwinken. Irgendwie müssen wir leben. Sie verdienen ein großes Kompliment, Exzellenz. Wie viele unserer Landleute kennen wir doch,

die sich noch nicht einmal bemühen, eine Beschäftigung zu finden." Irgendjemand kommt dann zum Schluß, daß diese Situation sicherlich nicht ewig andauern wird. „Gestern hörte ich," sagte einer, „daß in unserem armen Land die Hungersnot grassiert, und daß die Regierungen von Frankreich, England und Amerika langsam Druck auf die Bolschewiken ausüben. Mit Sicherheit, wenn wir nur durchhalten, gehen wir 1926 oder 1927 alle wieder zurück in unsere Heimat und bringen die Dinge wieder in Recht und Ordnung." Und wendete sich meinem Vater zu und fragt: „Nun, Baron, was meinen Sie dazu?"
Meinem Vater wäre es lieber gewesen, er wäre nicht gefragt worden. Es fiel ihm sehr schwer, sich zu verstellen – er war eben kein Höfling und auch kein Diplomat. „Ich bin mir nicht sicher," gab er zur Antwort, „ich kann nur sagen, wenn wir die Möglichkeit bekommen, mit Ehren zurückzukehren, wäre das eine feine Sache. Bis dahin sollten wir uns das bestmögliche Leben einrichten, genau so, wie wir es hier machen."

Als die Gäste gegangen waren, sagte er zu Mamachka: „Sofochka, ich bin es müde, den utopischen Träumen unserer Landsleute von der Rückkehr in unser Vaterland weiterhin zuzuhören. Können sie wirklich nicht realisieren, daß, wenn eine solche Möglichkeit eventuell eintreten sollte, wir unser Rußland fürchterlich verändert vorfinden würden, so voller Bitternis durch den Bürgerkrieg, daß das Leben unerträglich sein würde? Wenn sie die Hälfte der Energie, die sie für die Diskussion über die „guten alten Zeiten" verschwenden, für eine Zukunftsplanung verwenden würden, wären wir besser dran."

Nach einer dieser Unterhaltungen sah sich meine Mutter gezwungen, ihn ein bißchen ins Gebet zu nehmen. „Ja, Werner, ich weiß," antwortete sie, „Aber ich meine, Du solltest etwas vorsichtiger mit dem sein, was Du sagst. Madame (Krasheninikoff) berichtete mir vor einigen Tagen, einige meinen, Du würdest wohl mit den Deutschen sympathisieren, da Du Deinen Sohn auf die deutsche Schule schickst. Patrick (Kapitän Krasheninikoff) besteht darauf, daß seine Kinder, Moosia und Serejia, auf die neue russische Schule gehen, die jetzt beginnen wird, damit sie nicht ihre Herkunft vergessen. Madame meinte, sie werden dort auch Englisch lehren."

Es war ziemlich deutlich, Mamachka war nicht so sehr überzeugt, daß mein Besuch der deutschen Schule etwas Positives war. Schließlich waren die Deutschen erst kürzlich unsere Feinde gewesen und waren direkt daran beteiligt gewesen, die Bolschewistische Revolution zu

fördern. Sie war in ihrer Loyalität viel mehr Russin und teilte nicht unbedingt das weniger stark ausgeprägte Zugehörigkeitsgefühl meines Vaters.

Ich begann mehr und mehr zu erkennen, daß Papachka recht hatte. Und mit der Zeit wurde ich zunehmend ungeduldig mit unseren russischen Freunden und deren nicht enden wollenden Beschäftigung mit der „guten alten Zeit."

Ich freute mich immer auf die behaglichen Abende mit Papachka. Wir spielten Dame, ich half ihm bei seiner Briefmarkensammlung, wir schwatzten oder bauten Häuser mit Karten. Mit seinen geschickten Händen konnte er die Karten so ausbalancieren und zusammenstellen, daß es mehrstöckige Konstruktionen wurden. Dann forderte er mich auf, eine Karte aus der untersten Reihe herauszuziehen und zu meinem Entzücken fiel das ganze Bauwerk in sich zusammen. „Du sieht daran, Alik," sagte er, „wie leicht es ist, alles zu verlieren, wie schnell alles auseinanderfallen kann bei einer fehlenden soliden Konstruktion. Wenn Du erwachsen bist und Dein eigenes Leben aufbaust, paß auf, daß Du Dir kein Kartenhaus errichtest."

Oder er zeigte mir die Tätowierung des wunderschönen chinesischen Drachens, der sich um seinen rechten Arm von der Schulter bis zum Handgelenk wand. Es war damals bei den Marineoffizieren sehr verbreitet, sich mit Tätowierungen zu schmücken. Mein Vater hatte sich den Drachen ausgewählt, weil er sinnverwandt mit unserem Namen „Drachenfels" war.

Bei einer dieser Gelegenheiten erzählte er uns von einem Kameraden, der ganz begeistert von dieser Form der Kunst gewesen war und eine Tätowierung auf dem Rücken hatte mit der Szene einer Fuchsjagd mit Reitern und Hunden, „die seinen Buckel ganz hinunter ritten über zwei Hügel hinweg, während der flüchtige Fuchs aus seinem Fuchsbau spähte." Und er lachte herzhaft.

Mamachka sagte: „Werner, bitte nicht in Anwesenheit des Jungen."

Natürlich wollte ich wissen, wo ein Mensch einen Fuchsbau auf dem Rücken haben könnte. Mein Vater lachte schallend und sagte mit Augenzwinkern: „Jeder hat einen Fuchsbau zwischen zwei Hügeln, auch Du hast einen. Du sitzt gerade darauf."

Mein Vater, damals etwa 46 Jahre alt, liebte es, zu essen. Eines seiner Lieblingsgerichte waren in Butter geschwenkte Spaghetti mit gehacktem Rindfleisch. Das war ein sehr trockener Mischmasch und sicherlich nicht besonders ausgefallen. Wir beide liebten es und konnten irre Mengen von diesem uns besonders wohlschmeckenden Gericht verdrücken. An einem kalten, friedlichen Abend im Januar 1924 sahen Papachka und ich wieder einmal einem solchen Festessen entgegen. Mamachka erschien mir an jenem Tag irgendwie unruhig zu sein, aber jetzt, als es Abend wurde, wurde auch ihre Stimmung wieder besser. Als sie uns eine riesige Schüssel mit Spaghetti und Rindfleischsoße servierte, meinte sie: „Also, meine Herren, eßt nicht zu viel!“

Natürlich nahmen wir uns das Recht heraus die ganze Schüssel zu verputzen. Bald nach dem Essen klagte mein Vater über Bauchschmerzen. Mamachka sagte dazu: „Da siehst Du, Werner, ich riet Dir, nicht zu viel zu essen. Wirklich, manchmal habe ich den Eindruck, Du bist nicht älter als Dein Sohn.“

Wir legten uns hin, aber seine Schmerzen wurden zunehmend schlimmer. Mamachka bekreuzigte sich und rief aus: „Mein Gott, ich wußte es, ich wußte es! Ich wartete den ganzen Tag darauf, daß etwas passiert. Alik, vor genau einem Jahr fiel das Bild von der Wand herunter. Gott schütze Papachka. Wir müssen für ihn beten. Knie nieder mit mir und bete.“
Ich kniete hin, aber wußte nicht so recht, was ich sagen sollte. Sie betete leise vor sich hin, und so entschied ich mich, das Gleiche zu tun, wurde aber von Papachkas Stöhnen wegen der heftigen Schmerzen abgelenkt. Er wurde ganz blaß und seine Gesichtszüge waren angespannt und vor Schmerz ganz verzerrt.

Mamachka grübelte: „Was kann ich nur machen, um ihm zu helfen? Woher können wir Hilfe erhalten? Dies ist nicht ein einfaches Bauchweh, und dennoch will ihm kein Aspirin geben. Alescha, bitte lauf zu Herrn Stokes, dem Hausbesitzer. Er ist der Einzige hier in unserer Nähe, den wir kennen und er hat auch ein Telefon. Möglicherweise kann er den Doktor rufen. Bitte sprich mit ihm, aber lauf schnell, bitte ganz schnell. Sag ihm, er möge uns einen Doktor beschaffen. Nun lauf, Alescha, lauf!“
Ich erinnere mich, daß Herr Stokes einen Doktor anrief und dann zu unserer Wohnung ging. Ich sollte bei seiner Familie bleiben. Mit Frau Stokes, die eine Eurasierin war, hatte ich ein gutes Verhältnis und ich

hatte einige Male mit ihren fünf kleinen Kindern gespielt. So fühlte ich mich in deren Gesellschaft gut aufgehoben. Herr Stokes kam zurück und berichtete, daß mein Vater mit der Ambulanz in das französische Krankenhaus gebracht worden sei und meine Mutter bei ihm sei. Ich sollte die Nacht über bei den Stokes bleiben, da der Doktor meinte, daß er meinen Vater wohl sofort operieren müsse.

Am nächsten Morgen bekam ich bei Stokes mein Frühstück, und dann brachten sie mich nach Hause mit der Maßgabe, daß ich an dem Tag nicht zur Schule gehen müsse. Die Wohnung war bis auf die chinesischen Hausangestellten leer, die nur lustlos ihren Pflichten nachkamen, schwerfällig und mit langen Gesichtern. Sie spürten, daß wir in einer Krise steckten. Da lag ein allumfassendes Gefühl der Schwermut in der Luft, eine ungewohnte, schweigsame Atmosphäre, die mir das Herz abzuschnüren schien.

Später am Vormittag war die Ankunft von Rikschas zu hören und meine Mutter kam in Begleitung von Patrick und Madame ins Haus. Ich habe meine Mutter niemals wieder in der Verfassung gesehen wie damals. Sie befand sich in einem tiefen Schock. In ihren Augen war eine leere Starre und sie hat mich wohl gar nicht wahrgenommen. Es fiel zunächst kein Wort und die Krasheninikoffs brachten sie in ihr Schlafzimmer. Madame blieb bei ihr, der Kapitän gab mir einen Wink, mich mit ihm hinzusetzen. Die Hausangestellten standen da mit großen Augen und dem Ausdruck des Mitgefühls und Mitleids mit mir, da sie merkten, daß ich mit meiner Unwissenheit und Unerfahrenheit als zwölfjähriger Junge nicht erkannte, was in der letzten Nacht Endgültiges geschehen war.

Patrick sagte zu mir. „Alexej, der Arzt hat Deiner Mutter eine nervenberuhigende Medizin gegeben. Sie wird wahrscheinlich jetzt für eine Weile schlafen, zumal sie die letzte Nacht überhaupt keinen Schlaf bekommen hat.“ Er machte eine Pause, unendlich traurig aussehend, und fuhr dann fort, so als ob er vor sich hin sinnieren würde: „Dein Vater und ich waren über viele, viele Jahre befreundet. Wir waren zusammen als Fähnriche auf der Marine-Akademie. Wir waren Bordkameraden, als der Zerstörer von den Japanern unter uns versenkt wurde. Er war es, der mich damals meiner Frau vorgestellt hat. Wir teilten uns eine Zelle, als wir in Wladiwostok gefangen genommen worden waren und uns auf den Tod durch ein Exekutionskommando vorbereiteten. Oh ja, wir haben sehr gute und auch sehr schlimme Zeiten gemeinsam erlebt – ein Menschenalter voller Ereignisse haben wir

zusammen erlebt, und ich wüßte niemanden, den ich lieber in schweren Zeiten an meiner Seite hätte. Und nun ist er von uns gegangen." Er unterbrach voller Ergriffenheit sein Reden.

Ich verstand nicht, was er meinte, denn das Papachka tot sein könnte, kam mir gar nicht in den Sinn. So flüsterte ich nach einer Weile: „Wo ist er hingegangen?"

Patrick nahm mich wieder wahr und sah mich mit Augen voller Tränen an und sagte dann ganz unverblümt: „Dein Vater hat die Operation nicht überstanden und ist in der Nacht gestorben."

„Du meinst, er kommt nie mehr zurück?"

„Ja, Alesha, er wird nie mehr zurückkommen."

Es fiel mir schwer, die ganze Bedeutung von dem zu erfassen, was er mir da soeben gesagt hatte. Die Endgültigkeit des Todes ist schwer zu begreifen, insbesondere wenn alles so schnell geht. Papachka war gestern noch dagewesen, fröhlich, warmherzig – mein Vater. Mein eigener Vater! Und nun sollte er nicht mehr zurückkommen. Ich sollte ihn niemals mehr sehen können. Er war doch bisher immer zurückgekommen. Und jetzt ... nie mehr?

Nach und nach kamen die Menschen, nachdem die Nachricht in der russischen Gemeinde bekannt geworden war. Onkel Arnold mit Vera und Dora, Admiral Timireff, Moosia und Serejia, die Grosse Familie, und noch viele andere, die ich nicht kannte. Sie sprachen mit leiser Stimme, viele von ihnen leise vor sich hin weinend. Sie umarmten mich ein oder zwei Mal und küßten mich, mit ihren nassen Wangen die meine berührend. Ich wünschte mir, sie würden mich alle verlassen. Ich wollte alleine sein. Ich war mehr ärgerlich als traurig und irgendjemand sagte: „Seht Euch diesen tapferen Jungen an, wie er das Weinen zurückhält."

Das machte mich noch ärgerlicher. Mamachka ließ sich nicht sehen. Madame erzählte jedem, daß sie mit einem Mittel, das ihr der französische Doktor verabreicht habe, ruhiggestellt worden sei damit sie Ruhe und Schlaf finden könne. Im Grunde waren sie alle wohlmeinende Menschen, die ihr Mitgefühl zeigten und ihre Trauer über den Heimgang eines Freundes zum Ausdruck bringen wollten. Aber mir erschienen sie wie Eindringlinge, die sich in etwas sehr Persönliches

einmischten, in etwas, was ich nicht verstehen konnte und worüber ich nachdenken wollte. Auch war ich über Mamachka besorgt, weil sie für mich auch irgendwie verschwunden war.

Mamachka kam in einem Morgenmantel aus ihrem Schlafzimmer mit einem geistesabwesenden Blick und unordentlichen Haaren. Sie wirkte seltsam in sich selbst versunken. „Sind sie alle gegangen?“ fragte sie und zog sich wieder in das Schlafzimmer zurück.

Madame veranlaßte, daß der Koch uns Essen zubereitete und verließ uns, um sich um ihre eigne Familie zu kümmern, mit der Zusage, am nächsten Morgen wieder nach uns zu sehen. Meine Mutter weigerte sich zu essen, und das erste Mal in meinem Leben spürte auch ich keinen Appetit. Der Koch kam mit dem Hausjungen an seiner Seite aus der Küche und sagte zu mir: „Jungel Hell, wil sehr tlaulig wegen Papa ... el gegangen zu Chlistengott. Dein Papa ein sehl gute Mann, viel ihn lieben. Ich Bimeby und Junge machen Läucherstäbchen fül Deinen Papa fül gute Fahlt in andele Welt. Sehr tlaulig, junger Hell. Du erzählen Flau, ich und Junge sehl tlaulig.“ Und mit traurigen Mienen zogen sie sich wieder in die Küche zurück.

Plötzlich fühlte ich mich fürchterlich alleine und verlassen und schlich mich auf Zehenspitzen zum Schlafzimmer meiner Eltern. Als ich die Tür öffnete, knarrte die Klinke und meine Mutter drehte ihr Gesicht müde in den Lichtstrahl, der durch den Spalt hereinschien. Vor dem hellen Hintergrund sah sie mich dort stehen. Ich wollte so sehr gerne zu ihr gehen, war aber auch bereit, mich zurückzuziehen, falls sie mich nicht wahrnehmen würde.

Sie rief mir zu: „Alesha, mein lieber kleiner Junge, mein Engelskind, komm her, verzeih mir. Ich habe nur an mich gedacht, komm zu mir, Liebling.“

Ich lief zu ihr, als sie sich im Bett aufsetzte und sie umarmte mich und drückte mich gegen ihren weichen Busen und beugte uns beide leise weinend vor und zurück. Eine große Aufwallung von Gefühlen erfüllte mich und ich konnte endlich weinen.

Plötzlich sagte sie: „Ich muß Dir etwas zu Essen machen. Ich habe Dich ganz vernachlässigt. Wie spät ist es denn? Ich habe jedes Gespür für Zeit verloren.“

„Mach Dir keine Sorgen, Mama, ich habe gegessen. Madame hatte es angeordnet. Und der Koch bat mich, Dir zu sagen, daß sie heute Abend Räucherstäbchen für Papa anzünden würden, damit er eine gute Reise zu unserem Christengott hätte."

Durch ihre Tränen lächelnd, meinte sie. „Die Chinesen können manchmal richtig süß sein, und fuhr fort: „Alesha, würdest Du gerne heute Nacht hier bei mir schlafen? Es wäre doch gut, zusammen zu sein, meinst Du nicht? Geh, zieh Dir den Schlafanzug an, und vergiß nicht, Dich zu waschen, und komm schnell wieder her."

Als ich in ihr Bett kroch, überflutete mich ein derartiges Gefühl der Erleichterung, daß ich bereits eingeschlafen war, bevor sie sich fertiggemacht hatte und zu mir kam.

Am nächsten Morgen weckte sie mich sehr früh. Draußen war es noch gar nicht richtig hell.

Sie sagte in einem sehr dringlichen Ton: „Steh auf, Alesha, und zieh Dich schnell an. Wir müssen ins Hospital gehen um sicher zu gehen, daß Papa wirklich von uns gegangen ist. Es würde schlimm, sehr schlimm, fürchterlich schlimm sein, wenn der Doktor einen Fehler gemacht hätte und er, Gott verzeih mir, lebendig begraben würde."

„Aber, Mamachka, was kannst Du denn machen? Wie willst Du denn so etwas feststellen?"

„Frag einfach nicht so viel. Zieh Dich schnell an. Ich bin schon fertig."

Sie war bereits fertig angezogen und ging erregt den Flur auf und ab. Und das ging so weiter, während ich mich beeilte, um in die Kleider zu kommen.

„Dies ist etwas, was ich auf jeden Fall wissen muß. Ich finde mein Leben lang keine Ruhe, wenn ich es nicht ganz sicher weiß. Ich muß ganz sicher sein. Es tut mir leid, daß Du mitkommen mußt, aber ich kann es einfach nicht alleine machen. Nach all dem bist Du jetzt der Herr im Haus und ich kann sonst niemanden um Hilfe bitten. Es ist eine viel zu persönliche Angelegenheit und ich bitte Dich, mir zu versprechen, niemals irgendjemandem davon zu erzählen. Jetzt geh nach draußen und hole zwei Rikschas heran."

Im Hospital hatte sie Probleme zu erklären, daß sie ihren verstorbenen Ehemann sehen wolle. Endlich verstand sie ein Wärter von der Leichenhalle und sagte: „Ja, Madame, ich verstehe. Sie möchten die Leiche ihres Mannes sehen."

Ich war entsetzt, daß er das Wort „Leiche" benutzte. Es war wie ein Schock für mich, daran zu denken, daß von meinem Vater nicht mehr als eine Leiche übrig geblieben sein soll. Der Wärter brachte uns in einen sehr kleinen, kalten Raum und dort lag mein Vater, angezogen mit einem Morgenrock, auf einem hohen Tisch. Seine klaren Gesichtszüge hatten die schreckliche aschgraue Farbe des Todes, sein Bauch war gräßlich aufgedunsen. Mama holte eine Nadel aus ihrem Portemonnaie und stach damit ganz behutsam in die Hand meines Vaters. Sie forderte mich auf, ganz genau zu beobachten und wiederholte mehrfach das Stechen. Da kein Blut herauskam, war sie sich sicher, daß kein Fehler gemacht worden war.

Die Russen beschäftigten sich sehr mit Leid und Tod, besonders in den damaligen unruhigen Zeiten. Ich habe von mehreren voreiligen Beerdigungen gehört, die überarbeiteten Ärzten und Krankenschwestern angelastet wurden und Geschichten von exhumierten Körpern aufgrund hysterischen Nachdrucks von Ehefrauen oder Müttern, die geträumt hatten oder es wegen sonstiger Anzeichen forderten. Man sagt, daß die Fingernägel und Haare weiter wachsen würden und in einigen Fällen Anzeichen eines Strampelns im Sarg zu sehen gewesen wäre. Heute wissen wir, daß die Fingernägel und Haare noch eine Weile nach dem Tod weiterwachsen. Die Geschichten von Kämpfen im Sarg beruhen wohl auf Übertreibungen. Jedoch ist es verständlich, daß Mutter, traurig, noch im Schock und benommen von den Medikamenten, die Möglichkeit nicht unbeachtet lassen konnte, daß ihr geliebter Ehemann, wenn auch sehr unwahrscheinlich, noch am Leben sein könnte. Und dabei war wohl auch der Schimmer einer Hoffnung, daß alles auf einem Fehler beruhte und sie mit einem Nadelstich die ganze Tragödie auslöschen könnte.

Mein Vater ist an einem Darmverschluß gestorben. Meine Mutter behauptete immer, die französischen Ärzte hätten die Operation vermasselt. Jeder stimmte ihr zu. Es schien einfach nicht möglich, daß ein gesunder Mann, der noch niemals vorher Unterleibsprobleme gehabt hatte, eine Darmoperation nicht übersteht. Wir haben nie eine Rechnung

vom Hospital für die Pflege oder für die Operation erhalten. Auch bekamen wir niemals eine Erklärung darüber, was damals geschehen ist. Mamachka sagte gewöhnlich: “Zumindest hatte der Schlachter den Anstand, mich nicht für seine Unfähigkeit bezahlen zu lassen.“

15. Kapitel

Die Privatpension

An die nächsten paar Monate habe ich keine Erinnerungen mehr, obwohl diese kurze Zeitspanne für unser weiteres Leben sehr einschneidend war. Ich kann nur annehmen, daß der seelische Schock für mich so gravierend war, daß ich ihn nicht verkraften konnte und mein Gedächtnis unbewußt alles abblockte.

Die Szene wechselt sehr abrupt in meinen Erinnerungen, wie in einem modernen Film, hin zu einer Privatpension im Besitz meiner Mutter, die auch von ihr geführt wurde. Es war ein dreigeschossiges Gebäude mit circa zwölf Zimmern, jetzt wieder an der Joffre Avenue, jedoch in einem fast schon als Villengegend zu bezeichnenden Teil des französischen Viertels gegenüber dem Französischen Club. Wie sie das gemacht hat, die Miete zu bezahlen, die Räume zu möblieren, die unzähligen Dinge zu besorgen, die notwendig sind, um ein solches Unternehmen zu beginnen, ist mir noch immer unvorstellbar. Außerdem mußte sie ihre Sprachprobleme überwinden. Zu jener Zeit waren ihre Englischkenntnisse noch sehr gering, da sie sehr wenig entsprechende Kontakte hatte. Zusätzlich mußte sie auch „Pidgin"-Englisch lernen, eine unwahrscheinlich vereinfachte Form der Sprache, in der man sich mit Chinesen allgemein, besonders aber mit den eigenen Angestellten unterhielt. Englisch sprechende Menschen eignen sich das Pidgin sehr leicht an, solche jedoch, die sich noch im Lernprozeß befinden, empfinden es als eine völlig andere Sprache. Pidgin mit jemand anderem, als mit chinesischen Angestellten oder Ladeninhabern zu sprechen, galt als erniedrigend und stand daher außer Frage. Mamachka hatte keine andere Wahl, sie mußte beides fließend sprechen lernen, Englisch und Pidgin.

In geschäftlichen Dingen war sie total unwissend, und während ihres Heranwachsens in einer höheren Bevölkerungsschicht hatte sie gelernt, daß es undenkbar war, mit Menschen auch nur zu verkehren, die Handel betrieben, sie verachteten „Comersanti" (Kommerz). Im Nachhinein, zumindest seit der Zeit, als ich ihren Erfolg für gesichert ansah, fand und finde ich es erstaunlich und uneingeschränkt bewundernswert, daß sie inmitten ihrer tiefsten Trauer fähig war, den Notwendigkeiten des Überlebens ins Auge zu sehen und dieses große Unternehmen in Bewegung zu setzen – wohl der einzige Weg, der sich ihr öffnete, um sich und ihre Familie finanziell absichern zu können.

Ich bin sicher, daß Onkel Arnold ihr dabei geholfen hat, denn es gab niemanden sonst, der es getan haben könnte.

Um so viel Einnahmen wie nur möglich aus den Zimmern im Haus herauszuholen, teilten Mamachka und ich uns eine sehr kleine Dachkammer mit einer schrägen Wand und einem kleinen Fenster als Schlafraum. Manchmal wachte ich nachts auf und hörte sie leise weinen. Ich wußte instinktiv, daß sie um ihren geliebten Ehemann trauerte, obwohl sie nur selten von ihm sprach, auch nicht mit mir. Ich ging dann hinüber zu ihr, um sie zu trösten. Aber sie sagte dann: „Alesha, Du brauchst Deine Ruhe und Deinen Schlaf. Geh wieder in Dein Bett. Bei mir ist alles in Ordnung."

Manchmal jedoch, wenn die Trauer sie übermannte, war sie froh, wenn ich zu ihr ins Bett kam. Dann sagte sie immer: „Dreh Dich auf den Rücken und komm ganz nah zu mir – nur für ein paar Minuten." In ihrer warmen Umarmung schlief ich sofort ein. Meine Anwesenheit muß sie getröstet haben, denn sie wurde ruhig und schlief, bis das enge Bett uns beiden hinderlich wurde und sie mich liebevoll wieder in mein Bett schickte.

Onkel Arnold zog in eines der schönsten Zimmer auf dem oberen Flur ein und brachte seine gediegenen Möbel, seine Bücher und die chinesischen Kuriositäten mit. Seine älteste Tochter Vera lebte auch eine Zeit lang bei uns und heiratete von uns aus Jacques (oder Jakob) Meyer, einen schweizer Geschäftsmann.

Vera hatte ein tragisches Leben. Ihr Mann bekam Verfolgungswahn und war überzeugt, daß die Judo-Freimaurer planen würden, ihn verschwinden zu lassen. Vera und Jacques gingen in die Schweiz und hofften dort Heilung für ihn zu finden. Aber mit den Jahren wurde er zu einem traurigen Wrack von einem Mann, versteckte sich unter dem Bett oder im Kleiderschrank und weigerte sich, das Zimmer zu verlassen. Wahrscheinlich starb er in einer Nervenheilanstalt.

Die beiden hatten einen Sohn. Als ich mit meiner Frau und unseren beiden Töchtern 1965 unsere erste Reise nach Europa unternahm, besuchten wir Vera in Zürich und trafen auch ihren Sohn mit seiner Familie. Das war gerade noch rechtzeitig, denn Vera starb ein Jahr später

an Krebs. Sie hatte die ganzen Jahre für sich gesorgt, indem sie Privatunterricht in Englisch und Russisch erteilte.



Baronesse Dorothea v. Drachenfels,
1907-1943

Bei Vera trafen wir auch einen jungen Amerikaner, der, wie sich herausstellte, ein Sohn von Veras jüngeren Schwester Dora war, also eine weitere Cousine von mir (ich erwähnte sie bereits in meinem Bericht über unseren gemeinsamen Aufenthalt in Mokanshan). Alec Zane, er anglisierte seinen langen russischen Namen Zanichkovsky, war Professor, ich meine, an der Universität von Tennessee. Ein junger Junggeselle von sehr unscheinbarem Äußeren, der sehr umgänglich zu sein schien. Wir waren interessiert daran, uns kennenzulernen, als wir noch nichts weiter voneinander wußten. Er hatte ein dienstfreies Jahr und machte eine ausgedehnte Reise durch Europa. Meine Familie und ich waren jedoch schockiert als Vera ihn bat, Milch und Brot für ein Picknick einzukaufen. Er stand zögernd da, bis Vera realisierte, daß sie ihm kein Geld für diesen Einkauf gegeben hatte. Es ging ihr damals bei weitem nicht gut, sie hatte kaum Geld und gab gelegentlich Sprachunterricht, um sich zu versorgen. Alec Zane wohnte bei ihr selbstverständlich kostenlos und hatte nicht einmal das Gespür und den Anstand, um diese paar Lebensmittel, die sein Einkauf beinhaltete, aus

eigener Tasche zu bezahlen. Nachdem er gegangen war, sah Vera unsere Bestürzung und meinte nur: „Er ist genau so wie sein Vater."

Kurz nachdem wir von dieser Reise nach Hause zurückgekommen waren, erfuhren wir von der schockierenden Geschichte meiner Cousine Dora. Unsere alte Freundin Madame (Krasheninikoff), die inzwischen auch den Weg nach Kalifornien gefunden hatte, war zu Besuch bei meiner Mutter in deren kleinem Haus in Pacific Grove, und ich fragte sie nach ihrer Meinung zu Veras bitteren Bemerkung über Alec Zane.

Madame erzählte: „Kennst Du nicht diese Geschichte? Dora heiratete Zanichkovsky und stellte dann fest, daß er ein grenzenloser und widerlicher Geizhals war. Man sagt ihm auch nach, daß er gewalttätig war und sie mißhandelt hätte. Um die lange Geschichte abzukürzen, er hat sie mit seinem Geiz umgebracht. Wie? Ich will es Dir erklären. Wahrscheinlich weißt Du, daß sie China verließen und nach Amerika kamen. Sie lebten unter Fremden und Dora wurde krank – man sagt wegen Unterernährung, weil er nicht zuließ, daß sie sich etwas teurere und nahrhaftere Lebensmittel kaufte. Er selbst aber hatte jeden Tag eine gute Mahlzeit außerhalb des Hauses. Als Dora zum Arzt gehen wollte, meinte er, es sei zu teuer und die amerikanischen Ärzte würden mehr Unheil als Gutes anrichten, und außerdem würde ihr nichts fehlen, sie wäre nur faul. Und dann ist sie gestorben. So ist Alec Zane seinem Vater in dessen Fußstapfen gefolgt. Wie der Vater so der Sohn. Mich hat das nicht erstaunt."

Ich veranlaßte, daß Mamachka an Vera schrieb. Ich wußte, daß sie krank war und ich dachte, es wäre doch nett für die beiden, nach 50 Jahren des Schweigens wieder miteinander zu korrespondieren. Vera hatte damals meine Mutter wegen einer Unstimmigkeit verlassen, Onkel Arnold hielt noch die Verbindung aufrecht. Ich habe nie erfahren, worum der Disput mit Vera ging. Ich dachte, es wäre an der Zeit zu vergessen und zu vergeben. Es muß eine bittere Trennung gewesen sein, denn Mamachka war sehr zögerlich, um den Kontakt wieder aufzunehmen. Mir zuliebe hat sie geschrieben. Und als sie Veras Antwort las, sagte sie in beißendem Ton: „Ich hätte damit nicht meine Zeit verschwenden sollen."

Der Teil, der sie gekränkt hatte, war Veras mißgünstige Beobachtung, daß ich ganz gut geraten sei, obwohl ich in einem Frauenhaushalt aufgewachsen bin. Ich vermute, sogar nach all den Jahren einer Abkühlung des Vorgefallenen, konnte Vera es immer noch nicht lassen, meine

Mutter zu sticheln. Was Vera sagte, war aber in einer Beziehung schon richtig. Als ich zwölf oder dreizehn war und in der Pension lebte, wo die Männer tagsüber fort waren und ich ohne persönliche Freunde war, lebte ich zwangsläufig in einer Welt von erwachsenen Frauen. Obwohl es richtig ist, was Vera meint, glaube ich nicht, daß meine damalige Umwelt große Bedeutung für mich gehabt hat. Bis sie darüber geschrieben hat, habe ich niemals realisiert, daß während dieser kurzen Periode meines Lebens mehr Frauen als Männer den größten Einfluß auf mich ausgeübt haben.

Während der ersten Phase mit der Pension hatten wir eine merkwürdige Mischung von Kostgängern. Mamachka bestand auf dieser Bezeichnung und weigerte sich, sie als Gäste zu bezeichnen und behandelte sie auch dementsprechend. Manche waren lustig, manche fremdartig und manche bemitleidenswert. Viele unterschiedliche Nationalitäten kamen und gingen. Ein älteres russisch-jüdisches Ehepaar, noch aus der Viktorianischen Ära stammend, war eine kurze Zeit bei uns. Sie sprachen sich mit „Herr Rabinowitsch“ und „Frau Rabinowitsch“ an, und sie nahmen niemals die Mahlzeiten gemeinsam mit den anderen Kostgängern ein. Sie müssen sich bei uns nicht wohlgefühlt haben und unsere anti-jüdische Einstellung gespürt haben.

Unser deutscher Name zog Deutsche an. Herr Seiberling war einer der Lehrer an der deutschen Schule. Im Ersten Weltkrieg war er in Gaskämpfe geraten und hatte daher am ganzen Körper kein einziges Haar, selbstverständlich totale Glatze, auch keine Augenbrauen und keine Augenwimpern. Ein dünner, hagerer Mann mit einer etwas zurückhaltenden Sprechweise. Manchmal hatte er während der Nacht schreckliche Hustenanfälle, eine Folge der Lungenverletzungen. Er war ein netter Mensch und tat mir gelegentlich einen großen Gefallen und brachte mich zur Schule und nahm mich auch wieder mit zurück.

Die Appels, auch ein deutsches Ehepaar, lebten mehrere Jahre bei uns. Hermann Appel war ein sehr angenehmer, stiller Herr, groß und mit guter Figur, sehr höflich und schweigsam. Seine Frau Maria, auf eigenen Wunsch Mooschy genannt, war eine stattliche Blondine mit heroischen Proportionen. Sie war eine fröhliche, attraktive und aufgeschlossene Frau, die mit ihrer Anwesenheit den ganzen Raum auszufüllen schien. Sie war eine ausgebildete Opernsängerin. Sie hatte zweifellos den riesigen Busen, der damals Voraussetzung für eine Operndiva war. Oft wackelte das ganze Haus bei ihren do, re, mi’s und Wagner-Arien. Sie

deklamierte auch gerne Gedichte. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Gedichte vortragen und Gedichte deklamieren. Mooschy ließ sich niemals herab, bloß etwas vorzutragen. Sie unterhielt uns alle mit ihrer bombastischen Vortragsweise. Ich persönlich liebte ihre Version des deutschen Gedichts „Papagei", bei dem sie mit großen Gesten den schrillen Schrei des Papageis nachahmte.

Ein sonderbares und brutales italienisches Ehepaar mit einem Sohn und einer Tochter von ungefähr neun und sieben Jahren zog bei uns ein. Gegen das Verbot meiner Mutter von Haustieren brachten sie einen riesigen Deutschen Schäferhund mit, der ständig in einem Holzkäfig eingesperrt war, der auf unserem Rasen platziert wurde. Der Hund war unglaublich bösartig und niemand außer dem Vater konnte sich dem Käfig auch nur nähern. Aus Mitleid mit dem Hund wollte ich einmal zu ihm gehen. Als ich Schritt für Schritt näher an ihn herankam, dabei freundlich lockende Töne von mir gebend, versuchte ich ihn in der Dunkelheit in seinem Gefängnis zu erkennen. Plötzlich fand eine Explosion von Kraft und Wildheit statt, als er sich gegen den Maschendraht seines Käfigs warf. Die Lippen zurückgezogen, die Hauer entblößt, bellte er mich an und zerrte am Draht. Ich sah seine Augen. Ich hatte noch niemals Augen so voller Haß, Wut und Wildheit gesehen. Die Bosheit von diesem Hund sprühte buchstäblich wie ein Teufelslicht aus seinen Augen. Etwas Derartiges sah ich lediglich noch einmal in meinem Leben, als ich in der Syrischen Wüste einen Adler schoß und ihn dummerweise nur verwundete. Der haßerfüllte Blick in den Augen des Vogels war entsetzlich und meine Gedanken gingen blitzartig zurück zu diesem Hund, dessen Augen in vielen meiner früheren Albträume wieder lebendig geworden waren.

Die beiden italienischen Kinder waren unkontrollierbar, obwohl ihr Vater eine Peitsche in seinem Zimmer hatte, von der er auch bei seinen Kindern Gebrauch machte. Er brüllte: „Böses Kind, ich komme nach oben!" und verfolgte eines der hilflosen Kinder nach oben in dessen Zimmer. Schreien und Weinen schallte durch das Haus. Meine Mutter war mit ihrer Geduld am Ende und war bemüht, diese Familie loszuwerden, bevor alle anderen Mitbewohner vertrieben wurden.

Ein französisches Ehepaar hatte einen schlechten Start. Am Tag, als sie einzogen, fragten sie meine Mutter, ob sie „Korkengeld" berechnen würde. Unsicher, was damit gemeint sei, antwortete meine Mutter, daß sie das nicht mache. Es stellte sich heraus, daß es in Frankreich in den

Pensionen üblich ist (oder war), für jede Flasche Wein, die mitgebracht und im Hause getrunken wird, eine kleine Gebühr zu erheben. Der zu zahlende Betrag ergab sich aus der Anzahl der Korken, die der Gast als Nachweis vorlegte. Meine Mutter war brüskiert, daß ihr jemand so eine Engherzigkeit zutrauen würde.

Der Franzose war ein aufgeblasener, im mittleren Alter stehender Mann, ungesittet und wahnsinnig proletenhaft mit einem einfältigen Mädchen als Ehefrau. Er nahm Anstoß an gut gemeinten Bemerkungen und schien fest entschlossen zu sein, seine Bedeutung dadurch hervorzuheben, indem er sich über das Essen, die Bedienung, die Temperatur in seinem Zimmer und andere eingebildete Beanstandungen beschwerte. Er und seine Frau waren so naiv und ungebildet, daß es ein subtiler Sport wurde, sie zu ärgern. Während eines Abendessens machte der Franzose einige abfällige Bemerkungen über die Manieren der Leute. Einer der Mitbewohner fragte ihn mit ernster Mine, als ob er einen Spezialisten der Etikette vor sich habe, ob es die höfliche Art und Weise sei, bei Tisch in den Zähnen zu pulen und dabei mit der anderen Hand den Mund zu verdecken oder diskret den Kopf zu senken, um das Ganze mit dem Rand des Tischtuchs zu verdecken. Nach längerer Diskussion entschied sich der Franzose für das Verbergen mit der Hand. Nachdem er sich mit seiner Frau in deren Zimmer zurückgezogen hatte, fragte ich Mamachka: „Welches ist die richtige Art bei Tisch in den Zähnen zu pulen?“ Sie lachte und antwortete: „Sogar Du als noch kleiner Junge solltest wissen, daß es keinen richtigen Weg für das Pulen in den Zähnen am Tisch gibt.“

Anna Pawlowa war eine junge, russische Frau, die immer streng und hochgeschlossen gekleidet war und ihr Haar streng zurückgekämmt in einem festen Knoten trug und ein hübsches, fein geschnitztes Gesicht hatte. Bei jeder Mahlzeit saß sie schweigend, ohne von ihrem Teller aufzuschauen, völlig in sich versunken und unnahbar am Tisch. Versuche, sie in die Unterhaltung mit einzubeziehen, waren völlig nutzlos. Obwohl sie unnahbar und absolut schweigsam war, blieb ihre Anwesenheit nicht unbemerkt, denn selbst bei der ausgelassensten und fröhlichsten Situation war ein Zug der Schwermut im Raum förmlich spürbar. Manchmal entschuldigte sie sich und verließ den Eßtisch bereits mitten während der Mahlzeit, als wenn sie die Gesellschaft für unerträglich hielt. Wir blieben mit einem unwissenden Schuldgefühl zurück.

Wir haben nie erfahren, welche Tragödie sie während der russischen Revolution erlebt hat, um diese totale Zurückgezogenheit bei ihr zu

verursachen. Mamachka hatte größtes Mitleid mit ihr, denn sie schien ganz alleine auf der Welt zu sein. Für eine Zeit arbeitete sie irgendwo, aber das ging zu Ende und Anna Pawlowa konnte ihre Miete nicht mehr bezahlen. Meine Mutter wollte sie nicht einfach hinauswerfen und fand daher für den Sommer über eine Lösung für dieses Dilemma. Sie vereinbarte mit Anna Pawlowa, daß sie ihre Miete abarbeitet, indem sie mir französischen Unterricht erteilt. Dies würde auch dazu beitragen, mich zu beschäftigen und zu verhindern, daß ich gelangweilt und unproduktiv ums Haus herumschlich. Ich wollte kein Französisch lernen. Ich mochte keinen der Franzosen, mit denen ich Kontakt gehabt hatte. Mamachka beharrte jedoch darauf, daß man nicht gebildet sei, wenn man kein Französisch sprechen könne.

Jeden Tag mußte ich in das kleine, heiße Zimmer von Anna Pawlowa gehen, um meine Unterrichtsstunde zu erhalten. Selbst in der stickigen Hitze des Sommers hielt sie die Fenster mit der Begründung verschlossen, sie fürchte sich vor dem Durchzug, der ihrer Meinung nach ihre ständig wiederkehrende Migräne verursache. Ich saß da bei ihr Nachmittag für Nachmittag und hörte ihrer monotonen Sprechweise zu und versuchte verzweifelt, meine Augen offen zu halten. Sogar heute noch, wenn ich daran zurückdenke, fühle ich diese Benommenheit über mich kommen. Ich bin sicher, sie war genauso auf das Ende der Stunde erpicht wie ich.

Anna Pawlowa nahm irgendeine obskure Medizin gegen ihre Kopfschmerzen. Nachdem sie eine genau abgezählte Anzahl von Tropfen in ein Glas mit Wasser tat, folgte sie einem sehr detaillierten Ritual und kippte das Medikament in einer genau vorgegebenen Reihenfolge von einem Glas in ein anderes. Sie hatte immer drei bis vier dieser Gläser mit sauberem Papier abgedeckt herumstehen, jedes sorgfältig für diese Umfüllsequenz beziffert.

Die einzigen Gelegenheiten, von dieser tödlichen Langeweile befreit zu sein, war, wenn Anna Pawlowa besonders schlimme Kopfschmerzen hatte. Mit jugendlichem Leichtsinn nutzte ich daher jede sich bietende Gelegenheiten, wenn sie fort war, in ihr Zimmer zu schleichen. Dort mischte ich die beschrifteten Abdeckungen der Gläser durcheinander und öffnete das Fenster einen Spalt breit in der Hoffnung, sie bekäme wieder Kopfschmerzen und der Unterricht würde ausfallen. Dies hatte aber nur selten Erfolg, weil die geplagte Frau die Abmachung mit meiner Mutter sehr ernst nahm. Mit einem leidenden Ausdruck und

einem nassen Taschentuch gegen die Stirn gepreßt, plagte sie sich chancenlos, umbarmherzig und hoffnungslos mit dem Versuch ab, mir französische Vokabeln in das widerstrebende Gehirn zu pressen.

Auf der anderen Seite der Straße, gegenüber unserem Haus, stand ein ebenerdiger Bungalow in einem von einer Mauer und von Bäumen umgebenen Garten. Dort lebte eine englische Familie. Eines Tages, ich stand auf der Straße, weil ich nicht wußte, was mit mir anzufangen, und sah die große Welt an mir vorüberziehen, da kam der Engländer zu mir herüber und fragte mich, ob ich nicht seinen Sohn kennenlernen möchte, er sei in meinem Alter. Ich hatte den Jungen noch nie gesehen, aber ich war bereit zu allem, was mir die Langeweile vertreiben könnte. Als wir über die Straße gingen, erzählte mir der Vater, daß der Junge Gehör- und Sprachschwierigkeiten habe. Als ich dann Nigel sah, stellte ich fest, daß er taubstumm war. Er konnte recht gut von den Lippen ablesen und begann etwas sprechen zu lernen. Aber sein Sprechen war damals noch beinahe unverständlich. Seine Worte kamen stoßweise aus seiner Kehle in einem unkontrollierten Ton, der in der Luft zu schweben schien. Dennoch war er ein aufgeschlossener Junge, erstaunlich ungehemmt durch sein Problem. Er besaß eine Menge Spielsachen und auch viele Spiele und Lesestoff. Er hatte ein eigenes Zimmer und einen großen extra abgegrenzten Rasen, wo wir nach Herzens Lust toben konnten. Sogar einen großen, freundlichen langhaarigen Hund hatte er. Ich war im siebenten Himmel! Im Gegenzug leistete ich ihm Gesellschaft, konnte ihm neue Spiele zeigen und war ihm eine Art Fenster zur Außenwelt. Zu Hause im kleinen Dachstübchen, das ich mit meiner Mutter teilte, hatte ich keinen Platz zum Spielen und hatte auch nichts, womit ich spielen konnte, noch nicht einmal einen eigenen Tisch besaß ich für mich. So hatten Nigel und ich uns gegenseitig einiges zu geben und wir verstanden uns auch sehr gut.

In sehr kurzer Zeit lernten wir uns miteinander zu verstehen. Wir entwickel-ten so eine Art schweigendes Kommunizieren, indem wir irgendwie wußten, was der andere sagen wollte. Für den Rest des Sommers 1924 war ich fast jeden Vormittag bei Nigel. Seine Eltern waren entzückt, einen Spielkameraden für ihren Sohn zu haben und oft wurde ich zum Mittagessen oder Abendbrot eingeladen. Meine Mutter freute sich über meine wiedergefundene Fröhlichkeit und über die Gewißheit, daß ich mich sicher in guter Gesellschaft befand. Auch nahmen meine Englisch-kenntnisse hierbei enorm zu.

Zu unserer beider Freude erfand ich ein neues Spiel. Wir nannten es „Erdbeben“. Nigel hatte einen großen Sandkasten, viele Zinnsoldaten und einige Miniaturhäuser und –bäume. In den Sandkasten bauten wir Dörfer oder stellten die Zinnsoldaten in Schlachtordnung auf. Ich band eine Schnur an die Leine des nahe stehenden Flaggenmastes. Das andere Ende banden wir ganz sorgfältig nacheinander um jedes Haus, jeden Baum und jeden Soldaten. Die Schnur versteckten wir im Sand, so daß alle Teile unsichtbar miteinander verbunden waren. Wir schrien „Erdbeben“ und zogen dabei die Flaggenschnur am Fahnenmast hoch und jagten dadurch alles mühsam Aufgebaute in die Luft. Wir dachten uns unzählige Variationen aus und verbrachten Stunden, um die Dörfer aufzubauen und zerstörten sie dann in Sekunden. Irgendetwas auf irgendeine Art zu zerstören, übte schon immer eine große Anziehungskraft auf Jungs aus.

Es war in Nigels Haus, wo ich das englische Magazin „Chums“ entdeckte, eine vierteljährig erscheinende Publikation für Jungen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren. Es war voller großartig illustrierter Abenteuergeschichten über Piraten und Freibeuter wie z.B. Sir Walter Raleigh und Francis Drake und über die spanischen Main (die damaligen spanischen Besitzungen in Süd-, Mittel- und Nordamerika), Erzählungen über die Eroberung von Indien und die Heldentaten der geheimnisvollen malaysischen Banditen, die sogenannten Dacoits. Die Briten waren dabei immer die Guten und die Spanier und Franzosen die Bösen. Selbst die Schleifung und Brandschatzung von Cartagena in der spanischen Main durch Sir Walter Raleigh war so geschickt zurechtgemacht, daß es als gerechtfertigt erschien. Dennoch, alter Junge, die lispelnden und hinterhältigen Spanier waren wiedergekommen!

Das war der Anfang meiner lebenslang gebliebenen Vernarrtheit in Geschichte. Jedoch nicht in die endlosen Daten und Verträge in den Schulbüchern, sondern historische Erzählungen von Menschen, Kulturen, Eroberungen und Verteidigungen, über die Entwicklungen der frühen Menschheit, und die Triumphe und Katastrophen anderer Zeiten. Ich verschlang die älteren Ausgaben von Chums. Nigels Eltern abonnierten das Magazin für mich. Es wurde mein Wegbegleiter und Freizeitgestalter für die nächsten Jahre und brachte mich enorm weiter im Lesen englischer Texte und im Verstehen dieser Sprache.

Die Pensionsbewohner kamen und gingen und das Haus füllte sich allmählich mit jüngeren Menschen. Als Erstes war es ein sehr attraktiver,

1.90 m großer Engländer mit Namen Lawrence Watts in Begleitung von Jan Campell, einem jungen Kanadier. Beide waren Betriebsprüfer bei einer der größten Betriebsprüfungsfirmen in Schanghai. Nicht lange danach zog Jans herrliche Schwester Una bei uns ein, dann folgte noch eine junge Engländerin. Sie alle lockerten die Atmosphäre während der Mahlzeiten ungemein auf. Sehr zu meiner Erleichterung hatte zu der Zeit Anna Pawlowa unsere Pension bereits verlassen. Onkel Arnold war noch da, ziemlich unzufrieden, speziell mit Jan Campell, den er für zu laut, zu aufdringlich empfand und einen Mangel an Würde und Anstand bei ihm sah.

Onkel Arnold präsidierte an einem Ende der Tafel, an der bis zu vierzehn Personen Platz hatten. Ihm gegenüber saß meine Mutter. Ich saß an seiner rechten Seite und hatte Una, das kanadische Mädchen, an meiner rechten Seite. Bei den Gesprächen am Tisch wurde Onkel Arnold aus gutem Grund ziemlich übergangen. Seine steife Haltung und die unbeugsame Art, verbunden mit der sich selbst auferlegten „Pflicht", mich bei jeder Mahlzeit in Tischmanieren zu drillen, machten ihn kaum zu einem beliebten Gesprächspartner. Dauernd kritisierte er, wie ich Messer und Gabel hielt, ermahnte mich, still zu sein, weil „Kinder bei Tisch nur gesehen und nicht gehört werden sollen", und korrigierte mich, nicht mit hochgehobenem Ellbogen zu essen. Ich glaube, der wesentliche Grund für sein dauerndes Kritisieren meiner Tischmanieren, hatte den Zweck, der hübschen Una, der er unübersehbar sehr zugeneigt war, seine Wichtigkeit und seine Gewandtheit zu demonstrieren.

Eines Abends war er besonders streng mit mir. Wir aßen gerade den Nachtisch, mein Lieblingsgang, als er hinter meinen Rücken griff und meinen Ellbogen herunterdrückte. Meine Hand wurde hinaufgeschleudert und mein Löffel voll von dem klebrigen und weichen Dessert schoß in die Luft und landete mit einem „Platsch" genau im Gesicht von Una. Es herrschte eine plötzliche Stille, als Una ihre Serviette vors Gesicht hielt, sich vorbeugte und mit den Schultern zuckte. „Nun sieh Dir an, was Du getan hast, Du dummer Junge," brüllte Onkel Arnold, „jetzt hast Du Fräulein Campell zum Weinen gebracht. Geh sofort in Dein Zimmer. Kein Nachtisch heute Abend!"
Ich sah zu meiner Mutter hinüber. Ihr Gesicht war rot vor Ärger und Scham. Sie sagte nichts und nickte nur. Ich sprang vom Tisch auf und rannte in mein Zimmer, verletzt durch die Ungerechtigkeit von allen. Ich war mir bewußt, daß ich nicht daran Schuld gewesen war und dennoch

hatte sich keiner für mich eingesetzt, niemand hatte sich darum geschert, sogar meine eigene Mutter nicht!

Ich weiß nicht, wie lange ich auf meinem Bett gesessen und gegen die Tränen angekämpft habe, als ich eine Stimme hörte und jemand die Treppe herauf kam. Una erschien mit einem großen Teller voll mit Dessert in ihren Händen und einem entzückenden Lächeln in ihrem Gesicht.

„Für Dich, lieber kleiner Alexej," sagte sie. „Du sollst wissen, uns allen war klar, daß Dich keine Schuld traf. Und ich habe in meine Serviette gelacht und nicht geweint. Nun iß Deinen Teller leer und wir unterhalten uns dabei über Kraut und Könige."

Sie drückte mich an sich und ich verliebte mich Hals über Kopf in sie. Ich hatte im Haus jemanden sagen hören, sie hätte Augen wie ein Reh und einen Hals wie ein Schwan. Ich fand das sehr romantisch. Onkel Arnold haßte ich.

16. Kapitel

Neue Horizonte

Irgendwann im März 1925 schlug mir ein Lehrer in der Deutschen Schule wegen einer völlig unwesentlichen Übertretung einer Bestimmung ins Gesicht. Es war ein harter Schlag, der mir für einen Moment die Besinnung nahm und mich beinahe von den Füssen gerissen hätte. Es geschah so plötzlich, daß mir die damit verbundene Demütigung zunächst gar nicht klar wurde, sondern erst etwas später zu Bewußtsein kam. Ich saß in der Klasse, ohne den Lehrer zu beachten, meine Gedanken aufgewühlt durch Zorn und durch die soeben erlebte Kränkung. Sobald die Stunde zu Ende war, ging ich nach Hause und erzählte meiner Mutter wütend, was geschehen war. Sie war tief beleidigt, daß ihrem Sohn ins Gesicht geschlagen wurde und er behandelt worden war, wie ein Lakai oder ein gewöhnlicher Dieb.

Sie sagte voller Entrüstung: „Ich hätte nicht so viel dagegen gehabt, wenn sie Dich mit einer Rute verhauen hätten, vorausgesetzt Du hättest es verdient gehabt. Aber ins Gesicht schlagen, ist höchst erniedrigend. Es ist die schlimmste Beleidigung. Zwischen Ehrenmännern bedeutet ein solcher Schlag ein Duell. Ein Kind so zu schlagen ist gemein und sadistisch. Du wirst nicht mehr in diese Schule zurückgehen. Ich weiß jetzt noch nicht, was ich mit Dir machen werde, aber unter keinen Umständen werde ich Dir erlauben, zu diesen Deutschen zurückzugehen."

Meine Schwester Jenia kam aus Amerika zurück mit den tollsten Geschichten über ihre Erlebnisse. Wie eine Königin kam sie vom Schiff, umgeben von jungen Bewunderern. Ich fand, sie sah in ihrer völlig neuen Garderobe sehr chic aus. Mamachka war total schockiert. Um 1925 war unter der Jugend die „Flapper Zeit" ausgebrochen. Jenia hatte ihr schönes langes Kleid gekürzt, ihr Haar war jetzt sehr kurz, hinten wie bei einem Herrenschnitt, an den Seiten hingen die Haare gerade herunter und waren dann unten in Richtung Kinn nach vorne angewinkelt. Darüber trug sie einen Hut, der die Form eines umgedrehten Blumentopfes hatte, heruntergezogen bis fast zu den Augenbrauen. Ihr Kleid war gewagt ausgeschnitten und ohne Taille, der Gürtel war um ihre Hüften geschnallt. Der mit Quasten besetzte Rock war unerhört kurz und ließ ihre schönen Beine sehen. Offensichtlich war sie mit ihrer

Erscheinung zufrieden, nur ihr Busen war ihr zu groß in einer Zeit, da kleine Busen als modern galten.

Mamachka warf einen langen Blick auf Jenia und meinte: „Ich hoffe, Du hast nicht vor, so gekleidet hier herumzulaufen. Es mag in Amerika modern sein, ist es aber nicht hier in Schanghai."

Jenia antwortete: „Mamachka, sei nicht so altbacken. Und außerdem, ich besitze nur Kleidung in dieser Art."

Jenia war schon immer eine Meisterin, wenn es darum ging, vollendete Tatsachen - Faite accompli - zu schaffen. Ihre Voraussage, das rückständige und schwerfällige Schanghai würde ihrem Beispiel folgen, wurde nur zu bald wahr. Natürlich genügte Una ein Blick auf Jenia, um bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit, neue Kleider kaufen zu gehen.

Jenias Ankunfts- und Abreisehafen in Amerika war San Francisco gewesen. So hatte sie die Gelegenheit, auf der Fahrt nach Chikago und auch auf dem Weg zurück Marisha zu besuchen. Marisha machte mit ihr eine große Besichtigungsfahrt durch die Stadt und Umgebung und Jenia schwärmte jetzt von San Franciscos Schönheit. Von dem Haus ihrer Schwiegereltern Hunt in Chikago war Jenia auch tief beeindruckt und nannte es nur „der große Luxus".

Sie zeigte uns einen Zeitungsartikel aus einer Chikagoer Zeitung mit der Überschrift: „Russische Gräfin gibt ihren Titel auf um einen ortsansässigen jungen Mann zu heiraten." Sie amüsierte sich köstlich über die ehrenvolle Anhebung ihres Titels. Mamachka war alles andere als amüsiert. „Ein Titel ist nicht etwas, mit dem man sich in der Öffentlichkeit zur Schau stellt und er sollte auf keinen Fall entstellt werden. Es gibt genügend Russen und Russinnen, insbesondere aus Georgien, die ihren Titel überall herumzeigen und ihn dazu nutzen, um einen reichen Amerikaner, bzw. eine reiche Amerikanerin zu heiraten."

„Mamachka, bitte. Ich habe unseren Titel nicht zur Schau gestellt. Ralphs Schwester hat den Reportern erzählt, ich sei eine Baronesse. Und die haben dann gemeint, sie würden daraus eine Gräfin machen. Ich machte sie noch darauf aufmerksam, daß das falsch sei, sie lachten nur und sagten, Gräfin würde besser klingen. So ist das in Amerika. Sie nehmen diese Dinge nicht so ernst."

Mit dem Hinzukommen jüngerer Pensionsbewohner teilte sich unser Haus in zwei Gruppen. Watts und Campell mieteten sich zwei große Räume im ersten Stock. Eins davon benutzten sie als ihr persönliches Wohnzimmer. Una und ihre Freundin teilten sich das andere Zimmer auf der Etage. Darüber im obersten Stockwerk waren die Zimmer durch das deutsche Ehepaar Appel und durch die von Kügelgens und der Schwester von Frau von Kügelgen, Frau Mercedes de Contreras, belegt. Und Mamachka und ich hatten dort unser Dachstübchen. Onkel Arnold war in ein kleines Zimmer im Parterre verlegt worden.

Wladimir v. Kügelgen war ein baltischer Deutsch-Russe und in seiner Kinderzeit ein Freund meines Vaters gewesen. Seine Frau, die den unglaublichen Namen ‚Lolita de Contreras von Kügelgen' führte, war eine sehr hübsche, glänzend aussehende Frau, bedeutend jünger als ihr Mann und, trotz ihres Namens, in ihrem Wesen durch und durch Russin. Ihr Vater war spanischer Diplomat gewesen, ihre Mutter Russin. Ihre unverheiratete Schwester war in etwa so unattraktiv wie Lolita schön war. Mit der russischen Vorliebe für Verniedlichungen wurden sie einfach mit ‚Lolochka' und ‚Merochka' angeredet.

Ralph befand sich auf See als Jenia aus Amerika kam, und so entschied sie sich, bei uns zu wohnen. Unser Wohnzimmer im Parterre wurde nur sehr wenig genutzt, da die Anglokanadier ihr eigenes Wohnzimmer hatten und die Russen gewohnheitsgemäß nach jeder Mahlzeit noch für Stunden am Eßtisch sitzen blieben. So wurde Jenia Erbin des großen und geräumigen Wohnzimmers, wo Ralph hinzukam, wenn er mit seinem Schiff im Hafen lag.

Trotz allem schien ihre Ehe gute Aussichten für ein weiteres Bestehen zu haben. Beide waren in der Gruppe der jungen Mitbewohner herzlich willkommen und wurden oft in deren Wohnzimmer zu einem Beisammensein nach dem Essen oder zu fröhlichen Partys eingeladen. Sonnabends ging die Jugend zum Essen und Tanzen in den Französischen Club oder in einen der Ballsäle der umliegenden Hotels. Ralph und der Engländer Watts wurden gute Freunde. Als Ralph mit der U.S.S. ‚Smith-Thompson' für sechs Monate zu den Philippinen verlegt wurde und Jenia nicht nach Manila umziehen wollte, bat Ralph seinen Freund Lawrence Watts, während seiner Abwesenheit Jenia Gesellschaft zu leisten. Es zeigte sich aber für Ralph, daß dies ein großer Fehler von ihm

war. Watts, oder ‚Lawrie', wie wir ihn dann nur noch nannten, nahm seinen Auftrag, „Gesellschafter" zu sein, so ernst, daß er und Jenia sich tief ineinander verliebten. Als Ralph nach Schanghai zurückkam, war Jenia, zumindest bereits in Gedanken, fest entschlossen, sich von ihm scheiden zu lassen, um dann Lawrie zu heiraten.

Jahre später an einem Abend in Haifa, Palästina, vertraute mir Jenia nach viel Alkohol an, es war wohl mehr eine Entschuldigung, daß es ihr besonders leidtue, die Ehe mit Ralph geschieden zu haben, weil sie dadurch meine Karriere in der Marine verhindert habe.

„Was meinst Du damit?" fragte ich sie, nicht wissend, worum es ihr ging, „wie konnte das denn sein?"
„Nun," antwortete sie, „was glaubst Du, warum Du auf eine amerikanische Schule geschickt worden bist? Es ging doch darum, daß Du nach Deinem Schulabschluß in Annapolis bei der Marine-Akademie angemeldet werden solltest. Denk doch daran, Ralphs Vater war Kongreßabgeordneter, und jeder Kongreßabgeordnete hat das Recht, jedes Jahr einen Kandidaten für die Akademie vorzuschlagen. Wir alle wußten, wie sehr Du alles mit der Marine Zusammenhängende bewundert hast und wie gerne Du in die Fußstapfen unseres Vaters getreten wärst. Mamachka war von diesem Gedanken immer sehr angetan. Jetzt weißt Du es. Ich habe das Schuldbewußtsein so lange mit mir herumgetragen. Ich bin froh, mich jetzt endlich mit Dir aussprechen zu können."

Im Herbst 1925, im Alter von 13 Jahren, befand ich mich also in der amerikanischen Schule von Schanghai. Genauso gut hätte ich auch auf einem anderen Planeten landen können. Die Haltung, das Benehmen, die Lebensweise, einfach das ganze Milieu der Schule, unterschied sich von allem, was ich bis dahin erlebt hatte und war auch völlig anders als der Lebensstil bei uns zu Hause.

Aristide Grosse brachte mich am ersten Tag zur neuen Schule. Mamachka, besorgt, daß ich auch ja einen ersten guten Eindruck abgebe, zog mir die besten Sachen an: kurze Hosen aus Cordsamt, ein weißes Hemd mit „Lord Fauntleroy-Rüschen" auf der Vorderseite und einem wallenden schwarzen Schlips, schwarze Socken und schwarze Lackschuhe. Aristide, der selbst einige Jahre die amerikanische Schule besucht hatte, war zwar sichtlich verblüfft, aber sagte nichts. Man kann

sich meinen Schrecken und mein Schamgefühl vorstellen, als ich mich als einziger gut angezogener Junge in der Schule sah. Ich muß allen vorgekommen sein wie ein Kind, das erwachsen erscheinen möchte.

Aristide brachte mich so schnell als möglich in den Klassenraum der achten Klasse und verschwand sofort, um sich von dem irren Typen abzusondern, den er gezwungen worden war, in den, wie mir schien, Löwenkäfig abzuliefern.

Das Geschnatter im Raum wurde immer leiser. Alle starrten mich an. Ich wollte schon den Schwanz einziehen und abhauen. Aber da fiel mir das russische Sprichwort ein: „Halte durch, Kosak, und Du wirst der Häuptling sein." So stand ich da und versuchte gelangweilt und unerschüttert zu erscheinen. Die Lehrerin kam auf mich zu und sagte: „Oh, Du bist also der Neue." Irgendwo im Raum murmelte jemand: „Wie konnten Sie das nur erraten?"

Gelächter. Die Lehrerin sagte mit einem Lächeln: „Nun ist gut, Charlie Raven, laß es genug sein. Setzt Euch, damit wir den neuen Schüler begrüßen können." In der Kaiser-Wilhelm-Schule, dachte ich so bei mir, hätte ein Charlie Raven wegen Frechheit eins um die Ohren bekommen.

Es waren nicht die kurzen Hosen, womit ich auffiel. Alle englischen und eurasischen Jungen in meinem Alter trugen solche Hosen in der Schule, und die Amerikaner hatten sich daran gewöhnt. Es war die gesamte Zusammenstellung meiner Kleidung, die für sie so sensationell war, ganz besonders der bauschige, schwarze Schlips.

Während der Pause blieb ich im Klassenzimmer, um nicht mit der ganzen Schule konfrontiert zu werden. Die freundliche Lehrerin kam zu mir und unterhielt sich mit mir. Ich merkte dabei, wie sich meine Anspannung langsam löste.

„Weißt Du, Alec," sagte sie mit Augenzwinkern, „Du siehst sehr vornehm aus, und ich finde, es sieht sehr schön aus." Ich fing an, das Wort „vornehm" zu hassen und ich hasse es noch heute. Für mich war es nur eine Umschreibung für „sonderbar" oder „andersartig". Mein ganzes Leben lang habe ich mich bemüht, mich anzupassen, nur um diese beiden Wörter zu vermeiden.

Es ist wohl unnötig zu berichten, daß für mich an jenem Tag, als ich nach Hause kam, das Wichtigste war, solche Knickerbocker zu bekommen, wie sie von den meisten Jungen an der Schule getragen wurden. Mamachka war wenig dafür.

„Das ist doch Blödsinn. Knickerbocker gehen an den Knien kaputt und müssen dann geflickt werden. Die Knie eines Jungen heilen von alleine. Die Amerikaner sind einfach unpraktisch." Dennoch kaufte ich mir Knickerbocker – und zwar sehr schnell.

Bald stellte sich heraus, daß meine Englischkenntnisse nicht ganz für die 8. Klasse ausreichten, daher wurde ich in die 7. Klasse zurückgestuft. Mich störte das nicht! Ich war voll damit beschäftigt, Spaß zu haben. Die unbeschwerte und entspannte Atmosphäre in der Amerikanischen Schule war geradezu ein unglaublich berauschender Kontrast zur Niederträchtigkeit und dem Durcheinander der Französischen Schule und der erstickenden Disziplin der Deutschen Schule. Die hilfreiche Unterstützung durch die amerikanischen Lehrer war für mich eine neue und sehr angenehme Erfahrung. Das Beste aber war die Freundlichkeit der Mitschüler. Sie zeigten nichts von dem Mißtrauen, von der engstirnigen Mißgunst und von der anfänglichen Reserviertheit, was so typisch für europäische Kinder war. Sie lachten mich nicht aus, sondern lächelten und halfen mir, wann immer ich mit irgendetwas nicht klarkam, und gaben mir grundsätzlich das Gefühl, willkommen zu sein. Besonders war es so bei einem Mädchen, Vivienne Schmid, Tochter von schweizerischen Einwanderern, die sich wirklich übertraf, freundlich und hilfsbereit zu sein. Wir wurden gute Freunde. Sechs Jahre später, in unserem letzten Schuljahr, war ich Sprecher unserer Abschlußklasse und sie war meine Stellvertreterin.

In China waren sehr viele Amerikaner. Amerikanische Geschäftsleute und Missionare kamen bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ins Land, besonders nach dem chinesisch-britischen, sogenannten „Opium-Krieg". Diesen Krieg gewannen die Briten, was nachweislich eine Voraussetzung dafür war, daß 1842 Handelshäfen für ausländische Schiffe geöffnet wurden. Hongkong, Hangkow, Schanghai, Tsingtau und Tientsin waren unter diesen Häfen. Die „Yankee Tradors", schnelle, geschmeidige Klipper, liefen den Schiffen aller anderen Nationen davon. Der rege Schmuggel mit Tee und Opium von Indien aus machte daher die Anwesenheit der Amerikaner in China notwendig. Dieselben schnellen

Schiffe brachten dann auch Missionare ins Land, die sich den christlichen Prinzipien von Barmherzigkeit und Liebe verpflichtet hatten.

Bereits 1912 trafen sich verschiedene amerikanische Missionsgruppen in Schanghai und gründeten gemeinsam ihre „*Shanghai Amerikan School*“ (S.A.S.) mit 38 Schülern von überall her aus China. Die Gründung basierte auf dem Grundsatz, daß ein amerikanisches Kind eine amerikanische Erziehung bekommen soll, um als amerikanischer Staatsbürger seinem Heimatland den höchstmöglichen Nutzen zu bringen.

1918 waren so viele amerikanische Geschäftsleute und deren Familien in Schanghai, daß die Schule umorganisiert wurde, um diese Gemeinde der Geschäftswelt mit einzubeziehen. Und weil China im Handelshafen von Schanghai keine Gerichtsbarkeit besaß, wurde die Schule drei Jahre später den Gesetzen vom „District of Columbia“ in den USA unterstellt. Danach bedeutete „S.A.S“ nicht nur „*Shangahi American School*“, sondern auch „*Saints And Sinners*“ (Heilige und Sünder) nach ihren beiden Gruppierungen. Kinder aus nicht-amerikanischen Familien wurden nur mit Zustimmung des Vorstands des Leitungsausschusses zugelassen. Deren Anzahl durfte ein Viertel der gesamten Schülerschaft nicht überschreiten. Nichts war über den Ausschluß von Asiaten gesagt, jedoch blieb die Schule während meiner sechs Jahre dort blütenweiß. Der Leser von heute wird mit einem Lächeln zur Kenntnis nehmen, daß damals das Schulgeld 60 mexikanische $ pro Semester oder 240 $ pro Schuljahr betrug. Ein tägliches Mittagessen, in ganz Fernost ‚Tiffin’ genannt, betrug zusätzlich 27 $ pro Semester.

Mexikanische Dollars waren in China und den Philippinen in freiem Umlauf. Wegen dessen zuverlässigem Silbergehalt war es das grundsätzliche Münzsystem in jenem Teil der Welt. Tatsächlich war der Mexikanische Dollar in den Vereinigten Staaten als gleichwertige Währung bis 1852 akzeptiert worden.

Zu Weihnachten in diesem Jahr, 1925, erhielt ich ein Geschenk, von dem ich noch nicht einmal gewagt hätte, daran zu denken. Es war eine totale Überraschung. Nachdem wir unsere Geschenke nach russischer Art am Heiligen Abend ausgetauscht hatten, und ich meine recht spärlichen und nur praktischen Geschenke begutachtete, fuhr unser chinesischer Hausjunge, über das ganze Gesicht lächelnd, ein Fahrrad herein. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Alle strahlten, als wenn sie an dieser Überraschung beteiligt gewesen wären. Ich streichelte es, drehte die

Pedalen und läutete die kleine Glocke auf dem Lenkrad. Natürlich wollte ich sofort mit ihm hinaus, um mit ihm zu fahren, obwohl es bereits Nacht war und ich gar nicht wußte, wie man ein Fahrrad fährt.

Mamachka sagte: „Oh, Alesha, ich bin so froh, daß Du es magst. Nur sehr ungern verrate ich Dir, daß es nicht neu ist. Es ist aber generalüberholt und neu lackiert worden. Ein neues Fahrrad konnte ich mir leider nicht leisten. Wenn Du aber sorgfältig mit ihm umgehst, hält es sicherlich ein bis zwei Jahre."

Ein oder zwei Jahre sind für einen dreizehnjährigen Jungen eine Ewigkeit. Ich rief nur aus: „Mamachka, ich danke Dir, danke! Jetzt kann ich mit meinem ganz eigenen Fahrrad zur Schule fahren. Sieh nur, es hat auch einen Gepäckträger hinter dem Sattel, auf den ich meine Bücher binden oder jemanden mitnehmen kann. Und ich kann meine amerikanischen Freunde besuchen und ich kann für Dich Besorgungen erledigen. Oh, ich danke Dir, Mamachka."

„Schön, das ist wundervoll, Alesha. Aber zunächst mußt Du jetzt das Fahrradfahren lernen." Das war kein Problem. Sobald der Hausjunge am nächsten Tag frei hatte, half er mir aufs Rad, stellte den Sattel entsprechend meiner Beinlänge auf die richtige Höhe und führte mich auf dem Gehweg entlang, zum Amüsement der vielen chinesischen Fußgänger, die zur Seite sprangen, wenn ich sie beinahe überfuhr.

Nach den Weihnachtsferien war ich bereits in der Lage, zur Schule zu fahren. Ich hatte das Gefühl, daß mich jeder, an dem ich auf der langen Fahrt bis in den Fahrradunterstand auf dem Schulgelände vorbeifuhr, bewundern würde. In dem Schuppen war ich vorher noch nie gewesen und wußte nicht, daß man vor dem Betreten absteigen mußte. Der russische Wachmann, der auf den Schuppen aufzupassen hatte, schrie mich an, sofort anzuhalten. Mein Fahrrad hatte eine Handbremse nach englischem Muster. Verwirrt zog ich mit aller Kraft die Handbremse und flog über das Lenkrad. „Hol's der Teufel!" kläffte ich den Russen an.

„So, Du bist also ein russischer Junge," bemerkte der Wachmann, als er mir wieder auf die Füße half. Diese Bemerkung paßte mir gerade noch zu meiner ohnehin schon bestehenden Erniedrigung, wollte ich doch, daß er mich für einen Amerikaner hält.

Das Fahrrad eröffnete mir neue Welten, weit mehr als ich es für möglich gehalten hatte. Jetzt war ich nicht mehr ein Gefangener in einem Haus voller Erwachsener, einsam und immer nur Langeweile. Ich konnte jetzt losziehen und etwas unternehmen.

Es dauerte nicht lange, und ich konnte zwei neue Freunde in deren Haus besuchen, meine erste Gelegenheit ein amerikanisches Haus von innen zu sehen. Es war ein aufregendes und erhellendes Erlebnis. Im Vergleich zu unserem kleinen Haus in der Joffre Avenue und dem engen Dachstübchen, das ich mir mit meiner Mutter teilte, war die Größe und Pracht dieser Residenz einfach überwältigend. Die endlosen, getäfelten Räume, die wunderschönen Möbel und der weiträumige Garten erschienen mir weit mehr als eine Familie benötigt. Es gab da sogar ein kleines separates Haus, extra für das Auto, damit es vor dem Wetter geschützt ist.

Die beiden Jungen zeigten mir ihre Unterkunft. Nicht nur, daß jeder sein eigenes Schlafzimmer hatte, sie hatten auch ein gemeinsames Spielzimmer, übervoll mit Spielzeug, Spielen, Gymnastikgeräten und fremdartigen Musikinstrumenten, wie z.B. eine Schwanenflöte, ein Kazoo und eine Judenharfe. An den Wänden standen Regale voll mit verlockenden Büchern und Magazinen. Ich war geblendet von dem Überfluß in dieser Schatzkammer. Aber diese Bewunderung wich bald einer Art von Verlegenheit - nicht meinetwegen, sondern derentwegen. Ich hatte ein Gefühl von Mitleid, daß so viel Krimskrams notwendig ist, um zwei Jungen zu beschäftigen. Dann aber zogen wir drei ab in den Garten, um das zu tun, was die meisten Jungen machen, egal ob reich oder arm, nämlich einen Fußball auf dem Rasen hin und her kicken.

Bei verschiedenen Gelegenheiten sah ich noch viele derartige Häuser. Die Amerikaner lebten sehr gut in China. Dollar gegen Dollar, die Unterhaltskosten waren in etwa die gleichen, wenn nicht sogar geringer als in den Vereinigten Staaten, ausgenommen, daß der U.S. Dollar den vier- oder fünffachen Wert des Mexikanischen Dollars hatte. Daher lebte man in China vier bis fünf Mal besser als in den Staaten.

Von meinem Besuch bei den Amerikanern nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich den russischen Mitbewohnern, die noch länger am Eßtisch geblieben waren, mit Begeisterung von den Wunderdingen, die ich gesehen hatte.

„Alik," sagte Mamachka, „das sind wohlhabende Menschen, und sie kaufen sich das, was sie haben möchten. Früher ging es uns auch so, aber heute eben nicht mehr. Warst Du neidisch auf die Jungen?"
„Nun, ich weiß nicht so genau. Ich sah viele Dinge, die ich auch gerne hätte. Jedoch, wo sollte ich hin damit? Und außerdem waren da viele Sachen, von denen ich nicht einmal wußte, wofür man sie braucht."

Wologda von Kügelgen, der dazu neigte, jeden schlecht zu machen, dem es besser ging als ihm selbst, sagte laut: „Nu, Sofochka, Du weißt doch, alle Amerikaner sind neureiche Händler, oder besser, Bauern mit Geld. Darüber hinaus sind sie eine Rassenmischung ohne familiären Hintergrund und ohne Geschichte."

„Wologda, das ist alles nicht wahr. Du kennst sie genau so gut wie ich. Sie sind nur anders, als wir es sind. Sie sind freundlich und großzügig und meistens sehr rücksichtsvoll. Und von wegen Mischlinge, Wologda, sie sind nicht mehr Mischling, als Du es selbst bist. Außerdem sind viele von ihnen Deutsch-Amerikaner, genauso wie Du ein Deutsch-Russe bist. Und sieh Dir Lolochka, Deine Ehefrau, an: Sie ist spanisch, russisch und polnisch. Und Du bezeichnest sie doch auch nicht als Mischling."

17. Kapitel

Die Amerikanische Schule

Es fällt mir schwer, die mentale Chemie zu definieren, die mich bei meinen Erfahrungen in der *Shanghai American School* bewegte. Ein unstillbares Verlangen, jedoch mit einigen gefühlsmäßigen Einschränkungen, erfaßte mich, selbst ein Amerikaner zu werden, in den Vereinigten Staaten zu leben, ein Teil dieser neuen, aufregenden und vorwärtsblickenden menschlichen Gemeinschaft zu werden. Jetzt, im Nachhinein, wo ich hier in unserem komfortablen Haus in Monterey, Kalifornien, sitze, weiß ich, daß die ausgezeichnete, wunderbare Schule in China aus mir einen Amerikaner gemacht hat. Zehn Jahre mußten zwischen meinem Schulabschluß im Jahr 1931 und dem denkwürdigen Tag, an dem sich mein Traum, in Amerika zu leben, verwirklichte, vergehen. Es war ein Tag Anfang Oktober 1941, als ich in Begleitung meiner englischen Frau im Schatten der Freiheitsstatue den Hudson hinauffuhr. Vorher, während meiner zehn Jahre in Palästina und Syrien, ist meine Sehnsucht, ein Amerikaner zu werden, niemals abgeflaut.

Das erste Jahr in der *Shanghai American School* war eine schwere Zeit für mich. Ich mußte feststellen, daß nicht alle amerikanischen Kinder freundlich und hilfsbereit waren. Da waren zwei oder drei Jungen, die sich daran ergötzten, mich zu ärgern und auf falschen Englischwörtern in meiner Aussprache herumzuhacken oder über meine Kleidung, wenn ihnen da etwas fremd vorkam, zu lästern. Für mein Alter war ich recht groß, hatte jedoch auf meinem Po den Babyspeck noch nicht ganz verloren und wurde daher „Fett-A...“ genannt. Ein verkrüppelter Junge hatte die Gabe, bei jedem einen wunden Nerv auszumachen. Er hatte meine Freundschaft und Verliebtheit mit Vivienne Schmidt bemerkt und verfolgte mich vier Tage mit dem Ruf: „Fett-A... liebt Vivienne! Fett-A... liebt Vivienne,“ usw. Er war wie eine nervtötende Fliege, die um meinen Kopf herumsurrte, wo immer ich hinging. Ich schämte mich. Vivienne war schockiert und errötete immer bei seinen häßlichen Äußerungen und der unschönen und unwahren Anspielung auf unsere Vertrautheit. Nachdem er damit aufgehört hatte, ging ich ihr für eine längere Zeit aus dem Weg, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Außerdem war mir klar, daß sie sich absolut außerhalb meiner sozialen Reichweite befand.

Es gab so viel für mich zu lernen. Aus „Chaps“ (Freund bzw. Kerl) wurden „Gays“ (Typen) und zwar für Jungs und Mädchen. Häufig wurden diese und andere mir bis dahin unbekannten Wörter bzw. Redewendungen benutzt: „hotnanny“ (ein praktisches Ding), „skiddo“ (hau ab!), „the cats pajama“ (großartig). Wie sollte jemand solche Ausdrücke verstehen? Es gab verblüffende Beispiele (zumindest damals) für Schimpfwörter, die von Engländern nie gebraucht werden: „doggone“ (verdammt), „shoot“ (verflixt, verdammt) und „heck“ (Henker). Amerikanische Erwachsene, selbst die prüden Missionare, gebrauchten diese Wörter dauernd, als ob sie nicht gewußt hätten, was sie bedeuten. Ich kam in größte Schwierigkeiten, als ich zu einem männlichen Mitbewohner „You are a big bugger“ sagte. Mit „bugger“ (Kerl) meinte ich seine körperliche Größe. Unter englisch Sprechenden, im Gegensatz zu denen, die amerikanisches Englisch reden, ist „bugger“ jedoch ein vulgärer Ausdruck für „homosexuell“. „Empire“ (Imperium, Weltmacht) und „emperor“ (Kaiser), Wörter, an die ich gewöhnt war, mit Ehrfurcht und Bewunderung zu denken, erhielten jetzt in der amerikanischen Schule plötzlich eine üble Bedeutung. Rußland war eine Weltmacht, und auch Großbritannien, das damals eine Weltmacht war, wie sie die Welt bis dahin und auch nachher nicht gesehen hat, sie wurden als unersättliche und perfide Mächte verurteilt. Später, als ich in der Oberstufe war, bat ich meine Geographielehrerin, mir zu erklären, wie es sein kann, wenn doch ein Weltreich und der Kolonialismus üble Systeme sind, daß die Vereinigten Staaten die Philippinen besitzen.
„Die Philippinen fielen uns wegen eines Vertragsbruchs zu, als wir die Spanier besiegten,“ meinte sie, „und seitdem fühlen wir uns verpflichtet, unseren braunen Brüdern in ihrer Entwicklung zu helfen.“

Weil ich diese Lehrerin nicht mochte, antwortete ich recht unfreundlich: „Ist es das, was die Briten ‚des weißen Mannes Last’ nennen?“ Sie sah mich nur bitterböse an.

Die englischen Kinder, mit denen ich in unserer Straße gespielt hatte, bezeichneten sich untereinander flapsig „Schielauge“, z.B. „Schieß den Ball her, Schielauge!“ Weil ich nun aus Gewohnheit diesen Ausdruck beibehielt, übernahmen es die amerikanischen Kinder und nannten mich „Schielauge“ anstelle von „Fett-A...“.

„*Football*“, wie ich es kannte, wurde jetzt zu „*Soccer*“. Und ein völlig anderes Spiel mit einem länglichen Ball, der meist mit den Händen und selten mit den Füßen gespielt wurde, hieß „Football“. Von „Basketball“

hatte ich noch nie etwas gehört. „Baseball“ war mir insgesamt fremd, unverständlich wie Kricket – alles sehr unverständlich. Hockey wurde hier nur von Mädchen gespielt. Ich hatte es jedoch auf dem Innenplatz einer Rennbahn von einer britischen Herrenmannschaft gegen eine Mannschaft von Turban tragenden Sikhs spielen gesehen. Es war alles sehr verwirrend. Ich versuchte erst gar nicht mich hervorzutun, versuchte nur bei den verschiedenen Aktivitäten mitzumachen und war bemüht, so viel als möglich zu lernen. Die unvermeidliche Umstellung jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, wieder auf eine andere Kultur, war dabei wenig hilfreich. Meine Mutter hat meine Schule nicht ein einziges Mal betreten und hatte daher keine Ahnung von dem, was sich dort abspielte. Sie hatte den bei den Russen tief verwurzelten Respekt vor jeder Obrigkeit, und die Schulen in Rußland haben stets die Regierungsautorität repräsentiert. Und da stellte man keine Fragen und mischte sich nicht ein. Außerdem beanspruchte das Führen der Pension ihre ganze Zeit.

In jenen Tagen brachten die Theater mit beweglichen Bildern, oder Kinos, wie wir es nannten, sogenannte Serien. Zwei Rollen mit einem sehr langen Film wurden an mehreren Sonnabenden als Hauptfilm gezeigt. Es ist wie heute mit den „Soap Opern“, daß man eine ganze Woche warten muß, um zu erfahren, wie das unabwendbare Abenteuer ausgeht. Das Drehbuch verlangte immer Banditen, meist Orientalen oder Levantiner, die unwissende und unerfahrene Mädchen übervorteilten. Diese in Hollywood ausgefeilten, spannenden und unglaublichen Szenen nahmen Besitz von meinen leicht beeindruckbaren, jugendlichen Sinnen. Es gab Zeiten, da lebte ich von Sonnabend zu Sonnabend in einem mentalen Vakuum.

Meine Verwirrtheit in der Schule, der kürzliche Tod meines Vaters, die neue Tätigkeit meiner Mutter, ihr Kummer und der schlimme Einfluß dieser Serienfilme, das alles zusammen erzeugte bei mir eine große, fast schon terrorartige Angst vor der Dunkelheit. Abendessen gab es bei uns nach acht Uhr abends, weil wir erst zwischen vier und fünf Uhr den Nachmittagstee tranken. Nach dem Abendessen war es dann schon dunkel – und die Zeit, zu der ich ins Bett zu gehen hatte. Die zwei Treppen, die ich hinauf zu meinem Zimmer gehen mußte, waren dunkel, da der Lichtschalter sich ganz oben befand. Mit meinem Herzen in der Hose zwang ich mich, bei allen Zimmern auf meiner Etage die Tür einen Spaltbreit zu öffnen, um das Licht anzuknipsen. Ich weiß nicht, was ich

da in den Räumen Schreckliches erwartete, aber ich konnte einfach nicht ins Bett gehen, ohne dieses Ritual vorher erledigt zu haben. Dann, eines Abends, als ich zu Bett ging, verließ mich die Angst und es war auf einmal alles wieder normal. Es war so, als ob mich ein böser Zauber verließ, als ich mir das Bettlaken über das Gesicht zog. Ich rief meine Mutter, damit sie mir einen Gutenachtkuß gab. Es mag merkwürdig klingen, daß ein Junge im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren von seiner Mutter zugedeckt werden möchte. Aber während des Tages war Mamachka entweder beschäftigt oder von Menschen umringt, daher war dies die einzige Gelegenheit, wenn auch nur kurz, daß wir für uns waren. Es war bei einem dieser abendlichen Gespräche, daß meine Mutter mir anvertraute, ihr ginge es finanziell nicht so sehr gut. Mit jugendlichem Optimismus antwortete ich: „Mach Dir keine Sorgen, Mamachka. Wenn ich groß bin, dann werde ich viel Geld verdienen. Unsere Chance kommt im nächsten Krieg. Wir haben im Ersten Weltkrieg alles verloren, aber ich hol uns das alles im nächsten Krieg wieder zurück. Und dann baue ich Dir ein Schloß, größer als die am Rhein."



Baronin Sophie v. Drachenfels, geb. v. Gilmann, 1885-1974, während ihrer Zeit in Kalifornien

Mamachka bekam niemals ihr Schloß, aber dennoch waren meine so dahergesagten Worte zum Teil prophetisch. Es war gespartes Geld aus Kriegsanleihen, das mir nach dem Zweiten Weltkrieg einen Start in das Geschäftsleben ermöglichte. Und meine Mutter hatte es in ihrem hohen Alter in ihrem eigenen kleinen Häuschen in Pacific Grove, Kalifornien, komfortabel und bequem.

Unsere Pension war die Hälfte eines sehr großen, dreistöckigen Doppelhauses. Die andere Hälfte war die meiste Zeit unbewohnt. Ich liebte zu träumen, daß Vivienne Schmidt dort einziehen würde.

An einem denkwürdigen Abend, als ich ängstlich alle Zimmer kontrollierte, bevor ich ins Bett ging, schaltete ich das Licht in dem zum Nachbarhaus nächstliegenden Zimmer an und sah drüben eine geduckte Gestalt auf der Veranda verschwinden. Im wahrsten Sinn des Wortes flog ich die Treppen hinunter und rief nach Hilfe. Mehrere der männlichen Mitbewohner rasten die Treppe hinauf und stiegen über das Verandageländer. Sie fanden alle Türen in dem leeren Haus offenstehen und die Eingangstür eingedrückt. Es war offensichtlich, daß ich mich bei dem Einbrecher nicht versehen hatte, und ich wurde so etwas wie ein kleiner Held. Seltsamerweise heilte mich dies Erlebnis von meinem Horror vor der Dunkelheit und ich hatte niemals mehr Angst, ins Bett zu gehen.

Jenia hatte im Gegensatz zu mir vor nichts Angst. Ihr Zimmer, unser umgewandeltes ehemaliges Wohnzimmer, befand sich im Erdgeschoß. Eines Nachts wachte sie auf und sah einen Einbrecher durch die offene Verandatür hereinkommen. Sie war so wütend über das Eindringen in ihren Privatbereich, daß sie aus dem Bett sprang, den ungeladenen Revolver von ihrem Nachttisch ergriff und, barfuß und im Nachthemd, den sich vor ihr fürchtenden Mann hinaus auf die Veranda, die Treppen hinunter und quer durch den Garten jagte. Dann ging sie wieder ganz ruhig in ihr Bett, immer noch nicht gewillt, die Tür zur Veranda zu schließen.

Einer meiner Klassenkameraden war ein großer, stiller Junge, der nie viel sprach. David Hall, wie er hieß, fuhr mit dem Fahrrad in dieselbe Richtung nach Hause wie ich, und eines Tages fuhren wir plötzlich und unerwartet nebeneinander her. Wir sprachen nur wenig, aber von jetzt an wartete er immer auf mich an der Stelle, an der sich unsere Wege

trafen und wir fuhren von dort aus gemeinsam zur Schule. Diese seltsame, schweigende Art und Weise führte uns in eine Freundschaft, die mir letztendlich eine zweite Familie bescherte.

Dr. Hall war für zehn Jahre verantwortlicher Referent für Erziehung in der Y.M.C.A.–Bewegung (Christlicher Verein Junger Männer [heute: Menschen]) in und um Hankow, Handelshafen am Jangtse-Fluß, gewesen. Während seiner Amtszeit in Hankow hatte er 21 Schulen als Teil des Y.M.C.A. Erziehungsprogramms entworfen und gebaut. Den gleichen Posten hatte er nun in Schanghai, wo es drei separate Y.M.C.A's gab: den chinesischen, den der Marine und einen großen Verein für Ausländer, gegenüber der Rennbahn gelegen. Letzterer, mit einem Schwimmbad nach Olympianorm, einer Turnhalle, mit Kegelbahnen, Billardtischen und einem Restaurant, ist heute ein Hotel für Chinesen aus Übersee (Hongkong, Singapur, den Philippinen, Australien usw.), die bedeutend mehr Luxus verlangen, als es die einheimischen Chinesen gewohnt sind.

Dr. Hall war dynamisch und energisch, um genau zu sein, er war in einer Art überwältigend, beinahe nicht zu bändigen. Er hatte eine laute, dröhnende Stimme und war ein ausgebildeter Baritonsänger. Ein Haus voller großartiger Bücher spiegelte das vielseitiges Interesse der Bewohner wieder. Frau Nina Hall war das, was man im allgemeinen Sprachgebrauch mit „Klasse" beschreibt. Sie war eine sehr hübsche Frau mit tadellosen Manieren. Sie sprach mit einem ruhigen, sehr angenehmen Akzent ihrer Heimat in Tennessee. Auch sie war sehr musikalisch und begleitete ihren Mann des Öfteren auf dem Klavier.

Die Halls hatten May-Ling Soong, die amerikanisch erzogene Tochter von Dr. Charles Soong, durch ihr allgemeines Interesse an dem Y.M.C.A. kennengelernt. Als May-Ling 1927 den General Chiang Kai Shek heiratete, sang Dr. Hall, begleitet von seiner Frau, im Majestic Hotel in Schanghai vor dreitausend Gästen das Lied: „Oh, Promise Me" (Oh, versprich mir).

Frau Hall war auch eine Künstlerin und unterrichtete später an der Amerikanischen Schule das Fach „Kunst". Die Tochter Andrea, etwas jünger als David, hat Tanz und Malerei in Wien studiert. Sie ist heute eine perfekte Porträtistin und Kunstlehrerin und auch die beste Freundin meiner Frau. Zwei weitere Söhne der Halls, Eddie und John, damals noch sehr jung, sind nachweislich die künstlerischen und intellektuellen Erben ihrer Eltern. Der Einzige, der nicht so ganz in diese Familie zu

passen schien, war mein Freund David. Körperlich gut aussehend war er nur von durchschnittlicher Intelligenz, und, wie sich später herausstellte, hatte er ernsthafte Lernschwierigkeiten. Er war ein stiller Junge in einer Familie von Schwätzern, unmusikalisch in einer Familie von Musikern, und mit Leseschwächen versehen in einer Familie von Leseratten. Als ich einige Jahre später erfuhr, daß David ein Adoptivsohn war und aus dem schwedischen, ländlichen Milieu stammte, war ich nicht erstaunt.

David und ich, wir waren mit unseren Fahrrädern in ganz Schanghai unterwegs. Wir wurden geschickte Fahrradfahrer und fuhren meilenweit freihändig durch die Gegend. Oft hingen wir uns an einen Bus, Lastwagen oder an eine Straßenbahn, ohne darüber nachzudenken, wie gefährlich das sein kann, bis eines Tages in einer nicht einsehbaren Kurve ein entgegenkommendes Auto David gegen den Laster drückte, an dem wir hingen. Nur seine Geschicklichkeit und seine schnelle Reaktionsfähigkeit retteten ihm das Leben. Dies eindringliche Signal hielt uns zwar nicht von diesem Treiben ab, aber es lehrte uns, vorsichtiger zu sein.

Wir fanden Interesse daran, Vogeleier zu sammeln. Wir waren fasziniert von deren Farben, Größen und den kunstvollen Mustern. Diese schöne Beschäftigung führte uns in Parks, Anlagen und sogar in Privatgärten. Wir befürchteten immer, entdeckt zu werden, besonders, wenn wir auf Bäumen herumkletterten.

Die Residenz des japanischen Konsuls befand sich im französischen Bezirk in einem wunderschönen, parkähnlichen Garten mit vielen großen Bäumen. Es war ein ausgedehntes Grundstück zwischen zwei Straßen. Als wir eines Tages am hinteren Zaun entlangfuhren, sahen wir eine Goldamsel (oder Pirol) in den Garten fliegen. Da wir von dieser Spezies noch kein Ei in unserer Sammlung hatten, suchten und fanden wir eine Lücke im Zaun und krochen heimlich auf des japanischen Konsuls Grund und Boden.

Wir machten auch das gesuchte Nest aus. Die Goldamsel hängt ihr geschlossenes, sackähnliches Nest normalerweise an einen ziemlich dünnen Ast. Aber hier schien der Ast stark genug zu sein, um dem Gewicht eines Jungen standzuhalten. David, leichter als ich und ein besserer Kletterer, stieg freiwillig wegen des Eies auf den Baum, während ich mich in die Büsche hockte. Wir hatten jedoch nicht mit der Aggressivität der Amseleltern gerechnet, und während David auf dem

Ast in Richtung Nest kroch, veranstalteten die Amseln ein Protestgeschrei und flogen drohend um ihn herum. Der Lärm alarmierte einen Hund im Haus, und zu meinem Entsetzen kamen einige Japaner, um zu untersuchen, was da los ist. Glücklicherweise war der Pekinese zu dumm oder zu ängstlich, um ihnen zu folgen, aber sein Kläffen verscheuchte die Goldamsel. David erstarrte im Laubwerk des Baumes und ich verschwand durch die Zaunlücke. Ich konnte sehen, wie sie den Garten absuchten, und betete, sie mögen bitte nicht noch oben gucken.

Der Hund beruhigte sich, die Männer gingen ins Haus zurück und ich stand unbeweglich und wartete auf David. Es schien mir eine Ewigkeit zu dauern, bis David in der bereits einbrechenden Dämmerung erschien. Er zeigte ein triumphierendes Lächeln mit zwei Amseleiern im Mund.

Dann entdeckten wir einmal ein Sperlingsnest unter dem Dach von Davids Haus und ich kletterte am Regenrohr hinauf, um es zu erreichen. Zu meiner Überraschung fand ich im Nest sechs kleine Eier. Eigentlich legen Spatzen nie mehr als vier Eier. Ich stopfte mir alle sechs Eier in den Mund, um die Hände für das Hinunterklettern freizuhaben. Das Glück war gegen mich. Die Regenrinne brach ab, und als ich die restlichen ungefähr zwei Meter hinunterfiel, presste ich unabsichtlich die Zähne zusammen und damit auch die Eier. Ein unbeschreiblich fauler Geschmack überströmte sofort alle meine Sinne, eine Mischung aus Schwefel und verfaulten Eiern, die ich weder herunterschlucken noch ausspucken konnte. David lachte schallend über meinen Gesichtsausdruck. Später erfuhren wir, daß ein Sperling nur auf vier Eiern brüten kann, daher waren zwei Eier verfault. Wie klug von den Spatzen, immer nur auf vier richtigen Eiern zu sitzen.

Wir hatten noch ein anderes Erlebnis, diesmal auf einem chinesischen Moslem-Friedhof. Die Friedhofswärter erwischten uns gerade, als David seinen Arm im Nest eines Eisvogels hatte.

Der Eisvogel, ein wunderschöner kleiner Vogel mit einem blau schimmernden Gefieder, baut sich sein Nest am Ende einer circa 30 cm langen Röhre, die er in eine Böschung gräbt. David griff weit in die Röhre hinein und erfaßte etwas, was er als den Vogel vermutete. Als aber seine Hand anstelle dessen irgendetwas Kaltfeuchtes umschloß, zog er sie mit einem Aufschrei zurück. In dem Moment stürzten sich drei Turban tragende Chinesen auf uns, einer von ihnen mit einem Schwert und alle laut brüllend. Es war ein furchterregender Anblick, da die

Chinesen aus der moslemischen Gegend größer und bedeutend aggressiver sind als die örtliche Bevölkerung.

Als David, der gut chinesisch sprach, ihnen erklärte, was gewesen war, veränderte sich deren Feindseligkeit zusehends in Neugier. Sie waren so interessiert, daß sie Schaufeln holten und das Nest aufgruben. Im Nest lag eine Schlange, das Maul voll mit einer großen Kröte, die sie zu verschlucken bemüht war und deshalb auch nicht in Davids Hand beißen konnte, auch wenn sie es sonst wohl gerne getan hätte. So ein Biß hätte glücklicherweise für David keine Gefahr bedeutet, da es in der Gegend von Schanghai keine Giftschlangen gab.

Nachdem sie mit uns gemeinsam das Abenteuer erlebt hatten und bei der für Chinesen so typischen, sprunghaften Veränderung ihrer Laune, luden sie uns zu Tee und Gebäck ein und führten uns über den ganzen Friedhof herum, der sonst für Außenstehende geschlossen war.

Die *Shanghai American School* stand an der Petain Avenue (heute: Hengshan Lu) im französischen Stadtteil. Zu jener Zeit noch umgeben von freiem Gelände, bot sie einen eindrucksvollen, schönen Anblick. Obwohl von der Architektur her nicht zum Stil der Umgebung passend, war es genau die Wiedergabe des Kolonialgebäudes von Williamsburg, ganz aus roten Ziegelsteinen, mit weißen Verzierungen und mit Gauben, und oben auf dem Turm eine Wetterfahne von Neu-England. Das Ganze paßte weder in die chinesische Landschaft noch zu den Gebäuden im französischen Baustil in der Umgebung. Als meine Frau und ich 1984 Schanghai besuchten, fanden wir nur noch das Hauptgebäude vor, das jetzt als Ingenieurschule für die Handelsmarine genutzt wurde. Die Ziegelsteine waren immer noch rot, aber stark abgenutzt und die Verzierungen waren mit einer geschmacklosen Mischung von Grün, Blau und Gelb überstrichen. Anstelle der traditionellen Wetterfahne zierte ein großer, roter Stern die Kuppel. Das Gebäude verbarg sich hinter einer vier Meter hohen Ziegelmauer.

Als ich unseren Führer fragte, was mit den anderen Gebäuden geschehen sei, antwortete er recht schroff: „Sie sind durch geeignetere Gebäude ersetzt worden." Und tatsächlich war es so. Das einzige auffallende amerikanische Gebäude, das noch überlebt hatte, wurde von allen Seiten durch Reihen von eintönigen, zweigeschossigen Wohngebäuden fast erdrückt. Das waren die „geeigneteren Gebäude". Schanghai

ist heute eine der größten Städte der Welt und die Menschen müssen untergebracht werden.

In der Blütezeit der S.A.S. konnte sie sich rühmen, alle Eigenarten einer amerikanischen Schule zu bieten. Die rot-weißen Schulfarben waren von der Standfort-Universität übernommen worden, genauso wie die S.A.S.-Beifallsrufe. Als ich vor vielen, vielen Jahren das erste Mal die Schule erlebte, war ich verdutzt über das fremdartige Spektakel der organisierten Beifallskundgebungen bei sportlichen Veranstaltungen, so recht amerikanisiert, einschließlich der Mädchen als Beifallsleiterinnen mit ihren unverständlichen Ausrufen wie: „Rah, rah, rah – sis boom bah!“

Der Lehrplan war bedeutend freizügiger zusammengestellt, als der von der französischen oder der deutschen Schule. Selbst die Schüler der 7. Klasse konnten zwischen verschiedenen Themen wählen, und in der Oberstufe wurden Wahlfächer angeboten. Für mich war das eine angenehme Veränderung gegenüber der strikten Fächervorgabe in den beiden anderen Schulen. Man konnte zum Beispiel zwischen Latein und Französisch wählen. Da ich Französisch haßte, nahm ich Latein. Als ich aber feststellte, wie fremd und schwer diese tote Sprache ist, wechselte ich doch zu Französisch. Die Lehrerin, eine liebe, alte russische Dame mit Namen Iwanoff, hatte wohl Gefallen an mir, versäumte es nie, mir die Note „A“ zu geben. Einige Schüler warfen mir vor, der Liebling der Lehrerin zu sein, was mich aber weiter nicht störte, denn ich war tatsächlich den anderen in Französisch weit voraus, teilweise dank der trockenen Französischstunden, die ich zu Hause von der trockenen Anna Pawlowna erhalten hatte. Der allgemeine Studienraum war für mich eine neue und willkommene Einrichtung. Ich nutzte sehr gerne die Möglichkeit, meine Hausaufgaben in der Schule zu erledigen und nahm nur selten meine Schulbücher mit nach Hause. Daraufhin bekam ich auch keine sehr guten Noten, ein „C“, Durchschnitt oder besser, in allen Fächern bis auf Mathematik, wo es gerade mal zu einem „D“ ausreichte. Jedoch war da ja immer das „A“ in Französisch und manchmal auch in Kunst.

Ich haßte alle Fächer, die ein ernsthaftes Lernen erforderlich machten, wie Mathematik und englische Grammatik. Das Letztere fand ich unnötig, weil ich eine Art sechsten Sinn für den richtigen Gebrauch der Sprache hatte und auch noch habe. Sehr zum Erstaunen meines Englischlehrers schaffte ich immer ein „C“ in den englischen Examen,

wobei ich für den Teil Grammatik ein „F“ erhielt und für den anderen Teil ein „A“, was zum Durchschnitt „C“ führte.

Sport war für mich viel interessanter als die Lernfächer. Frei nach der Maxime der Gründer dieser Schule, daß amerikanische Kinder in der ausländischen Umgebung von China das Amerikanische am besten durch den Einfluß der Schule behalten würden, spielten wir das besonders typisch amerikanische Spiel, nämlich „Football“. Die S.A.S. hatte wahrscheinlich die einzige Football-Manschaft, die niemals ein Spiel gewonnen hat. Keine der anderen Schulen in Schanghai spielte Football. Das bedeutete, außer den internen Spielen waren es nur gelegentliche Wettkämpfe gegen amerikanische Marinemannschaften oder Mannschaften von amerikanischen Geschäftsleuten, britischen Rugbyspielern und einige Chinesen, die Football während ihres Besuchs von amerikanischen Universitäten gelernt hatten. Alle diese Gegner waren Erwachsene, die also bedeutend schwerer als wir waren, besonders die Mariner. Wir hatten daher überhaupt keine Chance, ein Spiel zu gewinnen. Es war herzzerbrechend und zum ‚Füßeausreißen', aber Jahr für Jahr steckten wir die Prügel ein, begleitet von dem durch die Applausleiterinnen angeheizten Applaus unserer standhaften Anhänger. Hochschuljungen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren können bei diesem Spiel nicht mit ausgewachsenen Männern konkurrieren.

Meine Mutter wäre entsetzt gewesen, wenn sie wirklich gewußt hätte, was mit mir geschehen war. Ich kam ganz ausgepumpt und am ganzen Körper verletzt nach Hause und meine Mutter sagte: „Liebling, ich kann nicht verstehen, daß Du von dem bißchen Fußballspielen so müde sein kannst.“ Für sie war es ein Spiel, in dem man einen Ball einfach hin und her schoß.

Basketball ist vom Y.M.C.A. in Amerika erfunden worden. In der Mitte der zwanziger Jahre wurde es in allen Y.M.C.A.'s in China und in den durch Amerika betriebenen Universitäten geschult. Chinesen wurden geschickte Spieler. Sie neigten jedoch dazu, zwischendurch zu tricksen und jeder wollte sich selbst herausstellen. Konsequenterweise litt das Zusammenspiel der Mannschaft darunter, aber das Können des Einzelspielers war sehr gut.
Wir waren größer und hatten ein besseres Zusammenspiel. Daher waren die Mannschaften, bis auf den Altersunterschied, ausgeglichen.

Wir hatten Jahr für Jahr sehr erfolgreiche Basketballmeisterschaften. Wir wurden nach Soochow und sogar nach Nanking zu Spielen eingeladen.

Die einzigen eigenen Gegner waren die U.S. Marines und gelegentlich amerikanische Seeleute. Wir zogen uns alle im selben Raum unsere Sportuniformen an. Einmal drehte sich einer der Matrosen um, zog die Unterhose herunter und zeigte uns seine Tätowierung mit je einem Propeller auf jeder Backe und darüber ein Schriftzug mit „Doppelschraube, halte Abstand."

Basketball war noch nicht ein Spiel der Riesen. Einer unserer besten Spieler war Michael Belinki, der jüdische Junge aus der Joffre Avenue, der auch die Schulzeit bei der S.A.S. beendet hat. Er war sehr klein, jedoch extrem beweglich und flink, exzellent beim Körbewerfen. Ich erinnere mich noch, als er gegen einen ungewöhnlich großen Mariner spielte. Michael dribbelte den Ball genau zwischen den Beinen des Mariners hindurch und warf den Korb für unseren Spielgewinn und zur lauten Freude der Zuschauer.

Baseball war ein anderes, für uns nicht zu gewinnendes Spiel, da unsere Gegner wieder Mariner oder Seeleute oder eine Mannschaft der japanischen Kaufleute in Schanghai waren.

In unserer 8. Klasse an der S.A.S. war unsere Klassenlehrerin ein Fräulein Berg. Sie war jung, recht attraktiv, aber nicht die beste Lehrerin. Sie erschien des Öfteren mit roten Augen und verschlafen zum Unterricht und ließ uns bei solchen Gelegenheiten einfach lesen oder Mathematikaufgaben erledigen. Sie muß wohl eine der jungen Frauen gewesen sein, die nur nach Schanghai kamen, um einen Mann zu finden und eine schöne Zeit zu haben. Die Stadt war voller passender junger britischer, amerikanischer und französischer Junggesellen, die für einige Jahre von großen Firmen oder für den auswärtigen Dienst oder vom Militär dorthin entsandt worden waren. Sie waren die ausländischen Mitarbeiter im Gegensatz zu den lokalen Mitarbeitern, meist Eurasier, Russen, Chinesen, die deutlich weniger verdienten und denen Privilegien der ausländischen Mitarbeiter verwehrt blieben, wie längerer Urlaub und sechsmonatige Heimreisen alle drei Jahre.

Junge britische oder amerikanische Frauen gab es nur wenige, die daher sehr begehrt waren. Ausländische unverheiratete Mitarbeiter verabredeten sich nicht mit eurasischen oder russischen Mädchen. Man tat so

etwas nicht, denn damit würde man sich auf die Ebene der Einheimischen begeben.

Die Klasse hatte nur wenig Respekt vor Fräulein Berg und sie hatte Probleme, die Disziplin aufrechtzuerhalten. Es war wahrscheinlich der dranghafte Wunsch von mir, von meinen Klassenkameraden wahrgenommen und akzeptiert zu werden, der mich zu einem Angeber werden ließ. Gemeinsam mit meinem gleichaltrigen Schulkameraden Paul Kelhofer gelang es mir kontinuierlich, den Unterricht zu stören. Einmal machte ich aus der Schnur, mit der ich meine Schulbücher zusammenband, ein Lasso und warf es zu Paul. Zu unser beider Überraschung fiel es genau über seinen Kopf. Genau in dem Moment drehte sich die Lehrerin um und sah Paul aufrecht sitzen, die Bücherschnur um seinen Hals und einen erstaunten und schuldbewußten Ausdruck auf seinem Gesicht. „Also gut, Paul Kelhofer," kreischte sie, „Jetzt habe ich genug von Dir! Du bekommst ein „F" in Betragen!"

Ich fand dies äußerst unfair, denn Paul war völlig unschuldig. So wollte ich ein guter Kamerad sein und rief: „Aber Fräulein Berg, Paul hat doch nichts gemacht. Ich habe die Bücherschnur über ihn geworfen."

Voller Verzweiflung wandte sie sich zu mir: „Wenn dem so ist, Alec, bekommst auch Du ein „F"."

Das war für mich eine schlimme Sache, denn ich hatte bereits so ein „F" in zwei Berichten nach Hause gebracht und ich wußte, daß meine Mutter sehr unzufrieden mit mir sein würde. Es berührte sie tief, daß ihr wohlerzogener Sohn so wenig Respekt vor seinen Lehrern hat und so schlechte Manieren zeigt, wofür er die schlechteste Bewertung in Betragen bekommt. „Benehmen wie ein Rabauke" nannte sie es. Ich erzählte ihr nichts von dem Lasso-Unternehmen. Ich strich es aus meinem Gedächtnis, in der Hoffnung, Fräulein Berg würde ihre Androhung nicht wahr machen.

Aber der Berichtstag kam unweigerlich, und Paul und ich hatten tatsächlich ein dickes „F" in Betragen. Eine Aussprache mit meiner Mutter war nicht zu vermeiden. So wenig Interesse sie an den Einzelheiten meiner Studien hatte, so sehr bestand sie darauf, die Zeugnisse als einzige Grundlage ihrer Beurteilung meiner schulischen Weiterentwicklung zu sehen.

Als ich das Zeugnis nach Hause brachte, war gerade niemand da. So mischte ich es unter die tägliche Post, bereit, es auf diese Weise verschwinden zu lassen.

Aus einem unerklärlichen Grund wusch ich am selben Tag die weiße Katze von Una. Ich bin mir sicher, heute würde irgendein Psychologe eine Vielzahl von Erklärungen für mein Handeln finden. Wir hatten glücklicherweise keine Psychologen als alles entschuldigende Berater und hatten nicht die bequeme Möglichkeit, die Schuld für unsere Untaten auf irgendetwas oder irgendjemanden abzuwälzen. Ich wußte genau, daß Katzen nicht gewaschen werden müssen, aber ich dachte mir, daß diese Persianerkatze viel schöner aussehen würde, wenn sie sauber ist. Die Prozedur verwandelte sich in eine richtige Schlacht, und als alles vorüber war, war ich gründlich zerkratzt und fast genau so naß wie die Katze. Ich trocknete die Katze gerade ab, als meine Mutter mit dem Zeugnis in der Hand ins Badezimmer kam. Ich konnte ihr ansehen, daß sie bereits sehr verärgert war. Als sie mich sah, sagte sie: „Was machst Du da mit der Katze?“
„Ich wasche sie, sie war so dreckig und ich bin sicher, Una wird ...“
Meine Mutter unterbrach mich erbost. „Hast Du Dir Dein Zeugnis angesehen? Natürlich hast Du es bereits gesehen. Schon wieder hast Du ein „F“ in Betragen. Was hast Du dazu zu sagen?“
Ich wollte die Sache auf die dreiste Weise angehen, und mit einem frechen Kichern und einem Schulterzucken antwortete ich: „Oh, nichts.“

Meine Mutter explodierte. Nur selten verlor sie ihre Beherrschung, aber die nasse Katze, das „F“, und obendrein die freche Grimasse von mir war doch zu viel für sie. Sie ergriff das nasse Handtuch und voller blindem Zorn schlug sie mir damit auf den Kopf, über den Rücken und überall sonst wo hin. Die Katze verschwand wie der Blitz, ich aber konnte es nicht über mich bringen, auch davonzulaufen. Bald hielt sie inne und mit einem Blick nach oben rief sie aus: „Oh Gott, womit habe ich einen solchen Sohn verdient? Was habe ich nur getan, um so bestraft zu werden?“

Mir war klar, dies bedeutete, daß ich sie tief verletzt hatte. Meine ganze Arroganz flog dahin. Ich war voller Reue, als ich ihre Hand ergriff. „Mamachka, es tut mir wirklich leid. Ganz bestimmt, es tut mir wirklich leid. Ich habe mich sehr schlecht benommen. Ich verstehe selbst nicht, warum ich das mache!“

Ich war versucht ihr zu versprechen, mich niemals mehr in der Schule daneben zu benehmen. Wir nahmen aber Versprechen sehr ernst und paßten auf, daß wir nie Unmögliches versprachen. So wich ich auf einen Kompromiß aus. „Ich verspreche Dir, niemals wieder ein „F“ in Betragen nach Hause zu bringen.“

„Ich will das akzeptieren, Alesha, doch ich hoffe, Du wirst Dich sogar noch drüber hinaus bessern.“

Als Konsequenz aus meinem Versprechen hörte ich in der Schule mit vielen dummen Gewohnheiten auf. Damit war mein bisheriges Bestreben, der Faxenmacher der Klasse zu sein, beendet.

Fünfzig Jahre nach unserem Schulabschluß traf ich 1984 in Williamsburg in Virginia anläßlich eines Treffens der Schüler von der *Schanghai American School* Paul Kelhofer wieder. Er hatte sich nicht wesentlich verändert, war natürlich nur viel älter geworden. Er liebte immer noch Spaß und Streiche. Dabei erinnerte er mich an einen Vorfall in unserem letzten Schuljahr. Er hatte wieder einigen Unfug getrieben, was es war, wußten wir nicht mehr, er wurde jedenfalls in Haft genommen. In Schanghai hatten die Ausländer, deren Länder eine exterritoriale Gerichtsbarkeit besaßen, selbständige Gerichte, die sich bewährt hatten und sich aus eigenen Landsleuten zusammensetzten. Paul also sollte von diesem amerikanischen Gericht angeklagt werden. Die Jungen, die Paul am nächsten standen, empört über die Aussicht, daß Paul vor Gericht gestellt wird, nahmen sich vor, sich in geschlossener Reihe hinter Paul aufzustellen und darüber zu wachen, daß es gerecht zugeht. Ungefähr zehn von uns entschieden sich, vor Gericht zu erscheinen. Unsere vorgegebene Tapferkeit begann zu wanken, als wir uns durch die leisen, leeren Korridore des amerikanischen Konsulatsgebäudes in den getäfelten Gerichtssaal begaben. Es herrschte Totenstille und er war fast leer. Nachdem uns der Gerichtsdiener, ein U.S. Mariner in Uniform, befahl aufzustehen, kam das Gericht hereinmarschiert, schnell und geschäftsmäßig, die schwarzen Roben wehten hinter ihnen her. Der Justizbeamte erhob sich und erklärte mit sonorer Stimme: „Die Vereinigten Staaten von Amerika gegen Paul Kelhofer.“

Wir sahen uns entgeistert an. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren gegen unseren Kameraden Paul. Das konnten wir nicht glauben – die <u>ganzen</u> Vereinigten Staaten von Amerika! Es ist unnötig zu sagen,

wir waren komplett ernüchtert, von unserem Mut blieb nichts mehr übrig.

Pauls Vergehen, was immer es auch gewesen sein mag, war nichts Ernsthaftes. Er wurde vom Gericht streng belehrt und mit einer Ermahnung entlassen. 1984 erzählte er mir, es sei das einzige und letzte Mal gewesen, daß er mit einem Gericht in Berührung gekommen sei.

Mein Verhältnis zu Fräulein Berg hatte sich nicht wesentlich gebessert. Ihre Abneigung war auch im letzten Quartal so geblieben, daß ich glücklich war, ein „D“ für Betragen zu bekommen.

18. Kapitel

Wichtige Ereignisse

Im Jahr 1927 mußten wir in China entscheidende politische und militärische Auseinandersetzungen zur Kenntnis nehmen. Die Namen chinesischer Anführer wie Chang Tso Lin und Wu Pei Fu waren oft an der abendlichen Tischrunde zu hören. Auch Dr. Sun Ya-tsen, der „Vater der chinesischen Republik" wurde gelegentlich erwähnt. Chiang Kai Shek war zunächst ein verhältnismäßiger Neuling in der Szene, wurde aber sehr bald Anführer der Kuomingtan-Partei. All dies war für mich nur von geringer Bedeutung. Alles, was mit den Chinesen etwas zu tun hatte, schien mir für mein Leben nicht wichtig zu sein. Berichte über chinesische Politik und Kriegsführung wurden gewöhnlich in einer abfälligen und herablassenden Weise verfaßt und der ganze Vorgang wurde als ein ungeschicktes, fürchterlich sinnloses Handeln dargestellt. Ausländer nahmen die chinesischen Auseinandersetzungen nicht ernst – und dies mit einiger Berechtigung. Von 1920 bis 1928, als Chiang schließlich mit Gewalt eine Vereinigung Chinas vollendete, wurde das Land durch Bürgerkämpfe geplagt und in zahllose Machtzentren aufgeteilt, die von verschiedensten Anführern beherrscht wurden, von denen viele nichts anderes, als mächtige Bandenchefs waren, jeder von ihnen mit seiner eigenen „Privatarmee". Die meisten dieser Armeen bestanden aus gezwungenen Analphabeten und entwurzelten, landlosen Bauern. Die Ausbildung war minimal, die militärische Ausrüstung in erbärmlichem Zustand, die Munition minderwertig. Bezahlung war Glücksache und die Soldaten waren auch damit zufrieden. Sie lebten aus dem Land und nahmen sich, was sie brauchten. Weder die Anführer noch die Militärs wollten wirklich Krieg. Ihre Gefechte waren hauptsächlich nur Bluff und ein sich Zurschaustellen sowie taktisches Manövrieren. Sieger war dann der beste Bluffer und Stratege. Die hilflosen Massen der Bauern und Kulis waren die am meisten Leidtragenden. Nicht nur, daß ihre Ernte zertrampelt oder gestohlen wurde, ihre Söhne und Väter zwangsverpflichtet und ihre Häuser ausgeplündert wurden, sondern sie wurden auch auf Jahre im Voraus besteuert mit der Zusage, sie bräuchten dann in Zukunft keine Steuern mehr zu zahlen. Anführer wandten diesen Trick so oft an, daß die Leute in einigen Gegenden bis zu zwanzig oder dreißig Jahre im Voraus ihre Steuern bezahlen mußten.

Die Ausländer dachten bei Krieg stets in den Größenordnungen des Ersten Weltkriegs, als die verheerende Technologie in einem unvorstellbaren Ausmaß Leben, Industrieanlagen und die Umwelt zerstörten. Daher betrachteten sie die dagegen recht zivilisierten Auseinandersetzungen bei den Chinesen mit Hohn und Spott.

Seit mindestens 1923 hatten russische Bolschewiken als Berater die Kuomingtan-Armee (jetzt „Revolutionäre Volksarmee“) ausgebildet und ausgerüstet, die noch bis 1927 Kommunisten und Nicht-Kommunisten umfaßte.

Von 1927 an hatte Chiang Kai Shek das Gesamtkommando übernommen. Er hatte begeisterte junge Offiziere herangezogen, von denen viele unter ihm an der Whangpoo-Militärakademie in der Nähe von Schanghai ausgebildet worden waren. Chiang war es gelungen, seinen Einheiten die neuartige Idee beizubringen, daß seine Armee eine wirklich chinesische Armee sei, eine einheitliche nationale Armee und nicht eine weitere Privatstreitmacht von lauter raubgierigen Soldaten. Seine Männer wurden annehmbar besoldet und waren verhältnismäßig gut ausgerüstet und besaßen vor allem Vertrauen und erkannten in ihrem Einsatz einen begeisternden, sittlich-moralischen Anlaß.

Als Chiangs Armee, nachdem sie den Süden Chinas erobert hatte, sich von Süd-Westen Schanghai zu nähern begann, bemerkten endlich auch die Ausländer dort das neue Element der Macht, welches die Sicherheit ihres Lebens und ihrer Lebensgrundlagen bedrohte.

Strategisch waren die Internationale Niederlassung und das Französische Gebiet nur schwer zu verteidigen. Die Enklave hatte im Norden und Osten mit dem Soochow-Flüßchen und dem Whangpoo-Fluß natürliche Grenzen, ausgenommen einem langgestreckten Gebiet im Norden des Soochow-Flüßchens, Hongkew-Distrikt genannt. Ein Teil der südlichen Grenze im Französischen Gebiet war auch einigermaßen gut abgesichert durch das Siccawei-Flüßchen. Jedoch nach Westen war die Stadt total ungeschützt, nur freie Fläche und keine natürlichen Hindernisse. In Bezug auf Schanghai nur an die Internationale Niederlassung und an das Französische Gebiet zu denken, bedeutete, die riesigen Massen von Chinesen in den beiden in das größere Schanghai integrierten Städte zu übersehen: das uralte Nantao, noch immer teilweise von einer Mauer umgeben, und das weit ausgedehnte und verschlungene Chapei, das sich nördlich vom Soochow-Flüßchen

parallel zum Hongkew-Distrikt und darüber hinaus erstreckt. In Nantao und Chapei gibt es keine festgelegte Grenze, die die Chinesen vom internationalen Bereich abtrennt. In Gefahrenzeiten wurde meilenweit Stacheldraht mitten auf der Straße ausgerollt, um eine sichtbare Grenze zu bilden.

Bisher war das „Schanghai Freiwilligen Corps“ ausreichend gewesen, um die Ruhe in den von Ausländern dominierten Gebieten sicherzustellen. Es bestand aus uniformierten und bewaffneten ausländischen Einwohnern, gut ausgerüstet für den Straßenkampf und für das Kontrollieren von Massenaufläufen. Seit dem Boxeraufstand von 1900 hat sich den Chinesen keine Bedrohung mehr gestellt.

Nun änderte sich aber das vertraute Dasein. Das China-Schanghai befand sich unter dem nördlichen Kommando von Marschall Sung Chuan Fang. Gegen Chiangs Bemühungen, das Land zu einigen, unterstanden dem Marschall verschiedene Privatarmeen.

Somit lag ein Kampf mit seinen möglichen Auswirkungen in der Luft, und die Befürchtung, daß die chinesische Armee die rechtliche Unverletzbarkeit der Abmachungen unbeachtet lassen würde, war sehr real.
Die Briten landeten ihre Marineinfanterie und ein Grenzschutzregiment komplett mit Kilt und Dudelsack. Die japanische Marineinfanterie richtete Stellungen im Hongkew-Distrikt ein, wo die meisten einheimischen Japaner lebten. Die amerikanische Marineinfanterie gruppierte sich in der Internationalen Niederlassung. Die Franzosen bereiteten eine Verteidigung ihrer Niederlassung mit Annamite-Truppen (heute vietnamesische Truppen) aus Indochina vor. Es waren kleine, grinsende Männer, deren kohlschwarzen Zähne ihre Münder wie leere Höhlen aussehen ließen.

Als die Gerüchte von Chiangs Heranrücken zunahmen, leerten sich Schanghais Straßen und es wurde ungewohnt still. Eine Spannung ergriff die Stadt. Wenn Gruppen junger Chinesen, aufgescheucht durch neue Gerüchte, schießend und gestikulierend die Straßen herunterliefen, hörte man knatternde Geräusche, weil beängstigte Kaufleute hastig ihre Läden schlossen und dabei die Jalousien herunterließen. Die Schlacht, die dann endlich ausbrach, war enttäuschend. Die „Nordler“ hatten sich südlich des Französischen Gebiets und den Siccawei-Bach in ihrem Rücken zusammengezogen. Sobald sie sich mit Chiangs Artillerie und

den gut ausgebildeten und entschlossenen Kantonssoldaten konfrontiert sahen, ergriffen sie kopflos die Flucht, eingeschlossen zwischen dem Bach und den unbarmherzigen Attacken. Eine Panik brach aus. Die Verteidiger rasten über die Brücken, überrannten die französischen Truppen und strömten in das Französische Gebiet, viele fanden dort den Weg in das „Märchenland“. Das war ein spektakuläres Anwesen der Familie Moller, wohlhabende Eigner einer Reederei, deren Kinder Eric, Budgie und Chrys die S.A.S. besuchten.

Wir hörten später, daß der Vater, Mr. Moller, empört gewesen sein soll, als er sah, wie sein Besitz von bewaffneten Chinesen überrannt wurde. Er bewaffnete sich und seine drei Jungen mit Jagdgewehren und sie rannten zu den beiden Zaunlücken, durch die die Chinesen hereindrangen – Herr Moller und sein jüngster Sohn (ungefähr vierzehn) zu der einen, Eric und Budgie zur anderen. Sie konnten zwar die Flut nicht stoppen, aber sie verstanden es, die bewaffneten Soldaten dazu zu bewegen, sich von ihrem militärischen Gerät zu trennen.

Als einige von uns am nächsten Tag nach der Schule neugierig mit dem Fahrrad zum „Märchenland“ fuhren, sahen wir zwei große Berge mit Schußwaffen: Gewehre verschiedenster Marken, Maschinenpistolen, einschließlich der deutschen Mauser mit dem Holzkolben, die bei den Chinesen sehr beliebt war, Zweihänderschwerter, alle Sorten an Munition und sogar amerikanische automatische Browningkarabiner. Chrys forderte uns auf, uns zu bedienen. Wir stopften unsere Taschen voll mit Munition und nahmen auch einige Bajonette mit. Herr Moller hielt uns davon ab, Gewehre oder Schwerter mitzunehmen. Letztere sind recht wertvoll wegen des besonderen Stahls und der kunstvollen Beschläge.

Chiangs Männer waren sehr diszipliniert und hielten sich an die vom Generalissimus vorher abgegebene Erklärung, sie betraten niemals auch nur einen Teil eines Ausländerbereichs.

Noch im selben Jahr 1927 begann der endgültige Bruch zwischen den chinesischen Nationalisten und den chinesischen Kommunisten. Dieser Bruch wurde nur für eine kurze Zeit überbrückt, als beide Parteien im Zweiten Weltkrieg zusammen gegen die Japaner, ihrem gemeinsamen Feind, kämpften. Letztendlich wurde Chiang von Mao Tse Tung besiegt und floh mit seinen Nationalisten auf die Insel Formosa, heute Taiwan genannt.

Die Munition, die wir von Mollers mitgebracht hatten, nützte uns wenig ohne Gewehre, so gebrauchten wir sie bei den anderen Jungen in der Schule als Tauschobjekte, wie sonst Baseballkarten. Es dauerte jedoch nicht lange, bis einer von uns, George Fitch, uns zeigte, wie wir mit der Munition eine Handfeuerwaffe basteln könnten. Er schnitzte aus Holz einen Handgriff für eine Pistole. Oben drauf befestigte er zwei leere Gewehrpatronen. Nachdem er die Kugeln entfernt hatte, hatte er festgestellt, daß sie mit zwei verschiedenen Pulverarten gefüllt waren. Die eine war schwarz und in etwa wie grober Sand gekörnt, und die andere sah aus wie durchsichtige Spaghettis. Er bohrte ein feines Loch in den Boden der beiden Patronenhülsen und steckte in jedes Loch ein etwa 5 cm langes Stück von dem „Spaghetti"-Pulver als Lunte, dann füllte er die Hülsen mit dem schwarzen Pulver und steckte die Kugel wieder vorne hinein. Seine Theorie war, daß die Lunte, sobald sie angezündet wird, wie eine Wunderkerze brennen würde, bis das Feuer durch das kleine Loch in die Hülse gelangt und dort das schwarze Pulver zur Explosion bringt.

Ich war bei George zu Hause, als er seine doppelgeschossige Pistole ausprobierte. Nachdem wir den ganzen Apparat zusammengebaut hatten, waren wir so begierig, die Geschosse abzufeuern, daß wir uns nicht die Zeit nahmen, um hinauszugehen und uns ein Ziel im Freien zu suchen. Griffbereit lag die Familienbibel der Familie Fitch, eine große Ausgabe, sehr dick, aber auch sehr in Ehren gehalten. Wir jedoch sahen sie nur als perfekten Aufprallabsorber an. George zielte mit der Pistole auf die Bibel und ich hielt an die beiden Lunten ein brennendes Streichholz. Während die Flammen an den Lunten entlang liefen und dann in den Löchern verschwanden, hielten wir den Atem an. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Dann BOOM! Und dann war die Hölle los.

Georges Arm wurde mit einer solchen Wucht zurückgeschleudert, daß er sich den Daumen und das Handgelenk verstauchte. Lautes Krachen und zischendes Getöse stürzten von allen Richtungen auf uns ein, und der Raum war voll mit dem beißenden Geruch von verbranntem Schießpulver. George rannte vor Schmerzen im Zimmer herum und rief mir zu, ich solle das Fenster öffnen. Als sich der Rauch verzogen hatte, fanden wir die Pistole in Stücke zerlegt. Der Rückschlag hatte beide Patronenhülsen aus der Halterung gerissen und zurückgeschleudert. Es war ein unglaubliches Glück, daß George von ihnen nicht getroffen wurde. Ein weiteres Glück war, daß die Geschosse an ihrem Ziel vorbeigegangen

waren, und dadurch die Bibel in den Rauchschwaden unbeschädigt blieb. Die Kugeln hatten das ohrenbetäubende Krachen und die zischenden Laute verursacht. Die Kugeln waren als Querschläger durch den Raum hin- und hergeschossen, indem sie immer wieder von den hart verputzten Wänden abprallten.

Man sagt, der liebe Gott hält seine Hand über Betrunkene und Idioten. Wir waren mit Sicherheit nicht betrunken. Ich befürchtete, daß Georges Vater, eine sehr strenge Führungskraft in der Y.M.C.A.-Bewegung, herbeieilen würde, daher half ich George, schnell das Zimmer aufzuräumen und verdrückte mich so rasch wie möglich mit dem Pistolengriff und allen uns belastenden Beweisstücken. Über unsere geniale Erfindung wurde gemunkelt. Dadurch gewarnt, zogen die meisten Eltern die übrige Munition ein.

Da meine Mutter nicht der amerikanischen Gemeinde angehörte, erfuhr sie glücklicherweise nichts von diesen Neuigkeiten. So konnte ich meine Bewaffnung behalten. Die Kugeln erwiesen sich als sehr nützliche Tauschobjekte gegen Bücher, Murmeln und andere Schätze.

Um diese Zeit entwickelte sich eine Freundschaft mit Chrys Moller. Ich war ganz fasziniert von Mollers wunderschönem Haus mit dunkel holzgetäfelten Räumen, mit Spielbereichen für die Kinder und mit einem endlos großen Garten. Herr Moller hatte, außer daß er eine große Handelsschiffsreederei führte, eine Passion für Gebäude. Das Haus im Märchenland wurde nie vollendet, weil er sich, bereits bevor er den einen Teil fertiggestellt hatte, entschloß, einen anderen Teil anzubauen oder zu vergrößern. Es war ihm eine Passion geworden, auszuprobieren, wie man diese Arbeiten ausführen kann, ohne damit das Familienleben zu stören. Auf diese Idee war er gekommen, als er einen Flügel erweitern wollte. Das bedeutete, das Äußere komplett neu zu bauen, einschließlich des vorgesehenen neuen Teils und das Dach, und dann das ganze Innere zu demontieren und wieder neu auszubauen. Natürlich regierte als Ergebnis davon das Chaos auf Märchenland. Aber dieses Verfahren war eines der vielen Faszinationen in Chrys Mollers Leben, die mich in Atem hielten.

Chrys war sehr kreativ. Unter seinen vielen einfallsreichen Projekten war auch die Organisation eines geheimen Vereins. Der bestand nur aus fünf oder sechs Mitgliedern: Chrys, David Hall, Rodney Henkel, ich selbst und noch ein oder zwei weitere, an deren Namen ich mich nicht mehr

erinnere. Chrys goß einige Medaillons in der Größe einer Dollarmünze aus Blei, die wir dann mit einem Totenkopf und mit gekreuzten Knochen versahen und um den Hals trugen. Zunächst trafen wir uns im unfertigen Teil des Dachbodens in seinem großräumigen Haus, der heiß, staubig und voller Spinnweben war. Herr Moller sperrte uns jedoch aus, weil er befürchtete, wir könnten durch die nur verputzte Decke in die darunter liegende Etage durchbrechen. Der Club wäre an diesem Punkt eines natürlichen Todes gestorben, hätten wir nicht während eines Spaziergangs durch die angrenzenden Felder einen Fuchsbau in einem Grabhügel entdeckt. Außer den wenigen Friedhöfen für Christen und Moslems gab es in China keine Bestattungsordnung. Die Toten wurden wahllos dort beerdigt, wo der buddhistische Priester meinte, es wäre ein Glück bringender Platz für das jenseitige Leben der Verstorbenen. Die meisten wurden irgendwo in den Feldern in kleinen mit einem Ziegeldach versehenen Hütten beigesetzt, die gerade groß genug waren, um einen Sarg aufzunehmen. Wohlhabendere Familien ließen große Hügel über diese Abdeckungen errichten, und Füchse gruben sich dann gewöhnlich ihren Bau in diese Aufschüttungen mit der hohlen Sargkammer als ihr Zentrum.

Unter dem Kommando von Chrys vergrößerten wir mit Gartengeräten den von uns gefundenen Eingang. Wir akzeptierten, daß Chrys der ägyptische Pharao war und wir seine jüdischen Sklaven. Es dauerte nicht lange, bis wir einen fünf Meter tiefen Tunnel bis zum Mittelpunkt des Hügels gegraben hatten, wo wir eine Krypta entdeckten, groß genug für uns, wenn wir uns nur in eine hockende Stellung erhoben. Der hölzerne Sarg war schon längst zerbröckelt und zwischen dem Schutt lag ein Skelett, oder eher, viele einzelne Knochen von einem solchen. Zu unserer Freude und unserem Entsetzen war da auch der vollständige Schädel, sorgfältig gereinigt von irgendwelchen Tieren oder Insekten. Das Grab muß sehr alt gewesen sein, denn es gab keine Spur mehr von Verwesung. Dies wurde dann unser Clubhaus. Das Zeichen des Widerstandes war der Totenschädel. Per Zufall stellten wir fest, daß der dazugehörende Unterkiefer mit einem Gummiband so an den Schädel angebracht werden konnte, daß er nach entsprechender Betätigung für eine kurze Zeit von alleine zunächst auf und dann wieder zu ging. Wenn wir eine Kerze in den Schädel stellten und unsere Taschenlampen ausmachten, war der grinsende, leuchtende und sprechende Schädel der einzige sichtbare Gegenstand in dem dunklen und schweigsamen Grab. Der Effekt war unheimlich und bestechend übernatürlich. Wir genossen es, neue Clubmitglieder in unsere Gemeinschaft einzuführen, nur um

deren Reaktionen bei unserem sprechenden Totenschädel zu beobachten. Es dauerte dann aber nicht lange, bis unsere Organisation zu groß wurde, um alle unter Kontrolle zu halten. Auch verlor sie dadurch ihre wesentliche Attraktion eines Geheimbündnisses. Chrys wurde immer selbstherrlicher in seiner Rolle als Pharao-Kommandeur und eine Revolte der Sklaven brachte das Ende unseres bemerkenswerten Abenteuers.

Eines Tages beschloß Chrys, daß wir beide Indianer seien, die die Siedler überfallen. Mit zwei Gewehren, die er aus dem Gewehrständer seines Vaters nahm, schlichen wir heimlich durch das Schilf eines kleinen, angrenzenden Sees hinter dem Moller'schen Grundstück, um nach Siedlern Ausschau zu halten. Auf einmal zeigte Chrys hinauf zu einer Straßenlaterne und flüsterte: „Laß uns die Straßenlaterne ausschießen, damit wir heute Nacht die Siedler angreifen können."

Ich flüsterte zurück: „Chrys, das ist eine städtische Straßenlampe."

„Wenn Du das Spiel nicht richtig mitspielen willst, dann kannst Du gleich nach Hause gehen!" So war Chrys, sehr empfindlich, wenn es um seine Vorherrschaft ging.

„Ist ja gut" flüsterte ich ihm zu. „Schieß Du zuerst."

„Nein, Du mußt zuerst schießen. Denn wenn ich gefangen werde, kann ich schwören, daß ich es nicht gewesen bin. Dir wird es niemand zutrauen."

Von unten aus dem Schilf konnten wir den Laternenpfahl und die Straße nicht erkennen, da der Himmel darüber zu hell war. Wir sahen nur einen flachen Lampenschirm und den darunter angebrachten Glaszylinder mit der Glühbirne. Ich zielte sehr genau auf den Glaszylinder und schoß. Es gab ein feines BUM. Erstaunlicherweise löste sich die ganze Glaskugel und fiel in einem Stück herunter. Wir standen auf, um sie aufschlagen zu sehen, aber was wir sahen, war ein annamitischer Polizist, der am Laternenposten direkt unter der Lampe stand.

Zur Uniform dieser französischen Polizisten gehörte auch ein breitkrempiger, gelackter, glockenförmiger Hut mit einer scharfen Messingspitze oben drauf. Unglaublich, aber die Glaskugel landete

genau auf dieser Spitze, zerbrach in unzählige kleine glitzernde Stücke, die auf den Boden rieselten.
Erschrocken und mit offenem schwarzen Mund sah der Annamit nach oben, um herauszufinden, woher dieser kristallene Gruß kam. Chrys und ich duckten uns in unser Versteck, konnten jedoch nicht widerstehen, durch das Schilf hindurchzuspähen. Wir sahen den verblüfften Polizeimann lange zum Himmel hinaufsehen, dann die leere Straße rauf und runter und wieder nach oben. Dann, nachdem ihm wohl klar geworden war, daß er sein Gesicht wegen nicht anwesender Zeugen seines Mißgeschicks nicht verlieren könne, begann er, mit einem lässigen Tonfall pfeifend, die Straße weiter hinunterzugehen, so als wäre nichts geschehen. Wir konnten kaum abwarten, bis er außer Hörweite war, damit wir unserem Lachen freien Lauf lassen konnten.

Jenia hatte nach amerikanischem Recht geheiratet, daher mußte auch die Scheidung den amerikanischen gesetzlichen Vorgaben entsprechend erfolgen. Der einzige Grund, damit eine Scheidung anerkannt wird, war zu jener Zeit der Ehebruch. Einer von den beiden Eheleuten mußte „in flagrante delicto“ erwischt werden, das heißt, auf frischer Tat ertappt. Ralph willigte widerwillig ein, der Prügelknabe zu sein. Daraufhin arrangierten die Anwälte alles Weitere. Alles, was sie benötigten, war ein Photo von Ralph im Bett mit einer anderen Frau. Obwohl beide Personen völlig angezogen unter dem Bettlaken lagen, akzeptierte das Gericht das Photo als Beweis, daß sie „dabei“ erwischt worden waren. Über diese Absurdität wurde viel geschmunzelt.

Jenia war tief verärgert über die amerikanische Voraussetzung, daß ein Jahr der „Abkühlung“ wegen einer möglichen Aussöhnung vergehen muß, bevor ein endgültiges Urteil ergeht. Sie wollte Lawrie sofort heiraten. Sie ist eben nie ein Kind von Geduld gewesen.

Da meine Freundschaft mit David Hall immer fester wurde, verbrachte ich auch mehr und mehr Zeit in seiner Familie. Mit seiner Schwester und oft auch mit seinen beiden jüngeren Brüdern spielten wir alle möglichen Spiele im Haus oder draußen. Gelegentlich blieb ich zum Abendessen und verbrachte manchmal auch die Nacht dort. Ich war stets willkommen, und ich schätzte das familiäre Gefühl am Abendbrottisch und fühlte mich geehrt, an der allgemeinen Konversation teilnehmen zu dürfen. Die Nacht über dort zu bleiben, war etwas ganz Besonderes für

mich. Mich für die Nacht inmitten des Gewusels von weiteren Kindern fertigzumachen, war ein großer Kontrast zu meinem einsamen „zu Bett gehen“ auf dem obersten Flur eines großen Hauses voller Erwachsener. Bei den Halls war ich nicht ein kindlicher Störenfried, eine Unperson, sondern ein Teil einer warmherzigen und manchmal ungestümen Familie. Über Nacht dortbleiben war aber auch ein Abenteuer. Dr. Halls Überzeugung war es, daß Jugendliche während des Schlafs frische Luft einatmen müssen. Daher schliefen wir Kinder im Sommer und im Winter auf einer abgeschirmten Veranda. Er und seine Frau schliefen in einem kuscheligen, warmen Schlafzimmer. Dr. Halls Erklärung dazu war, frische Luft ist für stark heranwachsende Kinder notwendig. Für Erwachsene ist es nicht mehr erforderlich, da sie ihre endgültige Größe bereits erreicht haben.

Frau Hall war mit ihren Kenntnissen über Ernährung ihrer Zeit voraus. Sie war absolut gegen das gründliche Kochen von allem Gemüse und das Waschen von grünem Salat in Permanganat aus Pottasche, einem starken, lilafarbigen Desinfektionsmittel, das nicht nur dem Salat die Farbe nahm, sondern auch den Geschmack veränderte. Aber es anders zu machen, bedeutete sich Durchfall, Würmer und noch schlimmere Leiden aufzulesen. Sie sah durch das Bleichen und das Verfeinern von Mehl und Reis die Zerstörung der ganzen Nährwerte. In ihrem Haus gab es nie Weißbrot, nur Vollkornbrot aus Weizen und Roggen. Frau Hall pflegte zu sagen: „Wenn man Weißbrot ist, gräbt man sich das eigene Grab mit den Zähnen.“ Ganz egal, wie oft wir das schon von ihr gehört hatten, wir lachten immer wieder laut los bei der Vorstellung, wir würden uns alle auf die Hände und Knie niederlassen und die Erde Stück für Stück aufbeißen.

Aus dem gleichen Grund, weshalb sie das Weißbrot verbot, erlaubte Frau Hall auch nicht, in ihrem Haus geschälten Reis zu servieren. Sie zog den nahrhafteren, ungeschälten, braunen Reis vor. Das brachte den chinesischen Koch Kuo Se Fu in dauernde Verlegenheit, da nur Bettler den ungeschälten Reis aßen, und er beim Einkaufen als Angestellter eines amerikanischen Arbeitgebers sein Gesicht verlor. Letztendlich fand er einen Weg, um sich nicht zu blamieren. Er erzählte laut und für jedermann zu hören, daß seine amerikanische Familie Schweine züchten würde.

John, der jüngste Sohn der Halls war damals etwa zehn Jahre alt. Er war ein brillanter kleiner Junge, der bereits europäische Geschichte las und

auch das Konversationslexikon studierte. Er war der Liebling der ganzen Familie, aber besonders von seiner Mutter. Es war ein herber Schlag des Schicksals, daß dieses talentierte und vielversprechende Kind anscheinend an Magenbeschwerden, ein in Schanghai nicht seltenes Leiden, erkrankte. Es stellte sich ein entzündeter Blinddarm heraus, der bereits geplatzt war. Das geschah noch vor der Zeit des Penicillins. John bekam eine Bauchfellentzündung und starb unter Höllenqualen in den Armen seines Vaters. Das war eine entsetzliche Tragödie für die ganze Familie und erschütterte ganz besonders Frau Hall. Sie wurde niemals mehr dieselbe, denn dadurch war ihre ganze „joi de vivre" (Freude am Leben) ausgelöscht worden. Die Beerdigung auf dem Europäischen Friedhof in der Bubbling Well Road war traurig und ernst. Mamachka meinte hinterher, Frau Hall wäre „eine der bestaussehendsten Damen, die ich je gesehen habe. Sie ist so natürlich und hat eine so aristokratische Haltung – eine geborene ‚Lady'. Dies hätte ich bei einer geborenen Amerikanerin niemals erwartet. Alik, ich begrüße Deine Freundschaft mit dieser Familie."

Den Halls war Johns Tod so untröstlich nahe gegangen, daß sie ihr Haus verkauften und noch am Anfang des Sommers wieder in die Vereinigten Staaten zogen. Deren Abwesenheit hinterließ eine Lücke in meinem Leben.

Ich hatte mich bei ihnen so zuhause gefühlt und genoß den Umgang mit David so sehr, daß ich mich kaum um andere Freundschaften gekümmert hatte. Die Abreise der Halls fiel mit dem gewöhnlichen Verschwinden von ausländischen Familien im Frühsommer zusammen und so stand ich plötzlich ohne Freunde da. Aus meiner Verzweiflung heraus lud ich mich selbst bei einigen Klassenkameraden zu Hause ein. Mit der Zeit wunderten sie sich, warum ich sie nicht zu mir nach Hause einladen würde – und ich tat es selbstverständlich auch weiterhin nicht, denn in unserer Pension war kein Platz, um zu spielen. Ich merkte dann, daß ich mich ihnen nicht aufdrängen dürfe.

Trübsal blasend strich ich in diesem schweißtreibenden, feucht-heißen Sommer um unser Haus herum, fiel meiner Mutter auf die Nerven mit meinem dauernden Gejammer wegen Einsamkeit und Langeweile. Eines Tages erwähnte sie in nicht zu übersehendem Triumph und mit großer Erleichterung, daß ich mit anderen Jugendlichen zu einer Geburtstagsparty für Boomie Rick eingeladen worden wäre. Das ist der mit der strengen unverheirateten Tante und dem Chauffeur, den Grisha und ich

vor Jahren so sehr abgelenkt hatten, daß der arme Mann einen Karren voller Hühner über den Haufen fuhr.

Ich fragte meine Mutter: „Wird die alte Streitaxttante auch dort sein?"
„Alik, so solltest Du nicht über ältere Menschen sprechen! Im Übrigen, sie ist vor einem Jahr gestorben. Gott sei ihrer Seele gnädig."

„Das ist gut," platzte ich ohne zu überlegen heraus, „ich würde ihr nur ungern begegnen."
„Alik, was ist mit Dir los? Du bist so respektlos gegenüber den Erwachsenen. Und dann zeigst du auch noch eine selbstherrliche Gefühllosigkeit gegenüber dem Tod. Was für merkwürdige Manieren bringen sie Dir in der Amerikanischen Schule bei?"

Die Party war unbeschreiblich peinlich und ein miserables Erlebnis. Boomies Gäste waren junge Russen und Deutsche, die ich alle nicht kannte. Das erste Mal merkte ich, wie sehr ich bereits von der lockeren und familiären Lebensart meiner amerikanischen Gefährten beeinflußt war. Im Vergleich dazu erschienen mir die Kinder dort unglaublich steif und formell. Keinem hat es dort gefallen. Mit diesen Fremden wußte ich nichts zu reden. Ich kann mich noch nicht einmal daran erinnern, ob überhaupt Mädchen dabei gewesen sind. Ich erinnere mich nur an meine quälende Verlegenheit und mein mieses Gefühl, ein totaler Außenseiter zu sein. Ich wünschte mir nichts mehr, als möglichst sofort von dort zu verschwinden. Aber ich konnte natürlich nicht abhauen, ohne mich von Boomies Eltern zu verabschieden und jedem der Anwesenden die Hand zu geben. Für mich bedeutete das eine unglaubliche Quälerei, aber es gab nichts, um sie zu umgehen. Ich saß in der Falle. Ich zog mich stumpf und grollend in eine Ecke zurück und ließ mich nicht in die blöden Partyspiele mit einbeziehen, indem ich vorgab, die Sprache nicht mehr sprechen zu können.

Als ich nach Hause kam, war Mamachka voller freudiger Erwartung. „Nun, Alik, wie war es? Hast Du es genossen?"

„Na ja, nicht schlecht," war meine Antwort.

Dies Erlebnis zeigte mir, wie sehr ich mich verändert hatte und wie sehr mich diese Veränderung von meinen Landsleuten bereits entfremdet hatte. Auf der anderen Seite war mir klar, daß mich meine amerikanischen Freunde als einen sehr sonderbaren Russen ansahen. Hier war er

wieder, mein Hochseilakt, auf Zehenspitzen zwischen unterschiedlichen Kulturen balancieren zu müssen. Diese Analogie kam mir wieder überdeutlich in mein Bewußtsein zurück, als ich begann, das Schwimmbad im neuen französischen Club zu besuchen. Nicht um zu schwimmen, wir waren nicht Mitglied und konnten uns das auch nicht leisten, sondern nur um auf der Tribüne zu sitzen und die Jugendlichen zu beobachten, die einen riesen Spaß im Wasser hatten. Einige meiner Schulkameraden unter ihnen winkten und riefen mir zu, zu ihnen ins Wasser zu kommen. Obwohl ich mir zutraute, durch den Korridor des Clubs zu ihnen hinzukommen, besaß ich nicht die Unverfrorenheit, als Nichtmitglied schwimmen zu gehen. Also blieb ich sitzen und sah zu und litt.

In jenem Sommer erwähnte Mamachka manchmal, sie wolle die Pension schließen. „Ich bin weit zurück gegenüber dem Lebensmittelladen und habe noch einige weitere offene Rechnungen."
„Aber, Mamachka, wo sollen wir denn hingehen?"
„Wir werden in Onkel Arnolds Haus in der Hungjao Straße umziehen. Das ist draußen auf dem Land und hat viel Platz."
„Aufs Land! Was soll ich denn auf dem Land machen?" Ich sah schon meine wenigen Kontakte in meinem neuen Leben verschwinden. „Ich will aber nicht aufs Land ziehen!"
„Bitte, Alesha, mach es mir doch nicht noch schwerer. Hör zu! Die Kügelgens werden mit uns kommen. Und er versteht alles von der Landwirtschaft. Wenn wir also dann dort sind, wird Dir Wolodja zeigen wie man Enten und Hühner hält und Gemüse pflanzt. Ich bin mir sicher, Du wirst Deine Freude daran haben."

Es war typisch für ihre Erziehung und der damit verbundenen Abneigung gegen alles „Geschäftliche", daß sie nicht einmal sich selbst eingestehen wollte, auch ihrem Sohn gegenüber nicht, auf finanzieller Ebene versagt zu habe. Ich begriff die Schwere unseres Dilemmas durch ihre gelegentlichen Äußerungen „hinterher sein beim Lebensmittelgeschäft" und „vorliegen einiger anderer offener Rechnungen" nicht. Auch bin ich mir heute sicher, daß sie mich nur von allen Sorgen abschirmen wollte.

19. Kapitel

Hungjao Straße

Die Hungjao Straße befand sich draußen auf dem Land. Sie begann in etwa da, wo die Joffre Avenue endete und lag außerhalb der von Ausländern verwalteten Gebiete. Sie war gut gepflastert und wurde wahrscheinlich durch ein internationales Abkommen in dem Zustand erhalten. Auf dieser Straße wurden nämlich die meisten Produkte, Fleisch und Geflügel sowie ländliche Erzeugnisse, die für das Leben in einer großen Stadt wichtig waren, transportiert. Es war aber auch die Straße, auf der früh morgens die Klärwagen zu Hunderten die menschlichen Fäkalien aus der Stadt als Dünger auf die Felder fuhren, wie ich es bereits im 10. Kapitel genau beschrieben habe. Diese Nutzung des menschlichen Düngers ist ein ständiger Prozeß bei der Erneuerung der Natur und ist auch absolut bewundernswert bis auf zwei unschöne Nebeneffekte. Man kann sich nur sehr widerstrebend daran gewöhnen, den Gestank der Fäkalien zwei Mal am Tag riechen zu müssen: einmal morgens, wenn das flüssige Gold von menschlichen Arbeitern unter den Fenstern entlang aus der Stadt hinaustransportiert wird, und dann nochmals in der Dämmerung, wenn diese Fäkalien auf die Felder versprüht werden. Darüber hinaus waren diese Übermittler von Bakterien und Darmparasiten, gegen die westliche Mägen nur eine sehr geringe Immunität besaßen, ein ernsthaftes Problem, speziell für die Ausländer. Alles Gemüse mußte desinfiziert werden, vorzugsweise durch langes Kochen, bevor es gegessen wurde.

Ich habe drei oder vier Mal Durchfall gehabt und mehrere Anfälle von Gelbsucht, heute „infektiöse Hepatitis“ genannt. Auch hatte ich das dubiose Anzeichen, daß sich drei verschiedene Arten von Magenwürmern zur selben Zeit bei mir eingenistet hatten, die mit drei verschiedenen, jedoch gleich ekligen Verfahren bekämpft wurden. Meine Mutter wollte nichts von einer Krankenhauseinlieferung hören, besonders nicht nach dem, was meinem Vater im französischen Hospital geschehen war. Sie war davon überzeugt, wie damals viele Menschen, daß man stirbt, wenn man sich in ein Krankenhaus einliefern läßt. Das Ergebnis dieses Wahns war es, daß vielen Patienten die Behandlung in einem Hospital so lange vorenthalten wurde, bis es zu spät war. Und damit wurde das Gerücht genährt und am Leben gehalten.

Es war so um diese Zeit, als ich mich mit einigen Krankheiten ansteckte, die einer täglichen Injektion bedurften. Ich war zu schwach, um jeden Tag zum Arzt zu gehen und es war zu teuer, den Arzt zu uns kommen zu lassen. Darum zeigte er meiner Mutter, wie sie das Spritzen handhaben müsse. Sie meisterte alle Schritte bis auf den Entscheidenden, soweit es mich betraf, nämlich die Nadel wirklich in mein Gesäß zu stoßen. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß ein schnelles, hartes Zustoßen weniger schmerzhaft sein soll, als ein langsames und sorgfältiges Einführen. Außerdem glaube ich, sie konnte es einfach nicht übers Herz bringen, eine so brutale Tat am Hosenboden ihres geliebten Sohnes auszuführen. Sie bekreuzigte sich und begann dann sehr behutsam die Nadel einzustechen, immer nur ein kleines Stückchen weiter. Jedesmal wenn sie die Nadel etwas weiter hineindrückte, schrie ich auf. Sie bat mich um Verzeihung und erklärte mir, wie wichtig es sei, und wie vorsichtig sie doch dabei vorginge. Ein weiterer kleiner Stoß und ein weiterer lauter Aufschrei von mir. Sie litt enorm, mit Sicherheit mehr als ich selbst.

Am dritten Tag dieser Spritzengeberei kam Jenia ins Zimmer, um zu sehen, was da vor sich geht. „Mamachka“ sagte sie, „Du machst es völlig falsch. Hat der Arzt nicht gesagt, die Nadel schnell einzustoßen? Auf diese Weise tust Du Alik weh. Komm, zieh die Nadel heraus und laß mich das machen.“
Mamachka war entsetzt. „Nein, nicht doch, Du darfst nicht so grob sein. Du könntest doch die Nadel zu weit hineinstoßen.“
Ich schrie: „Laß sie es machen, sie soll es machen. Hör auf mit dem Ding in mir herumzuwackeln. Zieh die Nadel heraus und laß es Jenia versuchen.“
Mamachka gab nach. Jenia stach mit Elan und Sicherheit die Spritze in mich hinein und im Nu war alles vorbei. Danach machte es meine Mutter bedeutend besser, aber änderte kaum ihre Meinung, daß das langsame Hineinstechen die bessere Vorgehensweise sei.

Auch die Malaria war eine ständige Bedrohung. Ich bekam meinen Teil dieser gräßlichen Krankheit mit, indem ich Tage meines Lebens im Delirium lag. Es ist interessant, daß nach so vielen Jahren das Labor immer noch ausreichend viele unerwünschte Teilchen in meinem Blut entdeckt, um mich immer wieder als Blutspender abzulehnen. Der Vorteil bei der ganzen Sache war aber, daß alle diese Krankheiten eine Menge Abwehrstoffe erzeugten. Nur einmal während wohl dreißig

Reisen nach Mexiko hat Montezuma seine Rache an mir nehmen können („Montezumas Rache“ = Durchfall!).

Das Haus von Onkel Arnold an der Hungjao Straße war eigenartig gebaut. Ein zweistöckiges Viereck mit zwei gleichlangen Flügeln zu beiden Seiten und sehr dicht an der Straße. Der bogenförmige Eingang in der Mitte in der ganzen Höhe des Erdgeschosses war auch breit genug, um einer Kutsche samt der Pferde Einlaß zu gewähren. Die in einen der beiden schweren großen Türflügel eingebaute normale Tür wirkte winzig in diesem gigantischen Drumherum.

Mehrere Zimmer in dem langen schmalen Gebäude lagen nicht an einem Flur und konnten daher nur durch angrenzende Zimmer erreicht werden. Diese räumliche Anordnung war die Ursache dafür, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben eine ganz nackte Frau zu Gesicht bekam. Ich war sehr früh aufgestanden und ging von meinem Zimmer in das nächste, als ich Mooshie Appel noch in tiefstem Schlaf liegen sah, total nackt, um sich in der drückenden Hitze etwas Kühlung zu verschaffen. Das war noch die Zeit, als die Frauen hochgeschlossene Kleider trugen, eine prüde Mode, die sich jedoch schon zu ändern begann, hin zur Flapper Mode mit den kurzen Rücken und den flatternden Kleidern. Die Einzige mir damals zugängliche, etwas aufreizende Illustration war die Werbung für Jantzens Badeanzüge, die bereits für sehr gewagt gehalten wurde, weil der Rücken frei war. So kann man sich meinen Schock, meine Faszination und mein Schamgefühl vorstellen, die mich beim Anblick von Mooshie überkamen. Ich hatte mal eine Reproduktion von Renoirs „Die Badende“, die nackte Frau, leicht rosa und gut proportioniert gesehen. Aber weder Renoir noch Jantzen hatten mich auf den überwältigenden Eindruck von so viel wunderbarem Fleisch, makellos geformt und von größter Schönheit vorbereitet. Mooshie war eine stattliche Frau. Sie lag mit dem Rücken zu mir, und ich hatte das Verlangen, um sie herumzugehen, damit ich auch ihre Vorderseite sehen könnte. Aber aus Angst, sie könnte aufwachen und mich sie anstarren sehen, verschwand ich lieber.

Zum Haus gehörte ein beträchtliches Grundstück, sogar mit einem kleinen See und darin eine Insel mit einem herrlichen Mimosenbaum. Viele Jahre später sahen wir in Deutschland eine große Anzahl von Häusern, die uns an jenes Haus erinnerten. Aber diese waren ausnahmslos Garagen oder Unterkünfte für Bedienstete. Das Haupt-

gebäude war gewöhnlich ein prächtiges Schloß, schön im Hintergrund des Anwesens. Onkel Arnold wird wohl, eingedenk seiner Zugehörigkeit zum Landadel, etwas Derartiges im Sinn gehabt haben, als er sich entschied, an der Hungjao Straße zu bauen.

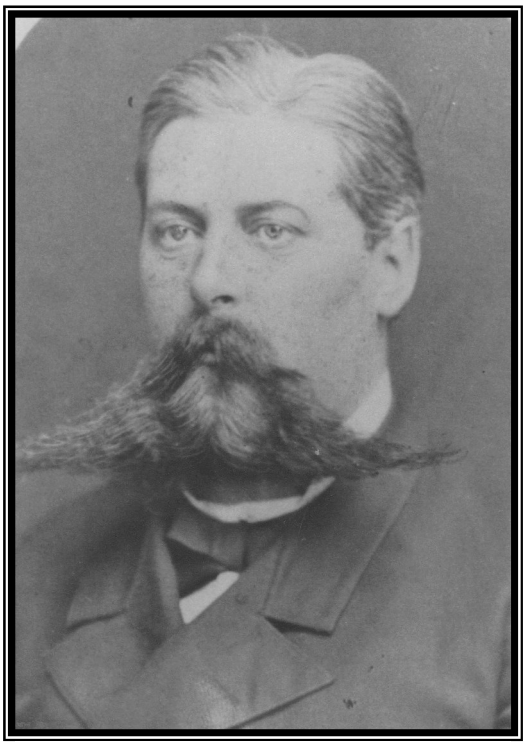
Während unseres Besuchs von Schanghai im Jahr 1984, versuchten Sally und ich Onkel Arnolds Haus zu finden. Im Taxi sagte ich unserem Englisch sprechenden Führer, daß wir es draußen im ländlichen Bereich der Hungjao Straße kurz nach der Überquerung der Bahnlinie sehen würden. „Aber wir sind schon auf der Hungjao Straße," erklärte er „und wir haben gerade die Eisenbahnlinie überquert." Ich sah mich erstaunt um. Nichts war mehr von dem freien Feld geblieben, an das ich mich noch so gut erinnern konnte. Da war keine Spur mehr von Onkel Arnolds Haus. Statt dessen war das flache Land, so weit man sehen konnte, völlig zugebaut. Häßliche Gebäude mit zwei oder drei Stockwerken umsäumten die Straße, farblos, unten schmutzige Geschäfte, oben Wohnungen. Dahinter Hochhäuser, genauso schmutzig und farblos, mit Wohnungen in einer Vielzahl von Stockwerken. In den 52 Jahren, seitdem ich Schanghai das letzte Mal gesehen hatte, war die Stadt enorm gewachsen, um die stets zunehmende Bevölkerung unterbringen zu können.

Die Appels waren mit uns in die Hungjao Straße gezogen, so auch die Kügelgens und meine Schwester. Onkel Arnold war nicht dort. Die angespannte Beziehung zwischen meiner Mutter und Arnold habe ich nie begriffen. Zunächst war ich auch nicht daran interessiert, und später fiel diese Unklarheit unter die Kategorie „Fragen, die ich gerne fragen würde, aber mich nicht traue, sie zu stellen". Mamachka würde jede Andeutung von Onkel Arnold mit der Bemerkung „Pfui, dieser schreckliche Mensch" zur Seite schieben. Ich wußte nur, daß er sie tief verletzt hatte, aber sie nicht darüber sprechen wollte. Viele Jahre später, nachdem Mamachka und Moosia Krasheninikoffs Mutter, die beiden „Madames" gestorben waren, fragte ich Moosia danach. Sie antwortete mit Erstaunen: „Ich habe nichts von derartigen Gefühlen bei Deiner Mutter gewußt. In meinen Erinnerungen ist er ein sehr netter Mensch gewesen. Und ich erinnere mich, daß mir meine Mutter gesagt hat, er habe Deiner Mutter sehr geholfen."

Sally und ich haben uns lang und breit über die Lösung dieses Rätsels Gedanken gemacht. Unsere einzige Erklärung ist, daß Onkel Arnold sich in seine Schwägerin verliebt hat und ihr andauernd romantische Angebote oder Heiratsanträge mit Hinweisen auf seine materiellen Gefälligkeiten gemacht hat. Aus heutiger Sicht könnte meine Mutter jeder derartigen Andeutung mit Spott begegnet sein und ihn ausgelacht haben. Aber Mamachka gehörte einer Generation an, die für uns heute nur schwer zu verstehen ist. Wenn dem so war, wie Sally und ich vermuten, dann muß sich Arnold sehr taktlos verhalten haben. Es war völlig inakzeptabel, besonders auch noch innerhalb einer Familie, daß jemand romantische Gunst als Gegengabe für finanzielle Hilfe sucht – käufliche Liebe! Außerdem hätte er bei einem solchen Verhalten die einmalige eheliche Beziehung meiner Eltern total falsch eingeschätzt. In einer Zeit der angeordneten Vernunftsehen war eine aus Liebe eingegangene und von Liebe getragene eheliche Verbindung wie die meiner Eltern zu selten, um mit der erforderlichen Ehrfurcht angesehen zu werden. Ich erinnere mich, daß mir Madame Krasheninikoff später in Kalifornien sagte: „Ja, Alik, Deine Eltern hatten wahrhaftig eine Liebesehe. Deine Mutter hat nie einen anderen Mann angesehen, niemals. Und sie war immer noch jung und hübsch als Dein Vater starb, Gott sei seiner Seele gnädig. Glaube mir, sie hatte viele Gelegenheiten, aber sie war eine Frau für nur einen und denselben Mann.“ Daß Arnold, klein, plump, bebrillt und mit einem mürrischen Wesen, sich herausnahm, seinen großen, gutaussehenden und herzlichen Bruder ersetzen zu wollen, muß bei der Veranlagung meiner Mutter für sie eine unverzeihliche Kränkung gewesen sein und auch eine unwahrscheinliche Belastung bedeutet haben. Schließlich war sie völlig von ihm abhängig. Ganz einfach, ohne seine finanzielle Unterstützung hätte sie nicht überleben können.

Ja, Onkel Arnold ist wohl fürchterlich in sie verliebt gewesen und ist durch ihre Ablehnung zur Verzweiflung getrieben worden. Schließlich verkaufte er seinen ganzen Besitz und ging nach Lima in Peru. Er hat niemals irgendjemandem von uns geschrieben. Nur gelegentlich hörten wir etwas über ihn durch meine Großmutter väterlicherseits in Deutschland. Er starb in São Paula, Brasilien, das Datum und die Todesursache sind uns unbekannt.
(*Anmerkung des Übersetzers: † São Paulo 1.11.1932*)

Die Großeltern von Alec Baron Drachenfels



**Baron Werner v. Drachenfels,
1850-1898,
oo Goldingen 24.8.1876**



**Baronin Gabriele v. Drachenfels,
1855-1938,
geb. Bienemann v. Bienenstamm**

Wolodja v. Kügelgens landwirtschaftliche Betätigung war genauso ein Reinfall wie alles andere, was er in die Hand nahm. Er war ein Mann von großzügigen Zusagen, die aber niemals verwirklicht wurden. Wie ich bereits erwähnt habe, war er ein Jugendfreund meines Vaters. Die elterlichen Güter in Kurland grenzten aneinander. Dies war vor allem der Grund, warum sich meine Mutter mit den Kügelgens abgab, obwohl sie wohl kaum ihre Miete bezahlen konnten und dadurch zum finanziellen Zusammenbruch bei meiner Mutter in der Joffre Avenue beigetragen haben. Wolodja arbeitete dann und wann, und man wußte nie so recht, ob er wirklich irgendwo angestellt war. Jeden Tag ging er während der Geschäftszeit in die Stadt, und wenn er zurückkam, erzählte er uns von irgendwelchen wichtigen Geschäften, in die er involviert war. Er sagte einmal zu mir: „Alesha, willst Du mit mir mit nach Hamburg kommen? In ein oder zwei Wochen muß ich geschäftlich dorthin, und wenn Sofochka ihren kleinen Schatz fahren läßt, nehme ich Dich gerne mit."

Seine Frau Lolochka lachte nur. „Wolodja, laß bloß den Jungen zufrieden. Du weißt doch, daß er nicht mit Dir kommen kann." Sie gab niemals zu, daß sie genau wußte, er wird weder nach Hamburg noch sonst wohin fahren.

Die Kügelgens waren ein unbekümmert lebendes Ehepaar, daß dennoch Spaß und Fröhlichkeit in unser Leben brachte. Wolodja hatte einen großen Vorrat an unangebrachten Witzen und obszönen Reimen in Deutsch und Russisch, sogar in Polnisch und Litauisch, und er brachte beinahe auf Wunsch Mamachka zum Lachen. Er brauchte nur zu sagen: „Nun, Sofochka, laß mich Dir die Geschichte über Semigeopenko erzählen." Und schon mußte sie lachen und sagte dann: „Genug, Wolodja, diese Geschichte habe ich schon tausend Mal gehört."
„Aber sie wird jedesmal besser."

Es war eine simple Geschichte von einem Kosaken, dessen Familie den Namen Semigeopenko hatte, was „Sieben Är..." bedeutete. Als er berühmter wurde, reichte er beim Zaren eine Petition wegen einer Namensänderung ein. Offenbar konnte ein Familienname nur durch einen kaiserlichen Erlaß geändert werden. Der Zar erhielt das Gesuch, als er sich in einer großzügigen Laune befand. „Sieben Är...," meinte er, „das ist bißchen viel. Es soll niemand sagen, der Zar sei nicht großzügig. Nehmt ihm zwei ab!" So wurde der offizielle Name des Kosaken Piatigeopenko, „Fünf Är...".

Obwohl Wolodjas Haltung irgendwie doch noch aristokratisch war, gab er ein sehr albernes Bild von einem Mann ab. Er war groß, dünn, leichenblaß und hatte einen löffelartigen Unterkiefer, der ständig herunterhing und einen Mund mit langen, gelben Zähnen freimachte. Meine Mutter regte das an, mir zu drohen, daß ich möglicherweise auch so aussehen könnte, wenn ich mir nicht die Mandeln herausnehmen ließe.

Eines Abends nach dem Essen, während der allgemeinen Unterhaltung, die typisch für den abendlichen Zeitvertreib der Erwachsenen war, das war schließlich lange bevor man von Radio und Fernsehen überhaupt geträumt hat, saß ich und ließ meine Gedanken wandern, ohne das Schwatzen um mich herum wahrzunehmen. Plötzlich wurde ich hellwach, als ich Wolodja sagen hörte: „Na, Sofochka, es ist doch jetzt wirklich an der Zeit, daß der Junge davon erfährt. Er ist doch schließlich kein Kind mehr."

Meine Mutter schien von dieser Idee entsetzt zu sein. „Nein, Wolodja, sei still. Du mußt so etwas nicht sagen. Das ist doch alles schon so sehr lange her. Es gibt doch so viel Interessanteres, worüber man reden könnte." Damit wandte sie sich mir zu. „Ist es nicht sowieso Zeit für Dich ins Bett zu gehen?"

„Was sollte ich wissen?" protestierte ich. „Was war schon lange her? Hat es etwas mit mir zu tun?"
Es entstand eine Stille. Wolodja sah verlegen zu meiner Mutter, die sehr verärgert zu sein schien. Seine Frau versuchte das Thema zu wechseln, und ich merkte instinktiv, daß da etwas Bedeutendes in der Luft lag und ich da involviert war.
Also versuchte ich es nochmals. „Will mir denn niemand sagen, wovon Wolodja spricht?"
Eine Atmosphäre des Unbehagens und einer gewissen Besorgnis begann sich im Zimmer breitzumachen. Das Schweigen dauerte an und alle blickten zu meiner Mutter. Sie sah zu mir hin, aber ich konnte erkennen, daß ihre Gedanken weit fort waren. Sie hatte einen sorgenvollen Gesichtsausdruck bekommen.

Dann wandt sie sich mit einem unerwartet scharfen Ton an Wolodja:
„Wenn ich nicht wüßte, daß es Dummheit von Dir ist, müßte ich annehmen, Du bist ein Sadist. Wie kannst Du nur so gedankenlos, so rücksichtslos sein?"
Vom Angriff meiner Mutter eingeschnappt, antwortete er. „Trotz allem, es wird ihm nicht wehtun, wenn er etwas, was in der Vergangenheit passiert ist, erfährt. Er meint ja schon selbst, eine Art Amerikaner zu sein. Sein eigener Vater würde ihn ja kaum wiedererkennen."

„Jetzt ist es aber genug," rief seine Frau dazwischen, „es ist genug! Hab' etwas Respekt vor Sofia Wladimirownas Gefühlen." Sie sah in die Runde und fügte hinzu: „Kommt, es wird spät, wir sollten jetzt wohl besser alle schlafen gehen."

Wolodja aber blieb stur und murmelte etwas von, es sei ja doch nicht so wesentlich gewesen. Meine Mutter wandte sich ihm nochmals zu: „Du, Wolodja, Du kannst ja meinen, es sei bedeutungslos gewesen. Ich wäre beinahe vor Angst und Sorgen gestorben." Nach einer kurzen Pause sagte sie mir in ruhigem Ton und wieder ganz unter Kontrolle: „Alesha, Du kannst meinetwegen ruhig erfahren, was damals passiert ist. Es mag sein, daß ich Dich zu sehr abgeschirmt habe."

Sie machte wieder, wie mir schien, eine längere Pause und begann dann mit ihrer Erzählung.
„Als Du noch ein sehr kleiner Junge warst, hattest Du einen richtigen Seemannsfimmel. Du wirst Dich vielleicht noch daran erinnern, daß Du am liebsten immer einen Matrosenanzug getragen hast und wie Du im Park jeden Matrosen angesprochen hast. Du warst ein so netter Bursche und die Matrosen haben sich stets sehr amüsiert.
Und dann, wie Du ja weißt, mußten wir aus Wladiwostok fliehen. Du warst damals etwa zehn Jahre alt. Wir mußten damals alles zurücklassen. Die Amerikaner und Engländer zogen ab, und nichts hielt die Bolschewiken auf, die Stadt zu besetzen. Papachka und Kapitän Krasheninikoff und Admiral Timireff und viele andere zaristische Offiziere waren schon im Gefängnis, als wir von unserem kurzen Aufenthalt in Japan zurückkehrten.
Ich konnte nichts für Papachka tun, um ihm zu helfen. Daher beschloß ich, daß wir mit der „Simbirsk“ nach Schanghai aufbrechen. Du erinnerst Dich doch an die „Simbirsk“? Mit der sind wir auch nach Japan gefahren. Wir waren glücklich, weißt Du noch? Oh, wie glücklich wir waren! Wie Du weißt, lebte Onkel Arnold schon in Schanghai und besaß ein großes Haus und viel Geld, so glaubten wir jedenfalls. Die Menschen flohen aus Wladiwostok, wohin sie auch nur konnten. Die meisten nach China und zu Fuß oder reitend in die Mandschurei, auch nach Korea und Japan. Sie fuhren auf jeder Art von Schiffen, Sampans, Barkassen und was sonst noch alles. Viele wurden ausgeraubt und viele, viele starben unterwegs. Niemand weiß, wie viele es waren und wer sie waren. Aber Gott war mit uns und wir bekamen etwas Platz auf der „Simbirsk“, Du und Jenia und Lizochka und ich. Du erinnerst Dich an Lizochka? Du mußt Dich an sie erinnern, schließlich war sie Deine Gouvernante. Natürlich erinnerst Du Dich noch an sie. Wir wurden alle in eine winzige Kabine gesteckt, buchstäblich in das kleine Loch hineingestopft. Vier Kojen, so schmal, daß man sich praktisch nicht umdrehen konnte. Kaum hatten wir die Bucht hinter uns gelassen, wurden wir von einem Sturm erfaßt. Zumindest erschien es mir ein Sturm zu sein. Du kennst mich. Wie ich doch das Wasser hasse. Ich werde schon seekrank, wenn ich bloß am Kai stehe.
Der Gestank nach Seekrankheit in der Kabine war gräßlich und niemand kam, um sie zu reinigen. Schließlich schaffte ich es, mich notdürftig anzuziehen, einen Schal um den Kopf zu binden und an Oberdeck zu gehen. Ich fand eine Liege und die frische Luft tat mir gut. Ich muß eingenickt sein, als ich plötzlich Deine aufgeregte Stimme neben mir hörte und Du mir sagtest: ‚Mamachka, Mamachka, ich habe einen so

netten Matrosen gefunden, und er will Papachka helfen, wenn er wieder zurück in Wladiwostok ist!'
Natürlich war ich entsetzt. Du hattest offenkundig diesem Seemann alles, was Du über Deinen Vater wußtest, erzählt, einschließlich der Tatsache, daß er aktiv dem Zaren gedient hat und daß er jetzt in Wladiwostok im Gefängnis ist. Und selbstverständlich auch seinen Dienstgrad und seinen Namen. Du warst glücklich über Dein Erlebnis, du schnattertest weiter über das Meer, das Schiff und dessen Mannschaft.
Ich machte mir Sorgen über Deine Alleingänge und wir paßten die restlichen drei Tage der Reise auf Deine Unternehmungen genau auf. Uns begann es wieder besser zu gehen und eine von uns drei Frauen war immer bei Dir.
Am Tag, als wir in Schanghai angekommen waren, standen wir an der Reling und warteten darauf, ausgeschifft zu werden, als ein widerwärtiger Matrose sich an mich heranschlich und mit einem Blick des Triumphes und mit einer anmaßenden Frechheit zu mir sagte: ‚Gute Frau, dadurch, daß Sie und Ihresgleichen abgehauen sind, haben wir das Glück, Sie alle losgeworden zu sein. Ihr Mann aber ist ein toter Mann, sobald ich wieder zurück bin in Wladiwostok. Und das haben Sie Ihrem kleinen Jungen zu verdanken,' und verschwand wieder in der Menge."

Von Gefühlen übermannt, unterbrach sich meine Mutter. Ich konnte nichts dazu sagen. Ich war bemüht, mir eine ungefähre Erinnerung wieder ins Gedächtnis zu rufen von einer längst vergessenen Sache, die damals für mich nur von geringer Bedeutung gewesen war. Und dann wurde mir auf einmal bewußt, was ich ungewollt meiner Mutter angetan hatte. Sie kam zu mir herüber, legte ihren Arm um meine Schulter und sagte mit Tränen in den Augen zu mir: „Jetzt aber, Alesha, rege Dich bitte nicht auf. Es war doch nicht Deine Schuld, bestimmt nicht. Du warst doch noch ein völlig unerfahrener, kleiner Junge. Außerdem ist doch alles gut ausgegangen. Als das Biest zurück nach Wladiwostok kam, hatten die Japaner Deinen Vater bereits aus dem Gefängnis befreit und wir haben ihn dann noch vier Jahre bei uns gehabt, bis Gott ihn uns genommen hat."

Das war das erste Mal, daß ich erfahren mußte, wie mein unbesonnenes Geschwätz meiner Mutter Leid und Angst zugefügt hat.

Eine weitere Gelegenheit erfolgte, als Wologda eine bedeutsame Bemerkung während einer seiner Haßtiraden gegen Amerika machte. Er neigte

dazu jeden oder jede Gruppe schlechtzumachen, der bzw. die erfolgreicher war als er. Und das waren fast alle.

Er sagte: „Die Amerikaner haben keine Geschichte und auch kein Zusammengehörigkeitsgefühl. Sehr viele von ihnen sind Mischlinge. Mach Dir doch klar, wir können unsere Familien 800 Jahre zurückverfolgen, und davon haben wir 300 Jahre im Baltikum gelebt. Und die Amerikaner sind gerade mal ungefähr 150 Jahre eine Nation. Diese Vereinigung von unabhängigen Staaten, voller Indianer und aus Ausländern bestehend, in Amerika ist jeder Ausländer, wird nicht überleben. Hör gut zu, Alik, Du wirst es noch erleben, daß dieses irrwitzige Durcheinander wieder auseinanderfällt und sich einzelne Königreiche bilden. Und so wird es kommen. Hat man jemals gehört, daß ungebildete und gewöhnliche Leute ein Land regieren können? Der Pöbel wählt doch den Betrüger, der ihm am meisten verspricht."

Ich wußte, daß das, was er über die Vereinigten Staaten sagte, unmöglich stimmen konnte. Was mich aber berührte, war die Vergangenheit meiner Familie. Dieser interessanten Tatsache war ich mir bisher gar nicht bewußt gewesen. Daher fragte ich: „Woher weißt Du denn, daß unsere Familie 800 Jahre zurückreicht? Mamachka, ist das wahr, was Wolodja da sagt?"

„Selbstverständlich ist das die Wahrheit," antwortete sie, „für jede baltische Familie gibt es ein Geschlechtsregister und eine Chronik. Jede Familie hat einen, der beauftragt ist, alle Geburten, Todesfälle, Eheschließungen und andere wichtige Informationen über die Familie zu erfassen. Das nennt man ‚Genealogie'."

Das war eine aufregende Neuigkeit für mich! „Mamachka, hat Papachka dafür gesorgt, als ich geboren wurde, daß mein Name in das Buch eingetragen wurde?"
„Ja, hat er: Alexei Werner Wilhelm Ernst, genauso wie Du getauft wurdest. Mit den Namen nach ‚Alexei' werden Dein Vater, Dein Großvater und Dein Urgroßvater geehrt."
„Und bin ich ganz bestimmt auch ein Baron wie Papachka einer gewesen ist?"
„Ja, bist Du, Alesha, der Titel ist vererbbar und somit bekamst Du ihn automatisch. Aber ich möchte gleich betonen, daß damit auch eine Verpflichtung verbunden ist. Du hast das Recht, ihn immer zu gebrauchen, aber, wie Papachka zu sagen pflegte, du mußt ihn Dir auch

stets wieder verdienen. Er sagte, um ihn zu verdienen, mußt Du ehrlich und rücksichtsvoll sein und niemals die Mitmenschlichkeit vergessen. Wenn Du etwas zu ertragen hast, tue es schweigend, wie es sich für einen tapferen Mann geziemt. Beschütze Frauen und Kinder und alle, die weniger glückhaft sind, wie Du selbst. Niemals, wirklich niemals mach ein Aufhebens von Dir selbst und protze nicht mit Deinem Titel. Es ist nicht erforderlich, die Aufmerksamkeit der anderen auf Dich selbst zu lenken. Du bist aus Dir selbst heraus eine Persönlichkeit, und die Umgebung wird dies von alleine erkennen. Wenn Du diesen Grundsätzen nicht folgst, hast Du den Titel auch nicht verdient und er wird Dir schwer auf Deinen Schultern lasten. Wenn Du ihnen aber folgst, wirst Du den Stolz in Dir selbst verspüren und ein Gefühl der Sicherheit wird Dich umgeben, selbst wenn Du alles verloren hast, alleine durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit allen Drachenfels, die vor Dir gelebt haben."

Die Urgroßeltern von Alec Baron Drachenfels



Baron Wilhelm v. Drachenfels, 1816-1864, auf Sirgen, Kurland; oo Leipzig 19.10.1941



Baronin Sophie v. Drachenfels, 1817-1913, geb. Schrey

Was mir damals meine Mutter gesagt hat, war mir mein Leben lang sehr hilfreich. Ganz egal wie schlecht es mir ging, wie erniedrigt oder enttäuscht ich wurde, ich konnte immer wieder Kraft und Vertrauen aus

der Gewißheit gewinnen, zu etwas Besonderem zu gehören, zu etwas, auf das ich stolz sein konnte. Auch wenn es nicht mehr als eine formlose Gemeinschaft war, eine Familie, von der ich sehr wenige kannte, gehörte ich dennoch dazu, und das konnte mir niemand nehmen.

„Aber wo ist das Familienbuch? Ist es möglich, dieses Buch zu sehen?“ Ich sah einen alten, einem Zwerg ähnelnden Herrn vor mir, der einen langen weißen Bart trug, und mit einer kleinen Brille, auf einem hohen Hocker sitzend, mittels eines Federkiels in ein riesiges Buch etwas hineinschreibend.
„Genau das ist das Problem,“ sagte Mamachka, „während des Krieges und der dann folgenden Revolution, verloren wir die Verbindung zu allen unseren Verwandten, und ich habe keine Ahnung, ob die Chronik erhalten geblieben ist und ob da überhaupt noch andere Drachenfels existieren außer Dir und Deinem Onkel. Aber zweifellos wirst Du dem Allen irgendwann und irgendwo begegnen.“

Es dauerte bis 1965, daß ich ganz zufällig mit dem äußerst charmanten Fritz, (Friedrich Baron v. Drachenfels) in Kontakt kam, und es sich herausstellte, daß er der amtierende Familiengenealoge war. Er gab mir ein Exemplar der Genealogie und ich, der ich bis dahin angenommen hatte, ich sei der letzte lebende Drachenfels, fand heraus, daß ich zu meiner Freude noch viele lebende Verwandte hatte. Noch andere, signifikante Tatsachen kamen 1965 ans Licht, als ich den Stammbaum studierte, deren Enthüllung ich aber erst später bringe.

Jenias Leben wechselte zwischen Langeweile am Tag und Glückseligkeit am Abend. Sobald Lawrie, der Mann, der in ihrer Liebe den Platz ihres Ehemanns Ralph Hunt eingenommen hatte, von der Arbeit kam, erschien er bei uns. Jenia erwartete ihn bereits. Sie war ein vollkommenes „Flapper-Mädchen“, ganz der Mode entsprechend: die Seidenstrümpfe heruntergerollt bis unter die Knie, kurzer Rock mit einem Gürtel um die Hüften, reizvoller tiefer Ausschnitt, und Ketten aus Glaskugeln und Perlenimitationen hingen ihr wenn sie ging bis zur Taille. Und sie hatte immer eine 30 cm lange Zigarettenspitze aus Elfenbein bei sich, auf deren Spitze eine Fliege in Lebensgröße saß und so echt nachgemacht war, daß viele sie wegscheuchen wollten. Sie und Lawrie verschwanden dann in ihrem kleinen Cabriolet die Hungjao Straße hinunter.

Als ich das erste Mal in dem Auto mitfuhr, war ich sehr aufgeregt und tief beeindruckt. Ich beobachtete den Tachometer. Der Wind wehte durch unsere Haare, als das kleine Auto mit 50 km/h mit röhrendem Motor dahinsauste. Wirklich sehr aufregend und übertraf mit Leichtigkeit das Besondere eines Fahrrads.

Obwohl Jenia jede neue Mode begrüßte, hatte sie nicht das nötige Geld, um sich all das zu kaufen, was sie meinte, für ihre modische Ausstattung zu benötigen. So entschloß sie sich am Anfang des Sommers, eine Arbeit anzunehmen. Ihre Ausbildung war elendig vernachlässigt worden, durch die Revolution und unseren Aufenthalt in Japan unterbrochen, endete sie abrupt nach einer kurzen Zeit an der ineffizienten Französischen Schule. Aber ihr unersättlicher Lesedrang, ihre Leichtigkeit mit dem Erlernen von Sprachen, ihr Charme und ihr Humor waren ihr sehr dienlich – bis jetzt. Für die Geschäftswelt war sie jedoch völlig unvorbereitet.

Durch die Appels erhielt sie eine Arbeit in einer deutschen, mittelgroßen Importfirma. Ihre Unkenntnisse in Deutsch störten sie offensichtlich nicht. Und außerdem sagte ihr Herr Appel lachend: "Mach Dir nichts daraus. Die sprechen doch Englisch, und wenn einer Deiner Vorgesetzten irgendetwas in Deutsch sagt, antworte einfach: ‚Jawohl, Herr Schinck'." Nur mit diesem Wissen ausgerüstet, ging meine Schwester unter die Angestellten.

Das machte sie nicht lange. Der wesentliche Import ihres Arbeitgebers waren verschiedene Arten exquisiter Vasen und Schüsseln aus Bleikristall. Jenia fand sie unwiderstehlich, besonders weil sie alles zum Großhandelspreis kaufen konnte. Bald hatten wir eine Menge Kristallgegenstände, und Jenias Lohn war für dessen Bezahlung dahingeschmolzen. Ich glaube, es war in gegenseitigem Einvernehmen und eine beiderseitige Entlastung, daß Jenia ihren einzigen Versuch, Geschäftsfrau zu sein, aufgab.

Eines Tages kam sie zu mir: „Alik, was würdest Du davon halten, für 10 Tage nach Tsingtau zu fahren?"
"Oh ja, selbstverständlich will ich das! Aber was meinst Du damit? Wie soll das denn gehen?"
„Ganz einfach, Du begleitest mich," sagte sie, „wir fahren zusammen, weil ich nicht alleine fahren darf. Aber es muß ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben, bis ich alles arrangiert habe."

Dann fuhren wir tatsächlich mit einem japanischen Dampfer nach Tsingtau. Kaum hatte er die Mündung des Jangtse passiert, schickte Jenia ein mysteriöses Telegramm ab. Bald darauf kam der japanische Funker zu uns aufs Deck und erklärte in grauenhaftem Englisch: „Herr Watts antwortet von der S.S. „Glenogle“ nicht. Es tut mir leid. Ich will es später nochmals versuchen, einverstanden?“
Damit war die Katze aus dem Sack, und ich wußte, worum es ging. Lawrie war irgendwo an der chinesischen Küste auf der S.S. „Glenogle“, und Jenia versuchte mit allen Mitteln, mit ihm zusammenzukommen. Sie wollte es mir gegenüber nicht zugeben, aber als wir Tsingtau erreichten, setzte sie mich in einer kleinen russischen Pension ab und fuhr alleine weiter. Nach zehn Tagen erschien sie freudestrahlend und glücklich wieder in Tsingtau, um mich abzuholen und mit mir zurück nach Schanghai zu fahren.





Tsingtau, Deutscher Gouverneurspalast 1913

Tsingtau war während des Sommers ein Badeort und sonst ein Seehafen, tief in einer natürlichen Bucht am Anfang der Halbinsel Schantung gelegen. Die Stadt hat eine interessante Geschichte mit Eroberungen durch fremde Mächte. Vor dem Ersten Weltkrieg war sie seit 1899 eine deutsche Kolonie. Während des Krieges übernahmen die Japaner als ein Verbündeter die Stadt samt der Kohlenminen und der Eisenbahn von Deutschland und behielt sie bis Tsingtau 1922 an China zurückfiel. Als ich dort war, war der deutsche Einfluß im Geschäftsviertel noch sehr stark. Das war besonders deutlich an den großen Steingebäuden der Regierung zu erkennen, alle von derselben monumentalen Architektur, wie man sie in jeder deutschen Stadt sehen konnte. Die Chinesen genossen immer noch das Tsingtau Bier, noch eine Erbschaft aus jenen deutschen Tagen.

Jedoch galt damals mein Interesse weniger der Geschichte als dem Strand und dem Meer. Zu aufgeregt, um zu schlafen, zog ich mich am ersten Morgen noch in der Dämmerung an und stieg aus dem Fenster der Pension. Welch ein großartiges Gefühl der Freiheit und des Abenteuers erfaßte mich! Ich lief instinktiv die Straße etwa zwei Kilometer zum Strand hinunter. Der Geruch der erwachenden Erde, der glitzernde Tau im dichten Gestrüpp und die langen Schatten der schwindenden Nacht überwältigten mich. Das mich begleitende Krähen der Hähne und Bellen der Hunde entlockte mir ein fröhliches Lachen. Ich war fünfzehn Jahre alt und hatte keine Sorgen dieser Welt.

Ich kam an einem Gelände vorbei, das früher eine Rennbahn gewesen war und jetzt der chinesischen Kavallerie als ein überwuchertes Feldlager diente. In Reihen standen angebundene mongolische Ponys, schnaubend und mit den Hufen scharrend. Noch verschlafene Kavalleristen putzten sich die Zähne, wuschen sich das Gesicht oder zogen sich in die Büsche zurück, um sich zu erleichtern. Dann kamen noch zwei oder drei Wohnblocks und plötzlich stand ich am Strand. Zu beiden Seiten erstreckte sich bogenförmig der Strand, begrenzt durch eine Straße mit einem kleinen Hotel, und dann das übliche Durcheinander von Bootsvermietungen und Kiosken mit Eßbarem und Muscheln. Einige Kioske wurden schon auf das Tagesgeschäft vorbereitet. Der Geruch von den bereits brutzelnden Speisen machte mir meinen Hunger bewußt. Da ich aber kein Geld bei mir hatte, mußte ich hungrig in meine Pension zurückgehen. Dort wurde ich von der russischen Wirtin, die offensichtlich wegen meines Verschwindens besorgt gewesen war, mit finsterer Miene und bissigen Bemerkungen begrüßt.

Nach einem umfangreichen Frühstück zog ich wieder ab an den Strand. Noch erfüllt vom Rausch des am Morgen erlebten Freiheitsgefühls, entschloß ich mich, diese Unabhängigkeit weiterhin zu genießen. Es war ein wunderbarer, erlebnisreicher Tag mit gutem russischen Essen, vielem Schwimmen und langen Spaziergängen durch die angrenzenden Hügel.

Nach diesem ersten Morgen stand es zwischen der Pensionswirtin und mir nicht zum Besten, besonders nachdem ich mehrfach hörte, wie sie Amerika und die amerikanischen Waren schlecht machte. Letztere wären Schund, miserabel hergestellt und Billigware. Die Pensionsgäste waren angenehm, aber ich schloß keine näheren Bekanntschaften, ich hatte dazu keine Lust. Ich schwelgte in meiner Freiheit und Jenias

Rückkehr nach Tsingtau stimmte mich traurig, weil sie dem ein Ende setzte.

Kurz vor der Ankunft in Schanghai fragte mich Jenia: „Nun, Alik, hattest Du eine gute Zeit? Hast Du Dich wirklich amüsiert?“
„Ja“, rief ich aus, „danke, ich danke Dir sehr dafür, daß Du mir das ermöglichst hast.“
„Gut, dafür mußt Du mir einen Gefallen tun. Wenn wir nach Hause kommen, erzähl Mamachka bitte nicht, daß ich Dich in Tsingtau alleine gelassen habe. Sie würde Dir zwar keine Vorwürfe machen, aber es könnte ihre Gefühle verletzen, und das möchtest Du doch nicht, nicht wahr?“



Die Flapper Mode um 1925

20. Kapitel

Oberschule
(High School)

Es bedurfte meinerseits eine größere Anstrengung, um in meine nächsten vier Jahre eine gewisse Ordnung zu bekommen, die auch einen einigermaßen guten Überblick sicherstellt. Man glaubt es kaum, daß in so kurzer Zeit so viel geschehen kann. Welche allumfassende Kraft auch immer unser Leben bestimmen mag, hat uns als unvorstellbar aufnahmefähige Schwämme während unserer Jugendjahre erschaffen. Das Heranwachsen, sagen wir so zwischen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahr, ist wirklich spektakulär, besonders in einer so farbigen, großstädtischen, weltoffenen Stadt wie es Schanghai in ihren besten Tagen gewesen ist. Wir sind alle durch diese uns formenden Jahre, die wir in Chinas größter Stadt verbracht haben, unauslöschbar beeinflußt worden.

Als Jenia und ich aus Tsingtau zurückkamen, fanden wir Mamachka eine neue Pension leitend, die an der Ferguson Straße gelegen war, eine bedeutend bessere Lage im Französischen Gebiet und auch viel näher zu meiner Schule. Kügelgens und Appels waren auch wieder bei uns, und neue Pensionsgäste belegten sehr bald die übrigen Zimmer. Die Mahlzeiten wurden nicht mehr in einem gemeinsamen Speiseraum serviert. Erfrischungen und kleine Gerichte wurden den Gästen auf ihre Zimmer gebracht. Dementsprechend hatte ich nur wenig Kontakt zu diesen neuen Mitbewohnern. Nur Kügelgens und Appels aßen weiterhin gemeinsam mit uns.

Da ich wegen meiner Rückstufung in die siebente Klasse aufgrund meiner unzureichenden Englischkenntnisse als ich auf die S.A.S. kam, ein Jahr älter war als meine Klassenkameraden, entschied ich mich, genügend Kurse im ersten und zweiten Semester zu belegen, um dann in der Lage zu sein, das zwischen uns liegende Junior-Jahr zu überspringen und gemeinsam mit meinen Alterskameraden den Schulabschluß zu machen. Ich fühlte mich meiner Mutter gegenüber dazu verpflichtet, um ihr ein Jahr Schulgeld zu ersparen und ein Jahr früher mit einer Arbeit zu beginnen, um dadurch einen Beitrag zu unserem Lebensunterhalt leisten zu können. Aber leider schaffte ich es nicht ganz. Das Ergebnis davon war, daß mir nur noch sehr wenige Pflichtkurse für das Senior-

Jahr übrig geblieben waren. Dies bot mir vielerlei Möglichkeiten, die mich interessierenden und allgemeinbildenden Wahlkurse zu belegen, viel Zeit dem Sport zu widmen und gesellschaftlichen Ereignissen außerhalb der Schule nachzugehen. Eigentlich hätte ich mich schuldig fühlen müssen, weil ich es nicht geschafft hatte, das Junior-Jahr zu überspringen, aber die Zeit war einfach zu ausgefüllt, um darüber nachzudenken. Es war wohl auch gut so, wie es dann gekommen ist. Ich war ein ziemlicher Spätentwickler und, zurückschauend auf jene Zeit, unglaublich kindlich in meinen Vorstellungen vom Leben, immer nur an mein Vergnügen und kaum an etwas anderes denkend.

Während meines Senior-Jahres hatte ich für einige Zeit ein recht freundschaftliches Verhältnis mit Louis Dent. Die Dents waren eine



etwas ungewöhnliche Familie. Sie bestand aus dem Großvater, dem Vater, Louis und einer Gruppe von chinesischen, ausschließlich männlichen Bediensteten. Die Anwesenheit von weiblichen Personen war nicht erwünscht. Sogar der Hund und die Katze waren männlichen Geschlechts. Louis, in dieser Zitadelle der Männlichkeit lebend, war paradoxerweise ein sehr furchtsamer und unmännlicher Junge mit langen blonden Locken und stets, wie auch sein Vater und sein Großvater, gekleidet nach der Art wie einst Buffalo-Bill.

Großvater Dent war britischer Bevollmächtigter des Zolls in Schanghai gewesen. Diese Position verlieh ihm eine immense Machtfülle, weil nach der Niederschlagung des Boxeraufstandes im Jahr 1900 durch die zusammengefaßten Streitkräfte der ausländischen Nationen, die Sieger dem besiegten China ruinöse Kriegsreparationen in Höhe von 330 Millionen US Dollar auferlegten und die Verwaltung des Kaiserlich chinesischen Zolls übernahmen, um die Einnahmen als eine Möglichkeit zu nutzen, die geforderte Entschädigung zu kassieren. Ausländische Bevollmächtigte wurden in allen Handelshäfen installiert, um dadurch die ausländischen Mächte nicht nur in die Lage zu versetzen, die Zolleinnahmen systematisch einzubehalten, sondern auch um so praktisch alle Im- und Exporte zu kontrollieren. Man braucht sich nur vorzustellen, welche unvorstellbaren Gelegenheiten sich für einen

Bevollmächtigten an der Spitze der durch und durch korrupten chinesischen Bürokratie bieten, „Geschenke“ zu erhalten.

Großvater Dent war ein begeisterter Sammler von allem und jedem. Das Haus war voller seltener und interessanter Dinge: afrikanische Speere und Zeremonienmasken, ägyptischer Skarabäen, japanische lackierte Rüstungen, Gold- und Silbermünzen, Meißener Porzellanfiguren und unbezahlbares chinesisches Porzellan, Holzschnitzereien und Bronzesachen, auch ganze Jahrgänge des englischen Humor-Magazins „Punch“. Jeder kleinste Fleck an der Wand und sogar an einigen Decken, jede Schublade, jede Truhe und jeder Schrank war voll mit genügend Kunstgegenständen, um damit ein beachtliches Museum auszustatten.

Es gab ein Zimmer, das für Louis und mich verboten war. Das war das Musikzimmer, in welchem sich einige der schönsten und kostbarsten Stücke der Familiensammlung befanden, und das nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde. Dort stand auch ein Klavier. Wie mir Louis erzählte, spielte sein Vater oft vor einer reinen Männergesellschaft. Das Klavier war verkabelt mit lauten Flöten, Trommeln und Gongs, die hinter verzierten Verkleidungen versteckt waren. Vater Dent liebte es, seine Gäste mit langsamer, romantischer Musik einzulullen, bis sie in ihren Sesseln zusammensackten, sich entspannten und gegen den Schlaf kämpften. Dann zog er plötzlich die entsprechenden Knöpfe und ließ einen derartigen Mißklang von Tönen auf sie hernieder, daß sie fassungslos hochschnellten.

Louis nahm Klavierunterricht und wußte daher, wie die Anlage funktionierte. Ich bat ihn, mit mir in das verbotene Zimmer zu schleichen, damit ich das besondere Klavier sehen könnte. Schließlich willigte er ein, und als niemand zu Hause war, schlichen wir uns voller Angst in das „Allerheiligste des Allerheiligsten“. Mitten im Zimmer stand eine fast lebensgroße chinesische Frauengestalt aus Porzellan. Sogar für mein noch ungeübtes Auge waren ihre grazilen, gertenschlanken Formen hinreißend. Louis erzählte mir, daß die Statue einmal hingefallen sei und dabei in tausend Stücke zerbrochen war. Unglaublich, aber sie ist mit einer so unvorstellbaren Geschicklichkeit wieder zusammengeklebt worden, daß man nur mit größter Sorgfalt erkennen konnte, wo die einzelnen Stücke zusammengefügt worden waren. Er berührte die wunderschön geformte rechte Hand, um mir einen ausgebesserten Finger zu zeigen. Zu unserem Schrecken löste sich der

Finger und fiel auf den Boden, glücklicherweise heil auf den weichen Teppich.
Was nun? Ratlosigkeit! Aber es kam noch schlimmer. Louis lief, um Klebe zu holen. Wir klebten ihn mit großer Sorgfalt an, aber er fiel wieder herunter. Also stellte ich mich hin und hielt den Finger damit die Klebe richtig fest würde. Louis ging, um einige weiche Töne auf dem Klavier zu spielen. Ohne eine Vorwarnung drückte er plötzlich, warum werde ich nie verstehen, einen der die besonderen Toneffekte auslösenden Knöpfe und die Trommelbecken krachten mit ohrenbetäubendem Donnergetöse direkt hinter mir. Ich schnellte hoch und dadurch wackelte die Statue. Jetzt fiel die ganze Hand ab, fein säuberlich am zierlichen Handgelenk und lag nun neben dem Finger auf dem Fußboden. Entgeistert starrten wir das Unheil an. Wir wußten genau, daß wir jetzt in größten Schwierigkeiten steckten.

Mit zitternden Fingern schmierten wir Klebe auf die abgefallenen Teile und hielten sie fest an ihrem Platz. Zu fest, denn wie in einem Albtraum brach der Arm ab und fiel lautlos in zwei Stücken auf den Teppich. Hand, Finger und ein Unterarm lagen nun, wie verzaubert in einem Horrorfilm, leichenblaß gegen den dunklen Untergrund auf dem Teppich. Es war einfach nicht zu glauben. Solche Dinge passieren doch wirklich nur in Albträumen. Wir standen noch wie angefroren in kalter Panik da, als Vater Dent das Zimmer betrat. Was wir in dem Raum suchen würden, wollte er wissen. Wir konnten nur stumm auf das „Blutbad“ zu unseren Füßen zeigen. Er fixierte unseren Gesichtsausdruck, ein Gemisch von Angst, Schrecken und Schuld.
„Ich sage Euch,“ begann er, „jetzt seid Ihr wahrhaftig zu weit gegangen. Alec, Du gehst jetzt besser nach Hause. Und Du, Louis, gehst auf Dein Zimmer. Wir rechnen später ab.“

Das war das Ende meiner Freundschaft mit dem armen, kleinen Louis Dent. Er bekam von seinem Vater Prügel, und meine Strafe waren mehrfach wiederkehrende Albträume. Die zerbrochene Statue war für Jahre Gegenstand von erdrückenden Träumen.

In der Schule wurde ich immer mehr von meinen Alterskameraden akzeptiert und wurde recht „bekannt“. Bekanntheit war das Schlüsselwort. Wenn man respektiert und bewundert werden wollte, mußte man zunächst bekannt sein, nicht bei den Schülern allgemein, sondern bei der Kerntruppe, bei den Anführern.

Es geschah an einem Nachmittag Ende 1928, ich lümmelte mich mit einigen „Schulgrößen“ auf dem Rasen des Häuserblocks herum, da kam Andrea Hall mit einem freudigen Lächeln auf mich zu. Sie und ihre Familie waren für länger als ein Jahr in den Staaten gewesen. Aus irgendwelchen Gründen hatten wir während der Zeit nicht miteinander korrespondiert und ich hatte von deren Rückkehr keine Ahnung. Zu meiner grenzenlosen Scham begegnete ich ihrem freundschaftlichen auf mich Zukommen mit sichtbarem Desinteresse. Andrea fühlte sich von mir in einer schroffen Weise abgewiesen, und zwar so sehr, daß sie mir 1984 in einer Unterhaltung verriet, sie könne sich noch sehr gut an diesen Vorfall erinnern. Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, in dieser Weise zu reagieren. Sie hatte mich aus der Fassung gebracht. Ich war unverständlicherweise erbost, in der Annahme, daß ihre Anwesenheit meine neuerliche Popularität nachteilig beeinflussen könnte.

Andrea war selbständig und unabhängig denkend. Sie liebte Freundschaften und wählte sich ihre Freunde, weil sie sie mochte, ganz egal von deren Stellung in der Schulhierarchie. Ich schämte mich, weil ich sogar David gemieden hatte, bis ich von Frau Hall eine Einladung zum Mittagessen in deren neues Haus weit draußen in der Hungjao Straße erhielt. Es war eine Einladung, die ich nicht absagen konnte, und eigentlich auch gar nicht absagen wollte. Ich hatte eine sehr große Zuneigung für Frau Hall und enormen Respekt vor ihr, und mir wurde bewußt, daß ich mich flegelhaft benommen hatte.

Diese besondere Familie empfing mich, als wenn nichts geschehen wäre, und bald schmolz meine schuldbewußte Zurückhaltung dahin. Frau Hall schüttelte mir die Hand, obwohl sie keine überschwängliche Frau war, und sagte mit einem fröhlichen und gütigen Blick in ihren Augen: „Oh, ich muß feststellen, Du bist ganz schön gewachsen. Ein richtiger junger Mann geworden in der Zeit unserer Abwesenheit. Komm herein, komm nur.“
Das war alles. Wie der verlorene Sohn kehrte ich an den Busen der Familie zurück, meiner zweiten Familie, und da wurde nichts nachgetragen.

Es geschah auch in diesem ereignisreichen Jahr 1928, daß „Die Jazz Singer“, der erste vertonte Film, nach Schanghai kam. Wir waren alle Kinofreunde, meine Kameraden, meine Mutter und meine Schwester. Daß man Hollywood Filme nicht nur mit Sprache, sondern auch mit

Musik produzieren konnte, kam einem Wunder gleich. Ich hatte gerade die Malaria überwunden und hätte beinahe dieses große Ereignis verpaßt. Am letzten Tag jedoch gab Mamachka nach und ließ mich in die Matinee gehen. Es war eine unvergeßliche Veranstaltung. Die Schauspieler direkt sprechen zu hören, ohne die bisher unerläßlichen, eingerahmten Untertitel und dann der kehlige Klang der Stimme von Al Jolson, die das Kino ausfüllte, war einfach unvergeßlich.

Heute hört man andauernd, daß die Jahre des Heranwachsens unglaublich schwer seien. So oft wird gesagt, diese Zeit des sich Ausrichtens, sei voller Unsicherheit und Angst und ausgefüllt mit dem Gefühl der Unzulänglichkeit und einer allgemeinen Unzufriedenheit. Für mich kann ich nur sagen, daß ich diese Symptome bei mir sehr wenig erlebt habe. Jene Jahre in der Oberstufe sind in meiner Erinnerung Jahre voller Erfolge, voll von unaufhörlichen Entdeckungen, von zunehmendem Erkennen der faszinierenden Welt der Menschen, der Natur, der menschlichen Beziehungen, der Literatur, Kunst und Musik. Für mich waren sie mit die glücklichsten Tage meines Lebens. Alle meine Freunde schienen mit mir in derselben Weise zu fühlen und zu denken. Es sei zugegeben, das Leben damals war einfacher. Auch haben die moralischen Grundsätze, nach denen wir damals lebten, viele der heutigen Probleme erst gar nicht aufkommen lassen. Zum Beispiel hatte keiner von uns das Verlangen, zu rauchen oder Alkohol zu trinken. Alle Eltern, bis auf die Missionare, rauchten und tranken, manche sogar übermäßig. Wir jedoch, die wir bei den laxen Gesetzen einer offenen Stadt in jedes Kabarett, in jeden Tanzsaal oder jede Bar gehen durften, und jedes Getränk nach Wunsch kaufen konnten, unabhängig vom Alter, hatten keinen Bedarf an Aufputschmitteln. Jungs und Mädchen in einer Gruppe von drei oder vier Pärchen gingen zum Tanzen in einen Tanzsaal oder einen Nachtclub, um sich auszutoben, und das nur bei Coca-Cola. Die Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen blieben bei einer lockeren Freundschaft. Sicher, wir küßten und flirteten, aber das war auch alles. Mit unseren reizenden Kameradinnen und Freundinnen weiterzugehen, war einfach undenkbar. Wir verabredeten uns sogar nur selten paarweise. Diese Haltung gegenüber den Mädchen wurde teilweise dadurch ermöglicht, daß den Jungs in einer Stadt mit Prostitution ohne Kontrolle, Frauen aller Farben und Preise zur Verfügung standen, ein simples Sicherheitsventil für junge Männer voller Energie und Geschlechtsdrang. Gelegentlich schlenderte ich mit einigen anderen Jungen durch das Hongkew-Viertel, wo wir die Geschäfte nach

weiß getünchten Schaufenstern mit der Aufschrift: „Sukyaki, Macaroni, Massage und Gesellschaft“ absuchten. Man konnte alles bekommen, was man sich von so einem Platz wünschte und auch in Anspruch nahm. Unsere dürftigen Finanzmittel setzten uns aber bestimmte Grenzen.

Aber es war uns klar, wo unsere Prioritäten lagen. Wir bevorzugten es, unsere geringen Geldmittel dazu auszugeben, unsere Mädchen zum Tanzen auszuführen. Und gerade diese Selbstdisziplin in den Beziehungen zwischen den Jungen und Mädchen an unserer Schule ließen die vielen Spannungen und Risiken von heute erst gar nicht aufkommen. Wir waren viel entspannter und ungezwungener im Umgang miteinander.

Im Sommer 1929, ich hatte gerade meinen siebzehnten Geburtstag hinter mir, wurde der Columbia Country Club der Mittelpunkt meines Lebens. Die Halls halfen meiner Mutter und mir, dort Mitglied zu werden. Die Kosten für eine Witwe mit Familie waren absolut vertretbar, sonst hätte es meine Mutter uns gar nicht ermöglichen können.

Der Columbia Country Club war eine im damals sehr beliebten kalifornisch-spanischen Stil neu gebaute Anlage. Da gab es Tennisplätze und ein Soft-Ball-Feld. Die besondere Attraktion für mich war aber ein großes Schwimmbecken, umgeben von einer großflächigen Überdachung mit Ping-Pong-Tischen. Selbstverständlich gab es dort auch eine nette Bar, ein Restaurant, einen Raum zum Kartenspielen und ein Lesezimmer. Der Ballsaal hatte einen gefederten Fußboden, der nachgab, wenn man darauf tanzte. Es war eine amerikanische Enklave, dennoch war er nicht für andere Nationalitäten gesperrt.

Mit dem Fahrrad war der Club von der Ferguson Straße aus mit einer Abkürzung durch die Gemüsefelder einfach zu erreichen. Ich verbrachte den ganzen Sommer dort mit Schwimmen und Tauchen. Mit meinen Freunden spielten wir Wasserball und Tischtennis. Tennis war damals ein sehr populärer Sport. Weil ich darin ungefähr zwei Jahre hinter meinen Alterskameraden zurücklag und mir eine extra Platzmiete kaum leisten konnte, war mein Können recht dürftig. Vivienne Schmid gehörte zu unserer Gruppe, und es kam der Tag, an dem sie mich für den Nachmittag zu sich nach Hause einlud. Es war berauschend! Endlich nach all den Jahren des Sehnens und Hoffens hatte ich erreicht, was ich als den größten Erfolg in unserer Beziehung ansah. Ich zog mich äußerst sorgfältig an, mit weißen, langen und gebügelten Hosen, einem zweirei-

higen Jackett mit goldenen Knöpfen, einem blauen Schlips und schwarz-weißen, wildledernen Oxford-Schnürschuhen. Ich kam zu Vivienne, um zu meinem großen Kummer feststellen zu müssen, daß es sich um eine Tennisparty handelte, etwas, was ich in meiner Aufregung bei der Einladung einfach übersehen hatte. Ich zog Schlips und Jackett aus und lieh mir einen Tennisschläger und schon war ich bereit, Tennis zu spielen. Ich war mir aber meiner Erscheinung so bewußt - falsche Schuhe und geborgter Schläger -, daß ich noch schlechter spielte wie gewöhnlich. Als sich meine Fehlerpunkte häuften, fiel mir der große Bill Tilden ein mit seiner umwerfenden Art, nach jedem Spiel zum Netz zu laufen und seinem Gegner die Hand zu schütteln. Ich beschloß Tilden nachzuahmen und war dann zum Schluß trotz meiner Niederlagen der „tapfere Verlierer".

Der Spielstand war 6:2, 6:3, 6:1 zugunsten von Vivienne. Mit dem Schläger in der linken Hand, die rechte Hand schon für das Hände-schütteln ausgestreckt, übersprang ich locker das Netz – aber nicht hoch genug! Meine Fußspitze traf noch die Oberkante des Netzes und ich machte eine völlig unwürdige Vierpunktlandung auf dem Betonboden und mit dem Gesicht flach auf Viviennes Füße. Aus meiner Hand sickerte Blut, und ein blutrotes Knie kam durch einen Riß in meiner schönen weißen Hose zum Vorschein. Aber nach außen hin unerschrocken, bestand ich recht wacklig darauf, Viviennes immer noch ausgestreckte Hand zu schütteln. Ich hatte dann noch nicht einmal die Wonne, daß sie mir die Wunde behandelte, weil ihre sehr nette Mutter mich mit ins Haus nahm, mich mit Jod und Verband verarztete und mir erlaubte, diskret durch die Hintertür zu verschwinden. Zu meiner eigenen Selbsterniedrigung sei noch hinzugefügt, daß ich für den Rest des Sommers der „fliegende Händeschüttler" war. Das war nicht boshaft gemeint, wir waren alle gute Freunde miteinander. Ich konnte sogar über mich selbst lachen, obgleich mir bewußt war, was für ein komischer Anblick es gewesen sein muß.

Eines unserer größten Vergnügen war es, am Sonntag in den Columbia Country Club zum Tanzen zu gehen. Andrea, David und ich fuhren mit deren „Blackbox", einer Cabriolimousine, nahmen unterwegs noch Freunde mit und trafen die anderen dann um vier Uhr im Club. Dort spielte eine kleine, von einem Amerikaner geleitete Jazz-Kapelle mit Musikern aus den verschiedensten Nationen,. Wir tanzten jeden Tanz: Banjo Rhythmen, träumerisch-romantische Stücke wie „Stardust", „Body and Soul", „You 're the Cream in my Coffee" und schnelle Quick-Steps

wie z.B. „Don ‘t Bring Lulu“ und “She’s Got Eyes of Blue“. Eddie Cantor wurde die Sensation des frühen Musicals. Und seine Lieder „We ’re Making Whoopee“ und „I can’t Give You Anything But Love, Baby” waren nach 1928 der letzte Schrei.

Gerne gingen wir in das Canidrom, eine Kombination aus Rennbahn für kleine Hunde, Tanzsaal und Restaurant. Der Tanzsaal war mit dem gedämpften Licht sehr romantisch. Obwohl wir arme Konsumenten waren, wurden wir von der Leitung des Hauses gerne gesehen, weil wir beim Tanzen immer wieder kostenfreie Vorstellungen boten und die anderen Tänzer dann stoppten, um uns beim Dahingleiten und Herumwirbeln nach den wunderbaren tiefen Tönen der Musik einer großen, reinen Negerkapelle zuzusehen.

Eine ganz andere Atmosphäre herrschte in den Kabaretts mit bezahlten Tänzerinnen. In einer Stadt, in der ausländische Männer weit in der Überzahl gegenüber den Frauen waren, boten die Kabaretts zwanglose weibliche Kontakte und wurden hauptsächlich von den Unteroffizieren und Mannschaften der in Schanghai stationierten militärischen Einheiten besucht. Es herrschte dabei eine starke Tendenz, eigene Besitzrechte festzuschreiben. Jede Teilstreitkraft oder Nation beanspruchte ein Kabarett für sich und schloß jeden anderen aus.

Einmal ging eine Gruppe von uns in das St. George’s, daß als Stammlokal der U.S. Marines bekannt war. Einer aus unserer Gruppe, Sohn aus einer U.S. Navy-Familie, hatte sich zu uns gesellt, um seinen Geburtstag zu feiern. Der Rest von uns bestellte wie gewöhnlich Coca-Cola, aber Bill bestand darauf, daß Bier getrunken wurde. Als wir mit den kleinen chinesischen oder japanischen Mädchen tanzten (2,5 amerikanische Cent pro Tanz), stellten wir fest, daß sich das Lokal nach und nach mit amerikanischen Seeleuten füllte. Das war eine unverblümte Herausforderung der Marines. Es entstand eine zunehmend gespannte Atmosphäre, mit nicht zu überhörendem Gemurmel unter den Marines und hin- und hergehenden bösen Blicken. Die Mädchen wurden nervös und unruhig. Als einige der Marines ihre schweren Ledergürtel mit den großen Gürtelschlössern aus den Hosen zogen und als Waffe um ihre rechte Hand wickelten, war uns klar, wenn die Militärpolizei nicht sehr bald kommt, wird es im St. George’s eine größere Schlacht geben. So entschlossen wir uns, schleunigst zu verschwinden. Bill war zu betrunken, um gehen zu können. Wir schleppten ihn zur Hintertür. Auf dem Weg dorthin bemerkte Bill unglücklicher-

weise einige der Seeleute und rief laut: „Hooray for the Navy! Anchors aweigh!“ (Hurra die Marine! Anker lichten!). Das war es, sofort flog der Deckel hoch und ließ die Spannung explodieren. Wir stürzten mit Bill kopfüber aus der Tür und hinter uns eine Schar sich fürchtender Tanzmädchen, gerade als das Kabarett von einem Handgemenge aufeinanderprallender Körper, von zersplitterndem Glas, berstendem Mobiliar und wütendem Gebrüll erschüttert wurde. Wir verschwanden in aller Eile.

Derartige Zusammenstöße waren nicht selten. Manchmal nahmen sie wirklich gefährliche Dimensionen an, wenn verschiedene Nationalitäten miteinander kämpften. Aber nur selten sah man Berichte darüber in den Zeitungen. Die Presse vermied es geflissentlich, über nachteilige Vorkommnisse mit Ausländern zu berichten, besonders, wenn es sich um Militärangehörige handelte.

Frau Hall, deren vielfältige Tugenden auch einen starken Hang zur Sparsamkeit enthielten, konnte es einfach nicht verstehen, warum wir Geld ausgeben wollten für Benzin, Kleidung, Autoabnutzung und für Essen und Getränke, wenn wir nur den Hebel vom Grammophon aufzulegen brauchten und zur gleichen Musik in ihrem Haus tanzen könnten – und das alles kostenlos. „Warum könnt Ihr Kinder nicht zu Hause bleiben?“ fragte sie dann, „Ihr alle seid in dieser Woche jeden Tag im Club schwimmen gewesen und dann auch noch zu Euren gewöhnlichen Spielereien. Heute seid Ihr in der Kirche gewesen, hattet ein reiches Sonntagsessen, und jetzt wollt Ihr schon wieder irgendwohin ausgehn.“



Und Andrea sagte dann: „Sieh doch, Mutter, es ist nicht dasselbe. Das kratzende alte Victorola-Grammophon ist einfach scheußlich. Und außerdem werden alle unsere Freunde im Club sein. Bitte, Mutter.“

„Aber Ihr könnt doch alle Eure Freunde hierher bringen. Das habe ich Euch doch schon so oft gesagt.“

„Aber, Mutter, auch das ist nicht dasselbe. Kannst Du das nicht einsehen?“

Und Frau Hall gab auf und sagte nur noch: „Oh, Ihr Tunichtgute!“ und ließ uns laufen.

Als ich einmal durch Halls Wohnzimmer ging, sah ich auf Frau Halls offenem Schreibtisch einen großen Umschlag liegen. Mein Name stand darauf. Weil er an mich adressiert war, öffnete und las ich ihn. Er schockierte mich. Niemand hatte mich hereinkommen sehen und so ging ich mit dem Brief in der Tasche wieder hinaus. Ich mußte für mich alleine sein, um ihn nochmals in Ruhe zu lesen.

Die Kernaussage des langen Briefs, den Frau Hall geschrieben hatte, war, ich solle mehr Rücksicht auf die schwierige Lage meiner Muter nehmen und nicht so großzügig mit ihrem Geld umgehen. Im Hinblick darauf, daß sie die ganze Belastung alleine tragen müsse, sollte ich mir überlegen, einen Teil des Sommers zu arbeiten, um ihr finanziell zu helfen, anstatt jeden Tag im Club herumzubummeln und an zu vielen Abenden ihr Geld für lustvolle Vergnügungen auszugeben.

Sie hatte vollkommen recht, das war mir klar. Ja, sie hatte recht. Ich habe damals auch hin und wieder echte Gewissensbisse gehabt, besonders immer dann, wenn ich meine Mutter um Geld bat. Sie hat mir nie etwas versagt und freute sich dadurch indirekt an meiner Popularität und an meinen Erfolgen in der Gemeinschaft. Es war doch eine Tradition, daß dem ältesten oder einzigen Sohn in einer gut funktionierenden Familie erlaubt ist, sich auszutoben, bevor er sich dem Ernst des Lebens zuwendet. Die Tatsache, daß wir nicht mehr eine stimmige Familie waren und auch in einer veränderten Welt lebten, änderte an ihrem Wunsch nichts, mich zu verwöhnen. Sie machte es mir wahrhaftig auch leicht, dieses anzunehmen.

Dieser Brief hat mich sehr stark beeindruckt. Er weckte in mir das Bestreben, mich zu ändern, um Frau Hall zu zeigen, daß ich ihrem in mich gesetzten Vertrauen gerecht werden kann. Ihr Brief endete nämlich: „Ich würde mich nicht hinsetzen und mir die Zeit nehmen, um Dir dies alles zu schreiben, wenn ich Dich nicht außerordentlich schätzen würde und ich nicht das Vertrauen in Dich hätte.“ Ich mußte ihr den Beweis erbringen.

Mein Verhältnis zu meiner Mutter hatte zu jener Zeit die schlimme Periode erreicht, in der ein junger Mensch so von sich selbst überzeugt ist, daß er meint, so gut wie alle Erwachsenen zu sein, besonders die eigenen Eltern seien unfähige und hoffnungslose Wesen. Ich erinnere mich noch, daß ich mich damals manchmal gewundert habe, wie einige

fürchterlich langweilige, aufgeblasene und dumme Erwachsene es dennoch verstanden haben, etwas aus sich zu machen. Im Besonderen galt meine Geringschätzung den Russen, wobei ich unter die weniger Klugen und Geschäftsunfähigen von ihnen, meine geliebte Mutter mit einbezog. Als ich sie eines Tages für dumm erklärte, riß schließlich ihre Geduld und sie schlug zurück: „Wenn ich dumm sein soll, wie meinst du, habe ich dann Dich und Jenia nach Vaters Tod trotzdem versorgen können? Hast Du dafür eine genauso kluge Antwort, wie Du sie in diesen Tagen für alles andere parat hast?“

Ich war perplex und verwirrt. Sie hatte wirklich viel mehr geleistet, als ich zur Kenntnis genommen hatte. Das Paradoxe zwischen gleichzeitig erfolgreich und dumm zu sein, verwirrte mich zunächst. Aber letztendlich führte es bei mir zur Erkenntnis, daß ihre unwahrscheinlichen Leistungen nur durch Klugheit, Anpassungsfähigkeit und eine übergroße Charakterstärke zu erreichen gewesen waren.

Als ich Frau Hall versicherte, daß ich ihre Mühe, mir das zu schreiben, sehr begrüßt hätte, und daß ich mich ändern wolle, wurde sie fürchterlich verlegen. Sie hätte eigentlich nicht vorgehabt, mir den Brief auszuhändigen, meinte sie, sie wollte eigentlich nur einige ihrer Gedanken niederschreiben.

Nun lag es an mir, eine Möglichkeit zu finden, um Geld zu verdienen. Ratsuchend wandte ich mich an meinen Klassenkameraden Harry Bernard. Harry war wohl der beste Vielseitigkeitssportler, den die S.A.S je gehabt hat. Und als einer der wenigen Schüler mit einem Auto, ein Auto, das sich selbst sein Vater nicht leisten könnte bzw. leisten würde, war Harry auch der einzige Lohnempfänger in unserer Gruppe.

Harry zeigte mir, wo ich in den Zeitungen nachsehen sollte. Und ich fand die perfekte Arbeit: Werbeflächen auf den massiven Feuerschutzvorhängen in Kinos, die den Bühnenteil abtrennten, sollten verkauft werden. Ich dachte mir, das müßte doch leicht sein. Schließlich könnte man dem Anbieter ein präsent bleibendes Publikum zusichern, das sein Angebot vor und nach der Vorstellung und in den Pausen zu sehen bekommt. Schon sah ich mich als den Gewinner des in den Zeitungen erwähnten Sonderpreises für den „erfolgreichsten Verkäufer“: eine Woche kostenlos in dem beliebten Badeort Tsingtau. Ich bewarb mich und konnte mein Glück kaum fassen, sofort angenommen zu werden. Der Verantwortliche war ein Amerikaner, was mich noch mehr ermutig-

te. Er gab mir eine Tasche mit dem benötigten Kleinkram und einen Stoß Vertragsformulare und sagte mir, ich könne gleich am nächsten Tag anfangen.
„Schon morgen kann ich anfangen?“ sagte ich, „prima, das ist wunderbar! Wo soll ich mich dann melden?“

„Was meinst Du mit ‚Dich melden‘?“
„Nun, soll ich hierher kommen?“
„Hierher kommen?“ Er lachte. „Warum willst Du hierher kommen? Willst Du mir einen Werbeplatz verkaufen? Nein, mein Junge, Du gehst in das Geschäftsviertel und sprichst dort Menschen an. Sprich immer mit dem obersten Chef und verkauf ihm. Akzeptiere kein ‚NEIN‘. Ich werde bis abends um sechs hier sein. Du kannst mir also bis dahin Deine abgeschlossenen Verträge des Tages herbringen. Und nun spute Dich, ich habe noch zu tun. Denk immer positiv! Denk an Tsingtau!“

So verließ ich ihn und ging nach Hause. Ich hatte bereits da schon Bedenken. Als ich meiner Mutter recht stolz erzählte, daß ich eine Arbeit angenommen hätte und morgen beginnen würde, warf sie mir ihren kritischen Blick zu, den ich so haßte, sagte aber in einem positiven Ton: „Oh, Alik, wie wunderbar! Erzähl mir wo und was!“
Als ich ihr erklärt hatte, worum es geht, veränderte sich ihr Ausdruck in ‚extrem besorgt‘, ein anderer Blick von ihr, den ich haßte. Dann aber wurde ihr Gesichtsausdruck sachlich.
„Willst Du damit sagen, Du gehst da in irgendein Büro, wo Du niemanden kennst und auch nicht vorgestellt worden bist, und Du willst dort etwas im Theater verkaufen? „
Das Wort „verkaufen“ auszusprechen fiel ihr sichtlich schwer. Mamachka hatte einst geträumt, ich würde ein Mitglied des zaristischen Pagenkorps, was möglicherweise zu einem Posten im russischen diplomatischen Dienst geführt hätte. Aber sie wollte mich jetzt nicht entmutigen. Nachdem wir über meine Kleidung und über den Zeitpunkt, wann ich aufbrechen werde, herumgeredet hatten, setzte sie sich in einen Sessel und nahm sich ein Buch.

Am nächsten Morgen war der Himmel bedeckt und es nieselte. Ich hatte schlecht geschlafen und vom kommenden Tag geträumt, besorgt, wie ich wohl empfangen würde, wo ich anfangen sollte, und wie ich in die Top-Etage vordringen sollte. Was ich da vorhatte, ging völlig gegen meine bisherige Erziehung, Respekt vor den Älteren, nie überheblich und

aggressiv gegenüber Bittstellern sein, immer höflich und aufmerksam sein. Und nie aufdringlich sein – das sind nur Neureiche.

Ja, mein Vorhaben war eine Katastrophe. Ich versuchte es in mehreren großen Büros, kam aber noch nicht einmal an der ersten Empfangsdame vorbei. Ich überlegte mir, ob ich zu den Vätern einiger Schulkameraden gehen sollte. Aber das ging nicht, denn ich würde dann aus Freundschaften materiellen Vorteil ziehen wollen. Als der Regen schlimmer wurde, huschte ich in eine kleine Druckerei und fand meinen Weg an den lauten Druckpressen vorbei zu einem privaten Büro, in welchem der Besitzer, ein Engländer, saß. Er fragte mich, was ich wolle und ich begann mit meinen Erläuterungen. Er zeigte kein bißchen Aufmerksamkeit und arbeitete einfach weiter an seinen Schreibsachen. Als ich merkte, daß er mir überhaupt nicht zuhörte, konnte ich kaum mehr in meinem Monolog fortfahren. Ich spulte den Rest meiner Vorstellung einfach ab wie auf einem Grammophon und saß dann hilflos auf meinem Stuhl. Der Mann, kalt und streng, schaute zu mir herüber. „Sind Sie immer noch hier?“ Die Briten haben ein Talent, jemanden ohne viele Worte abzuservieren. Ich ging.

Ich stand geschützt in der Einfahrt zur Druckerei, starrte in den unaufhörlichen Regen und überlegte, was ich jetzt tun sollte. Ich fühlte mich verletzt und gekränkt, durchnäßt und kalt. Mir lag so viel daran, in meiner neuen Arbeit erfolgreich zu sein. Ein Gefühl wie bei der Seekrankheit ergriff langsam Geist und Körper. Ich fühlte mich scheußlich. Am liebsten hätte ich mich in eine einsame Höhle verkrochen, um diesem Gefühl der Demütigung zu entfliehen. Es war erst früher Nachmittag und noch genügend Zeit für weitere Besuche, aber ich konnte einfach nicht mehr weitermachen. Ich war physisch krank und merkte, daß es nur noch schlimmer werden würde. Ich nahm die nächste Straßenbahn nach Hause.

Mamachka war erstaunt, mich bereits so früh wieder zuhause zu sehen. Aber nur ein Blick auf mich sagte ihr, was los war und sie stimmte sofort zu, daß ich gleich ins Bett ging. Ich war natürlich nicht körperlich krank, mein Unwohlsein hatte einen psychischen Grund und war bald kuriert. So endete meine Arbeitssuche in jenem Sommer.

Unser Chemielehrer an der *Schanghai American School*, ein Herr Alvin W. Hanson, war ein humorloses, trockenes Exemplar von einem Mann,

phantasielos und unvorstellbar ungeeignet, um das Interesse an Chemie, Naturwissenschaft und Mathematik zu wecken. Er präsentierte den Lehrstoff ohne weiteren Kommentar, sprach mit uns nicht mehr, als unbedingt notwendig, ignorierte, wenn sich jemand daneben benahm. Kurz, es interessierte ihn nicht im geringsten, ob wir etwas lernten oder nicht. Eine Konsequenz davon war, daß wir uns nicht darum kümmerten und auch nicht genügend lernten, um seine periodischen Tests bestehen zu können. Einige dieser Tests waren Laborversuche und wir stellten bald fest, daß es bei Herrn Hanson leicht war, durch gegenseitiges Abschreiben zu schummeln, denn er schien es gar nicht zu bemerken. Ermutigt durch diese Teilnahmslosigkeit und, wie alle Jungen, den Weg des geringsten Widerstandes gehend, benutzten wir Spickzettel und schlugen sogar unsere Schulbücher auf.

Und dann kam das Ende der Mittelstufe und mit ihm die gefürchtete Abschlußprüfung in Chemie. Eine Gruppe von uns hatte sich vorbereitet, zwar nicht im eigentlichen schulischen Sinn, sondern mit Myriaden von klugen Notizen. Diese und unsere aufgeschlagenen Schulbücher lagen, in ihrer ganzen Länge aufgereiht, auf einer Platte auf zwei Tischen in der letzten Reihe, bestens sichtbar für Gott und auch für Herrn Hanson. Während des Examens drehten wir uns ganz schamlos nach benötigten Notizen um und flüsterten uns sogar Informationen und Ergebnisse zu. Gelegentlich sah Herr Hanson von seinem Pult auf, aber tat immer so, als ob er nichts Ungewöhnliches feststellen würde.

Unsere Examensarbeiten übergaben wir ihm, länglich gefaltet und am oberen Rand mit Namen, Lehrfach und Datum versehen. Ich glaube, es war Joe McCracken, der als Erster fertig war. Er legte die Arbeit auf Herrn Hansons Pult und wollte den Raum verlassen. Herr Hanson sah sich die Arbeit gar nicht an. Er nahm seinen Rotstift, strich das Deckblatt mit einem Querstrich durch und eine große „0“ darauf. Joe lief raus. Jede Arbeit, die abgegeben wurde, erhielt das Brandzeichen „0“. Ich erinnere mich noch sehr gut des bohrenden Gefühls im Bauch, als ich mich seinem Pult näherte. Ich wußte schließlich, was geschehen würde. Und es geschah auch.

Herr Hanson hatte eine klassische Kettenreaktion angestoßen und in seinem Netz hatte er die Extra-Auslese der Mittelstufe eingefangen: Joe McCracken, Harry Bernard, Edwardo de Meglio, David Hall, Paul Kelhofer und ich glaube auch Clark Johnson und John Taylor – und selbstverständlich auch meine Wenigkeit.

Ich bezweifle, daß ich damals wirklich die schwerwiegende Bedeutung unserer Situation erkannt habe. Normalerweise gab es solche krassen und offenkundigen Mogeleien nicht, konnte es nicht geben und gab es auch nicht. Aber jetzt wurde über „Hinauswurf“ geflüstert. Nichts war in jenen Tagen vom Lehrkörper zu erfahren. Das Damoklesschwert pendelte über unseren Köpfen.

Joe McCrackens Vater war einer der sieben Mitglieder im Vorstand des Schulrats. Dieser Vorstand leitete die Schule und konnte schnell und einfach zu einer Sondersitzung zusammenkommen. Joe berichtete uns, daß er eingehend von seinem Vater befragt worden sei. Mehr wollte er uns nicht verraten, denn sein Vater, Dr. McCracken, hatte ihn zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet. Ich weiß nicht, ob noch andere von uns Übeltätern befragt worden sind. Jeder igelte sich ein. Glücklicherweise setzte sich niemand in dieser Sache mit meiner Mutter in Verbindung.

Ein Rauswurf war das, was für mich am schlimmsten gewesen wäre. Nirgendswo anders hätte ich den Oberschulabschluß machen können. Und ich dachte damals bereits darüber nach, möglicherweise anschließend in den Staaten ein College zu besuchen.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie wir damals vom Strafmaß, das der Vorstand über uns verhängt hatte, erfuhren. Es geschah einfach kurz und bündig.

Der Vorstand hatte offensichtlich festgestellt, daß unsere sonstigen, nicht zu beanstandenden Noten und unsere allgemein positiven Leistungen weitestgehend mildernde Umstände rechtfertigen würden - und sie taten es denn auch. Wir wurden in Unehren entlassen und erhielten ein „Durchgefallen“ in Chemie mit der Möglichkeit, uns während des Sommers selbständig die erforderlichen Kenntnisse anzueignen und dann im Herbst nochmals ein Examen abzulegen.

Ich war der gewählte Mannschaftskapitän unserer Footballmannschaft, eine Ehre, der ich mir voll bewußt war, aber selbstverständlich gab ich diese Stellung unter den gegebenen Umständen ab. Harry Bernard verlor seinen Posten als Kapitän der Basketballer, den er seit seinem ersten Semester innegehabt hatte. Aber für die Zeit in der Oberstufe wurde ich in den von ihm geräumten Platz und er in den Meinigen gewählt.

Außerdem unterstrich die Klasse ihre Treue zu mir, indem sie mich zum Sprecher der Oberstufe wählte, Vivienne wurde Vizesprecherin und Harry Bernard wurde Schriftführer.

Es sei mir bitte geglaubt, daß ich niemals wieder in der Schule gemogelt habe. Herr Hansons Kettenreaktion hat mich zumindest das gelehrt. Und Mamachka ersparte ich das Wissen über die Tage meiner Schande und Demütigung, Gott sei es gedankt. Ich habe ihr niemals ein Wort darüber erzählt.

21. Kapitel

Das Ende der Schulzeit

Als ich noch jünger war, während der Zeit, als sich Jenia von ihrem ersten Ehemann scheiden ließ, hatte ich eine tiefe Abneigung gegen Lawrence Watts, weil ich ihm die Schuld dafür gab, Jenias Ehe zerstört zu haben und mir dadurch den schicken Amerikaner, Ralph Hunt, genommen hatte. Ich verübelte es ihm so sehr, daß ich wiederholt versucht habe, ihm das Leben ungemütlich zu machen, solange er bei uns in der Pension lebte. Damals fuhr er täglich mit einem Motorroller zur Arbeit, der fast schon ein kleines Motorrad war. Nachdem ich gesehen hatte, daß er meine Schwester inbrünstig geküßt hatte, legte ich als Rache bei seinem Motorroller den Gang ein und drehte den Gashebel am Lenkrad voll auf. Und dann beobachtete ich ihn, als er am nächsten Morgen das Fahrzeug startete. Er trat den Kickstarter, das Motorrad heulte auf, schoß mit ihm fort und donnerte gegen das Garagentor. Der 1,92 m lange Lawrie thronte auf dem kleinen Roller. Nur seine langen Beine schützten ihn vor Verletzungen.

Später habe ich dann das Unabänderliche akzeptiert: Lawrie und Jenia haben sehr bald geheiratet, lebten in ihrem kleinen, gemieteten Haus und waren sehr freundlich zu mir. Sie luden mich zu einem riesigen Frühstück an einem kühlen herbstlichen Sonntagmorgen ein. Anschließend wollten wir alle zusammen der Schnitzeljagd zusehen.

Man sagt, daß nur ein gewöhnlicher Schotte geräucherte Bücklinge und Haggis (schottisches Gericht aus Schafsinnereien) vertragen kann. Für mich, dem jungen russischen Mann, war der frühmorgens frisch zubereitete schottische, geräucherte Bückling eine Götterspeise. Ich konnte und habe auch zwei Ganze davon hintereinander verputzt, dann noch Speck, Toast, Marmelade, Kaffee und zwei Teller mit Porridge.

Nach all dem guten, warmen Essen wohl gestärkt, fuhren wir hinaus aufs Land, wo bereits Strecken mit Papierschnitzeln markiert worden waren. Die Schnitzeljagden ersetzten die Fuchsjagden. Reiter und Reiterinnen, alles Briten, sportlich gekleidet in roten Jacken und mit schwarzen Melonen, versammelten sich am Startplatz. Nach einem herzhaften Abschiedstrunk gegen die Kälte tobte die Kavalkade nach dem Hornsignal des Jägermeisters mit lauten Rufen und dampfendem Atem los. Oft führten diese Papierspuren die Reiter über Sprünge und

andere Hindernissen zu einem tödlichen Ende. Wir eilten mit den anderen Zuschauern zur Ziellinie, um den Gewinner ins Ziel reiten zu sehen. Es war schon eine schöne Sache für den Sonntagvormittag.

Lawrie war Mitglied des Schanghai Freiwilligen Corps (S.V.C.). Um seine Handmuskeln zu trainieren und um das Zielen zu üben, besaß er einen Smith & Wesson Revolver, den er ungeladen in deren Wohnzimmer aufbewahrte. Dieser Revolver faszinierte mich, wie generell alles Militärische, die ganze Palette an Waffen, die Ausrüstung und die Uniformen, die ganze geheimnisvolle Welt der Männerkampfgemeinschaften, der Abenteuer und des Wagemuts. Nachdem ich mit Geschichten über Heldenmut, Ehre und Gloria, erzählt und nochmals erzählt von russischen Freunden, aufgewachsen war, wurde es Zeit, mich freiwillig zum Militärdienst zu melden. David Hall und ich erkundigten uns. Uns wurde mitgeteilt, wir bräuchten lediglich auf der Hauptgeschäftsstelle des S.V.C. zu erscheinen, um mit der Uniform und den Waffen ausgestattet zu werden. Ausbildung wäre während eines Manövers von einer Woche Dauer pro Jahr. Und Kosten würden uns nicht entstehen. In einem Notfall würden wir aus der Schule abberufen oder von der Arbeit entschuldigt. Es klang alles bestens.

Es gab wohl keine paramilitärischere Organisation auf der Welt wie das Schanghai Freiwilligen Corps. Gegründet wurde es 1900 während des Boxeraufstandes, als die Ausländer in mehreren Handelshäfen von chinesischen Fanatikern, die meinten, Gewehrkugeln könnten ihnen nichts anhaben, angegriffen wurden. Als China nach dem Zusammenbruch der Manchu Dynastie einen politischen und gesellschaftlichen Umbruch hinnehmen mußte, wurden die Chinesen zunehmend aggressiv, da sie sich des erniedrigenden Druckes durch ausländische Mächte bewußt wurden. Das S.V.C. bildete die erste Verteidigungskraft gegen sich möglicherweise daraus ergebende chinesische Angriffe auf die Sondergebiete. Diese Organisation wurde größer und professioneller, als die Gefahr durch unabhängige Führer, und zwangsläufig auch durch den Konflikt zwischen Chiang Kai Sheks Nationalisten und Mao Tse Tungs Kommunisten, bedrohlicher wurde.

Kommandiert wurde das Schanghai Freiwilligen Corps durch einen höheren, regulären, britischen Heeresoffizier. Die Ausbildung selbst erfolgte durch britische Stabsfeldwebel des Heeres. Sie waren alle zum S.V.C. abgestellt worden, so wie die US Army reguläre Offiziere zur

Ausbildung der Kadetten des R.O.T.C. (Reserve Officer Training Corps) abgab.

Heute finde ich keine zuverlässigen Informationen mehr über das Corps. Daher muß ich ganz meinen Erinnerungen an die Zeit vor 53 Jahren vertrauen. Wie ich mich erinnere, bestand es aus einer britischen Panzerkompanie mit etwa zwölf Fahrzeugen (eines davon wurde mit allem Stolz von Lawrie gefahren), zwei oder drei internationale Infanteriekompanien und eine Kompanie mit Chinesen, die nicht Einwohner von Schanghai waren, und Japanern. Dann gab es noch einen amerikanischen Infanteriezug und einen amerikanischen Kavallerietrupp. Um zum Letzteren zu gehören, mußte man Amerikaner und auch reich sein, denn die Reiter mußten für ihr eigenes Pferd, samt Ausrüstung, Futter und Stallburschen, sorgen.

Während des japanischen Angriffs 1932 auf das chinesische Gebiet von Schanghai wurde ein Regiment mit ehemaligen weiß-russischen Soldaten mit einem geringen Sold als Teil des Corps aufgestellt. Es waren entweder Arbeitslose oder solche, die ihren sehr geringen Lebensunterhalt aufbessern wollten. Das waren die einzigen „bezahlten Freiwilligen" im Corps.

Kommandiert von ehemaligen russischen Offizieren war dieses Regiment der Stolz der sehr großen russischen Gemeinschaft in Schanghai. Zu jener Zeit war es wohl auch die einzige weiß-russische militärische Einheit in der Welt. Nachdem die Truppe organisiert, uniformiert und bewaffnet worden war, ersuchte die russische Kirche in Schanghai den S.V.C.-Kommandeur um die Erlaubnis, das Regiment nach alter, orthodoxer Tradition segnen zu dürfen. Dieses außergewöhnliche Sonderrecht wurde genehmigt. Es war eine sehr anrührende nostalgische Zeremonie. Sie wurde auf dem Innenfeld der Rennbahn durch den Metropoliten (Bischof) mit seinem priesterlichen Gefolge in den prächtigen Gewändern und mit Weihrauchduft und dem unvorstellbar schönen Wohlklang der russischen liturgischen Lieder in der Luft, durchgeführt. Die Regimentsfahnen wurden gesegnet und mit dem heiligen Wasser besprenkelt. Kompanie nach Kompanie, Offiziere und Mannschaften, knieten vor dem Metropoliten nieder, um den Segen zu empfangen. Es war ein außerordentlich bewegendes Ereignis. So etwas hat es wohl seit der Revolution nicht mehr gegeben, und wir alle fühlten uns in die schon geheimnisvoll anmutende zaristische Vergangenheit zurückversetzt. Menschen weinten öffentlich, meist ältere

Russen, und sogar ich, ein abtrünniger Russe, war trotzdem tief berührt von diesem Schauspiel.

David Hall, Roy McNair, John Drake und ich, wir wurden in die amerikanische Kompanie aufgenommen und kamen in die 1. Gruppe des 4. Zuges. Es war ein neu aufgestellter Zug. Zu ihm gehörten außer uns vier Oberschülern noch zwei Amerikaner, Cohen und Wallace, ein junger Russe mit Namen Waldy und Peter Kim, ein Korea-Amerikaner, der später in die US Army ging und als Oberst pensioniert wurde. Peter Kim lebt jetzt in Monterey, Kalifornien. Obwohl wir alle grüne Rekruten waren, brauchten wir natürlich einen Zugführer mit einem Obergefreiten. In offener Wahl wurde ich zum Zugführer und Waldy, der mir ein sehr guter Freund wurde, zum Obergefreiten bestimmt.

Ich sitze jetzt hier in Monterey und blicke auf einen vor mir stehenden Zinnkrug mit dem eingravierten Datum „7. November 1932“, ein Geschenk zum Abschied aus meiner äußerst kurzen militärischen Karriere, die auch die Einzige in meinem ganzen Leben gewesen ist.

Damals waren die USA noch keine Weltmacht. England, Frankreich, Deutschland und Japan waren in China eingefallen. Die USA lehnten eine Beteiligung an den Sonderrechten ab. Statt dessen erklärten sie die berühmte Politik der „offenen Tür“, die Chinas Handel allgemein öffnete. Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten, ihre Streitkräfte und insbesondere jede Einzelperson, damals in China sehr beliebt waren, mag heute viele Amerikaner erstaunen. Damals waren es die Briten, die überall verhaßt waren. Sie waren seinerzeit die dominierende Macht, und Dominierende sind bei den Dominierten nie beliebt. Wenn wir uns in der markanten amerikanischen Uniform, mit Feldmütze und fünfundvierziger Pistole im Holster am rechten Bein nach Cowboy-Manier, auf der Straße sehen ließen, applaudierten die Chinesen und lächelten uns zu.

Der Haß auf die Briten war so stark ausgeprägt, daß sich sogar die halb verhungerten Rikscha-Kulis oft weigerten, uniformierte Engländer zu fahren. Die Einzigen gegenüber den Amerikanern feindlich Gesonnenen waren die Japaner, die durch den *Oriental Exclusion Act* von 1924 von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten ausgeschlossen worden waren.

An einem Tag gegen Ende unserer Zeit in der Mittelstufe fragte mich Dr. Hall: „Hast Du Dich eigentlich schon einmal gedanklich mit dem College befaßt?“
„Ja, habe ich und ich würde sehr gerne aufs College gehen.“
„Nun, Du weißt, es ist nicht unmöglich. Du kannst ein Studenten-Visum für die Vereinigten Staaten bekommen, und wenn Du erstmal dort bist, kannst Du Dir den Weg durchs College erarbeiten.“

„Was meinen Sie mit ‚meinen Weg erarbeiten’?“ Es war mir ein sehr befremdlicher Ratschlag. In meiner Vorstellung schien mir ein Platz auf einem College ein besonderes Vorrecht zu sein und nur für Wohlhabende und Einflußreiche erreichbar.

„Du bekommst eine Arbeit – oft sogar direkt auf dem Campus – und sorgst für Dich selbst und bezahlst Deine Studiengebühren. So wird es schon seit jeher gemacht. Es mag fünf oder sechs Jahre dauern, bis Du ein für vier Jahre vorgesehenes Studium abschließt, aber dann hast Du einen akademischen Grad und einen Beruf und damit die besten Voraussetzungen für eine gute berufliche Karriere.“
„Das wäre prima! Aber meine Mutter könnte eine Schiffspassage für mich niemals aufbringen, nicht einmal in der dritten Klasse.“

„Ich meine auch nicht, daß Du auf einem Passagierdampfer fahren mußt,“ war seine sehr ernsthaft gemeinte Antwort, „Du kannst Dir Deine Überfahrt als Matrose oder Tellerwäscher auf einem Frachter oder Tanker erarbeiten. Es gibt immer Besatzungsmitglieder, die hier in Schanghai ihr Schiff verlassen und ersetzt werden müssen. Wir haben hier sogar ein Einstellungsbüro, wo Du Dich bewerben kannst.“

Da war es schon wieder. Den Amerikanern ist alles möglich. Es scheint immer so, als ob sie für jedes größere Problem im Leben eine Lösung parat haben, auch für so einfache Lösungen wie diese. Aber war es wirklich so einfach, wie es klang?
Ich fragte Dr. Hall welche Art von Arbeit es für mich geben könnte, um meinen „Weg durch das College zu erarbeiten“.
„Du bist ein starker Kerl,“ meinte er, „Du könntest also als Gärtner arbeiten oder in einer Werkstatt oder eventuell zeitweilig auf einem Bau. Da gibt es soviel Möglichkeiten und das College würde Dir auch bei der Arbeitssuche behilflich sein.“

Ich erinnere mich noch des Tages, an dem Mamachka mich im Garten mit einem Spaten arbeiten fand. Sie war entgeistert. „Alik, was machst Du mit einem Spaten in der Hand? Das ist Arbeit für einen Kuli. Außerdem ist es zu schwer, Du wirst Dich verletzen."
Es erschien mir nicht eine sehr schwere Arbeit zu sein. Offensichtlich war meine aristokratische Mutter schon beim schieren Anblick meiner Handarbeit zutiefst entsetzt. Nichtsdestotrotz machte ich in dieser Sache weiter und beantragte als Nächstes ein U.S.-Studenten-Visum, wobei ich erfuhr, daß dafür ein Paß erforderlich sei. Ich hatte keinen. Als Unmündiger war ich mit auf dem lettischen Paß meiner Eltern eingetragen worden. Dies war dann bis dahin bereits mein drittes Identifikationspapier. Irgendwann, auf meinen verschlungenen Wegen nach Amerika, sollte ich noch fünf weitere Pässe haben, einschließlich des britischen Passes und des meist begehrtesten und höchst geschätzten von allen: den der Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Flucht meiner Eltern aus Rußland nach der Revolution hatte unseren Kaiserlich russischen Paß recht beschädigt. So erhielten wir vom Völkerbund den sogenannten „Nansen Paß", der dazu diente, staatenlose Personen zu legalisieren. Später erhielten wir die Berechtigung für einen lettischen Paß, weil mein Vater in Kurland geboren worden war, ein Gebiet, das zwischen den beiden Weltkriegen zum damals unabhängigen Staat Lettland gehört hat. Aber weil es in Schanghai keine lettische Vertretung gab, mußten wir unmittelbar nach Lettland schreiben und für mich einen eigenen Paß beantragen. Diese Korrespondenz bedurfte auf den damaligen unvorstellbar langsamen Postwegen per Eisenbahn oder Schiff soviel Zeit, daß es, als endlich mein Paß kam, zu spät war, um das College in den USA noch in Erwägung zu ziehen. Um die Angelegenheit noch unschöner zu machen, starb während der Anfänge meiner Oberstufenzeit einer meiner Schulkameraden, der als Decksjunge auf einem Frachter hinüberfahren wollte, noch auf See an Spinaler Kinderlähmung. Diese Tragödie zerschlug meine Hoffnungen. Ich wußte, Mamachka würde einer derartigen Überfahrt niemals zustimmen. Ich habe noch nicht einmal gewagt, sie danach zu fragen.

Ich war tief enttäuscht. Dies war die Erste von vielen Türen, die sich mir weit genug geöffnet hatte, um einen flüchtigen Blick ins Paradies werfen zu können. Und schon flog mir der Dreck ins Gesicht.

In der Oberstufe unterrichtete Dr. George Fitch das Fach Gemeinschaftskunde, ein Wahlfach, heute an den Schulen unter Politikwissenschaften bekannt. Er war einer von den dynamischen Führungspersönlichkeiten, die anfänglich von der Y.M.C.A. von einigen der besten Universitäten Amerikas rekrutiert worden waren. Hochgebildet, dem christlichen Glauben verbunden, war deren Aufgabe, die Chinesen dadurch zu missionieren, indem sie junge Männer aus der Klasse der Mandarinen, Literaten, wie die Angehörigen dieser Schicht genannt wurden, heranziehen und ihnen Freude am Y.M.C.A. vermitteln und sie unter den Einfluß christlicher Vorbilder stellen. Der Grund dafür war die Meinung, wenn die allgemein verehrte Oberschicht erst einmal zum christlichen Glauben übergetreten ist, würden die chinesischen Massen automatisch folgen. Das Ziel dieser blauäugigen Genies war nichts anderes, als die Welt noch in dieser Generation zu missionieren, da sie meinten, die Wiederkehr Jesu stehe unmittelbar bevor. Gemeinsam mit den missionierenden Erziehern und Wissenschaftlern bildeten die Y.M.C.A.-„Schriftgelehrten“, wie sie genannt wurden, die Elite der Missionsbewegung in China. Diesen gegenüber gab es die ungebildeten Feuer und Schwefel speienden Wanderprediger, einschließlich ihrer geduldigen Familien, die verstreut über ganz China an den Straßenecken, auf den Dorfplätzen oder in hastig errichteten Kirchen das Evangelium predigten, sehr zum Vergnügen oder verwirrten Verlegenheit der Bevölkerung.

George Fitch war ein wunderbarer Lehrer. Er benutzte den sophistischen, den umgekehrten Einstieg in ein Thema. Zum Beispiel erklärte er, daß ein Atheist (oder Kommunist oder chinesischer Bandenanführer) mit seiner Weltanschauung richtig liegt. Dann forderte er die Klasse auf, darüber zu diskutieren. Wir brauchten keine Schulbücher, weil Dr. Fitch den Kurs nach eigenem Ermessen gestaltete. Aber wir lasen, mußten lesen, alle möglichen guten Bücher, um den Nachweis erbringen zu können, daß er falsch lag. Es war ein großartiger Unterricht, anspruchsvoll, emotional und lehrreich. Als er mit uns auf die Gebiete von Demokratie, Patriotismus und sogar Religion wechselte, waren wir sehr verärgert über unsere Unfähigkeit, ihn trotz besseren Wissens, in seiner Argumentation nicht widerlegen zu können. Wir waren ansonsten so richtige Besserwisser in unserer Oberstufenzeit. Dr. Fitch brachte uns aber bei, unser Gehirn zu benutzen, mit Fakten zu argumentieren, zu analysieren und zu forschen. Wir lernten auch, bescheiden zu sein. Oft waren wir mental und emotional völlig erschöpft, nachdem wir eine

Stunde lang versucht hatten, gegen diesen enorm überlegenen Intellekt anzukämpfen.

Mädchen begannen in meinen Gedanken, in meiner Phantasie und in meinen Aktivitäten eine zunehmende Rolle zu spielen. Deren dauernde Anwesenheit war wundervoll aufregend und erfreulich, aber zur selben Zeit auch höchst störend und verwirrend. Mädchen waren so zauberhaft weich beim Berühren, so einladend bei ihren Flirts und dabei so verwundbar bis zur Zerbrechlichkeit, so und ähnlich dachte ich. Köstliche Intimitäten waren bis zu einem gewissen Punkt erlaubt. Dann auf einmal läuteten die Alarmglocken. Sanftheit wurde zu Eisen, was soviel hieß: „Bis hierher und nicht weiter." Meine Vorstellung von der Reinheit der Frauen war recht naiv. Ich habe mich nie aufgedrängt, selbst dann nicht, wenn ich feinsinnig dazu aufgefordert wurde. Ich habe Raffinessen leider nie durchschaut. Ich glaube, es war Eddie Cantor, der gesagt hat: „Wenn eine Dame ‚nein' sagt, meint sie ‚vielleicht'. Wenn eine Dame ‚vielleicht' sagt, meint sie ‚ja'. Und wenn sie ‚ja' sagt, ist sie keine Dame." Aber ich habe niemals diese Feststellung ausprobiert, hatte ich sie doch kaum verstanden. Ich war immer in Sorge, ich könnte die Gefühle eines Mädchens verletzen und besonders fürchtete ich, sie könnten schlecht von mir denken. Außerdem wollte ich auch keine festere Beziehung, da ich es mir gesellschaftlich und finanziell nicht leisten konnte, einem schöneren und verwöhnteren Mädchen den Hof zu machen. Nicht so schöne und attraktive Mädchen aus einer weniger wohlhabenden Familie hatten immer Minderwertigkeitsgefühle und konnten auch nicht mein Interesse wecken. Mehrere hatten das Gespür, auf die eine oder andere Weise zu merken, daß ich eine gewisse Scheu vor ihnen hatte. Sie wandten sich von mir ab und versuchten einen anderen weniger scheuen und waghalsigeren Jungen zu erobern.

Es war unvermeidbar, daß Andrea und ich uns eingestanden, ineinander verliebt zu sein. Wir waren seit Jahren befreundet und ich hatte auch keinerlei Scheu bei ihr und war auch nicht besorgt, ihre Eltern könnten meine gesellschaftliche Stellung und meine finanziellen Möglichkeiten nicht akzeptieren. Wir küßten uns heimlich und schmusten ganz schön heftig. Wir beide wußten, wo die Grenzen lagen und genossen die köstlich gewagten Reize. Wir begannen darüber nachzudenken, irgendwann einmal zu heiraten.

Unaufhaltsam näherte sich das letzte Schuljahr seinem Höhepunkt zu. Der Schulabschluß zeichnete sich ab und mir war klar, daß Veränderungen auf mich zukommen würden. Der Einstieg in die Welt der Erwachsenen stand mir bevor und ich fürchte mich davor. Ich versuchte, nicht darüber nachzudenken. Alles um mich herum redete übers College und war schon aufgeregt, endlich wieder nach Hause in die Staaten zu kommen. Viele waren schon irgendwo angenommen worden und die Namen sprachen sich schon herum: Oberlin, Duke, Vanderbilt, Mills, Howard ... nur ich war nicht dabei. Durch all die Jahre hatte ich so hart dafür gearbeitet, voll akzeptiert zu werden und hatte mir eingebildet, unbegrenztes Mitglied der amerikanischen Szene zu sein. Nun dämmerte mir, daß ich in einem Wolkenkuckucksheim gelebt hatte. Die Zeit des Zählens war angebrochen und ich hatte keine Nummer.

Von meinen engeren Freunden wollten nur David und Harry Bernard in Schanghai bleiben. David war einfach nicht geeignet für das College und Harry hatte sich entschieden, zunächst noch zwei Jahre zu arbeiten, bevor er mit seiner Ausbildung fortfährt. Er hatte bereits einen Arbeitsplatz bei Texaco. Er hat das College auch später nicht besucht, sondern ist 42 Jahre bei Texaco geblieben und machte dort eine erfolgreiche Karriere, die es ihm ermöglichte, die ganze Welt zu sehen und zu erleben, bis er 1972 pensioniert wurde. Leider starb er Ende 1984, bevor ich die Gelegenheit hatte, ihn wiederzusehen. Ein Treffen mit ihm hätte eine Lücke von 52 Jahren überbrückt.

Als sich der Juni 1931 näherte, gab es viele aufregende Aktivitäten. Da waren die gefürchteten Abschlußprüfungen, unsere Vorführung von „*Barkeley Square*“, bei der ich ‚Seine Königliche Hoheit Herzog von Cumberland' spielte, das Festessen der Footballmannschaft und eine Menge privater Abschlußpartys. Darüber hinaus mußte ich mich als Klassensprecher um viele anderweitige Verantwortlichkeiten kümmern.

Unverständlicherweise habe ich keine Erinnerungen an die offizielle Abschlußfeier. Auch habe ich keine Photos von diesem Ereignis. Ich sehe vor meinem inneren Auge noch nicht einmal den Ort des Geschehens und nicht die Kleidung, die wir trugen, oder wer dabei von Amts wegen aufgetreten ist. Ich weiß jedoch, daß ich mein Diplom erhielt. Ich erinnere mich daran, wie stolz Mamachka gewesen ist, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob sie überhaupt bei der Feier dabei war. Ich weiß auch noch, wie peinlich es mir war, als ich von mehreren Kameraden Abschiedsgeschenke bekam. Die Sitte, Geschenke auszutauschen, war mir unbe-

kannt, und daher hatte ich auch nichts besorgt, um mich revanchieren zu können. Die einzigen Geschenke, die mir noch bewußt sind, waren sehr hübsche silberne Manschettenknöpfe mit Perlen für den Smoking von Vivienne Schmid, die ich noch heute trage und zwei Paar Socken von irgendjemandem. Die Socken waren mir zu klein und so gab ich sie wieder zurück. Der Geber fühlte sich sehr verletzt wegen meines undankbaren – aber sinnvollen – Handelns und behielt sie dann für sich.

Die Heimschüler, fast alles Kinder von Missionaren, verschwanden zu den verschiedenen Missionen in China, und die Tagesschüler begannen auch, sich zu verstreuen. Ich war mir damals sicher, ich würde keinen von ihnen allen jemals wiedersehen. Aber 1984, ganz unerwartet und als Ergebnis eines Buches von Barbara Bernard über die Erlebnisse ihres Vaters in China, hatte ich die Möglichkeit, an zwei Schultreffen der *Shanghai American School* teilzunehmen. Die eine fand in Williamsburg, Virginia, und das andere in Sacramento, Kalifornien, statt. Bei diesen Treffen erneuerte ich mit acht Klassenkameraden nach 52 Jahren des kompletten Schweigens alte Freundschaften. Von den zwölf Ehemaligen beim Treffen in Sacramento hatten sieben mit mir zusammen 1931 die Schule beendet und leben jetzt im nördlichen Kalifornien. Am meisten war ich davon beeindruckt, wie wenig wir uns verändert hatten. Jetzt, alle in den Siebzigern, hatten wir unverändert dieselben charakterlichen Ausstrahlungen, wie wir sie damals in unseren Jugendjahren zum Ausdruck gebracht hatten. Auch war es erstaunlich, wie jeder von uns aus seinem Leben etwas Positives gemacht hatte.

22. Kapitel

Arbeit und Krieg

Das Jahr 1931 war kein günstiges Jahr für die Arbeitssuche. Die Vereinigten Staaten waren fest im Griff der „Großen Depression“ und die Auswirkungen dieser Katastrophe waren überall in der Welt zu spüren. Glücklicherweise war die Wirtschaft in Schanghai wegen des riesigen chinesischen Marktes für ausländische Waren nicht so akut betroffen von der Depression wie die meisten anderen Gebiete. Eine halbe Milliarde Chinesen waren potenzielle Kunden, und da die Massen in China, wie man sagen kann, selbst in einer dauernden Depression lebten, war ihre Kaufkraft nicht so betroffen, wie die Launen westlicher Ökonomien.

Außer meinen vorbildlichen Schulnoten hatte ich einem künftigen Arbeitgeber nicht viel zu bieten. Ich richtete an mehrere lokale amerikanische Betriebe ein Arbeitsgesuch, auch an Texaco, wo Harry bereits zu arbeiten angefangen hatte. Eines dieser Unternehmen war eine umfangreiche örtliche Organisation, gegründet von einem ehemaligen Missionar namens Frank Raven. Diese Raven-Gruppe bestand aus der *Raven Trust*, der *American Orientel Bank*, *Asia Realty* (Immobilien), der *Associated Advertisers* und der *American Oriental Finance Company* (A.O.F.C.). Bei dieser Gruppe wurde mit mir ein Gespräch geführt, wegen einer möglichen Einstellung als Lehrling bei A.O.F.C. Da ich bis dahin von Texaco nichts gehört hatte, nahm ich das mir gemachte Angebot an. Zu meinem großen Verdruß erhielt ich genau am nächsten Tag von Texaco einen Anruf, in welchem mir eine Arbeit angeboten wurde. Oh, dieser jugendliche Idealismus! Im Bewußtsein, der Raven Gruppe mein Wort gegeben zu haben - und man hält, was man versprochen hat - handelte ich so, wie ich es für ehrenhaft hielt, ich sagte Texaco ab. Ich sagte ab, obwohl es meine erste Wahl gewesen war, weil eine Arbeit bei einem Ölkonzern höher angesehen wurde und sie die Möglichkeit einer Versetzung in eine andere Stadt oder sogar in ein anderes Land beinhaltete. Noblesse oblige! Und ich war jetzt von der *American Oriental Finance Company* vereinnahmt.

Mein direkter Vorgesetzter war J. Warner Brown, ein ehemaliger Missionar der Mormonen. Ich erhielt einen kleinen Schreibtisch in seinem Büro und er sagte mir, ich solle das Geschäft zunächst dadurch lernen, indem ich den täglich stattfindenden Gesprächen über Transak-

tionen zuhöre, während ich mich mit Routineschreibarbeiten beschäftige. Die Höhe meines Gehalts wußte ich nicht, bis ich den ersten Scheck erhielt. J. Warner Brown gab mir diesen Scheck persönlich mit den Worten: „Ich weiß, es ist nicht das, was Sie erwartet haben, aber Sie müssen in Betracht ziehen, mein junger Herr, daß Sie für dieses Unternehmen solange eine Belastung sind, bis Sie mehr über das Geschäftliche wissen, und beginnen zum allgemeinen Gewinn von A.O.F.C. beizutragen."

Über die Frage nach dem Gewinn hatte ich mir bisher noch keine Gedanken gemacht, und die Begründung, daß meine Arbeit der Firma mehr Einnahmen bringen muß, als ich an Lohn erhalte, war für mich eine neue Sicht, die bedacht werden mußte. In meinen neunzehn Jahren hatte ich niemals irgendein Geld verdient, so war das, was ich jetzt ausgezahlt bekam für mich ein königlicher Betrag. Von meinem ersten Lohn ließ ich mir von einem chinesischen Schneider einen Polomantel in voller Länge aus Kamelhaar schneidern, mit einem farbenprächtigen, orientalischen Drachen auf die Innentasche gestickt. Ich glaube kaum, daß ich jemals etwas anderes mit so viel Stolz und Freude getragen habe.

Die Geschäfte von A.O.F.C. waren die eines Aktienmaklers für den Wertpapierhandel an der New Yorker Börse. 1931, nach dem katastrophalen Börsenzusammenbruch von 1929, war es nicht gerade ein Geschäft, das viel versprach. Ungeachtet dessen war ich glückselig, und ich war mir selbst sicher, weil es amerikanisch ist, muß es ein gutes Geschäft sein.

Nach einigen Monaten kam J. Warner Brown mit folgender Idee auf mich zu: „Es gibt hier in dieser Stadt einen großen wirtschaftlichen Bereich, in den wir bisher einfach nicht eindringen konnten. Ich spreche von der russischen Gemeinde. Mir ist bewußt, daß es dort nur wenige Russen mit viel Geld gibt, aber inzwischen haben doch viele eine kleine Firma gegründet und daher müßte doch dort ein Potenzial sein, um Aktien oder Wertpapiere verkaufen zu können. Du sprichst fließend Russisch und hast doch einen Zugang zu diesen bewundernswerten, neuen Firmengründern, wie sonst keiner. Ich möchte Dich bitten, mit den Personen, die ich hier auf der Liste habe, ein Gespräch zu suchen und Dich mit ihnen zu unterhalten. Versuch erst gar nicht, ihnen gleich etwas zu verkaufen. Mach Dich nur mit ihnen bekannt und gib ihnen etwas Literatur und biete ihnen die täglichen Kursnotierungen an. Verbring einfach etwas Zeit mit ihnen, frag sie, was sie über die New Yorker Börse denken und unterhalte Dich einfach nur so mit ihnen. Es

wird nicht lange dauern und dann wirst Du die ersten Aufträge bekommen, ich bin ganz sicher. Du bist ein Naturtalent.

Ich fand es äußerst eigenartig, daß J. Warner Brown meinte, diese „bewundernswerten neuen Firmengründer" - alles doch nur russische Kleinunternehmer - hätten genügend angespartes Geld, um es in amerikanische Aktien zu investieren.

Auch bei diesen Verkaufsbemühungen war ich total erfolglos, genauso wie beim Hausieren mit Werbeflächen. Soviel zum Naturtalent.

Daraufhin wurde ich in die Statistikabteilung versetzt. Ich stellte dabei fest, daß ich die ganze Statistikabteilung war. Unter der Aufsicht einer älteren Maklerin mußte ich täglich eine Liste mit den Kursnotierungen von Aktien und Wertpapieren zusammenstellen, einen Bericht über die am Tage getätigten Transaktionen schreiben und dafür sorgen, daß diese Informationen gedruckt und bis 10 Uhr vormittags an eine lange Liste von Investoren ausgeliefert wurden. Wegen der Zauberei der internationalen Zeitzonen konnte ich das nur erreichen, wenn ich bis gegen 5.30 Uhr beim Telegraphenamt war. Nichtsdestotrotz, diese Arbeit lag mir. So hatte ich den Nachmittag zur freien Verfügung, und auch, weil ich am Zusammenstellen und Ausgestalten der täglichen Übersicht über den Aktienmarkt Spaß hatte. Ich verstand zwar nichts von dem, worüber ich eine Übersicht abgab. Das war insoweit nur gut, daß ich auch nicht die Konsequenzen übersah, die sich aus einem groben Fehler von mir ergeben könnten. Als es dazu kam, mogelte ich mich mit meinen Kommentaren erfolgreich durch. Nur bei zwei Gelegenheiten waren Rücknahmen erforderlich, dabei war es jedoch möglich, die Notwendigkeit dafür, der telegraphischen Übersendung anzulasten.

Am 18. September 1931 griff Japan die Mandschurei an. In der Welt wurde dies als eine nicht akzeptable Handlung angesehen, und der Völkerbund verurteilte Japans feindlichen Einfall in China. Japan trat einfach aus dem Völkerbund aus und fuhr mit der problemlosen Eroberung von Nordchina fort. Alle westlichen Mächte waren über Japan, das lediglich dem Beispiel von Großbritannien gefolgt war, hergefallen. Eine enge Parallele kann zwischen den beiden Ländern gezogen werden: beides sind Inselländer mit begrenzten Rohstoffquellen, beide befürchten eine Überbevölkerung und beide sind gesegnet mit einer homogenen, energiegeladenen und abenteuerlustigen Bevölkerung. England hat keine Hemmungen gehabt, riesige Gebiete Afrikas,

den ganzen indischen Subkontinent, ganz Nordamerika außer Mexiko, und zahllose kleine Länder und verstreut liegende Inseln zu erobern. Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland und Rußland hatten ihre Besitzungen auf Kosten aller Rassen ausgedehnt. Nun sahen diese westlichen Mächte im Osten eine neue und unerwünschte Konkurrenz entstehen und konnten sich nicht mit der Vorstellung abfinden, daß eine asiatische Nation, ein noch „rückständiges" Land, die Frechheit besitzt, wie eine europäische Kolonialmacht zu handeln.

In Schanghai war Japan eines der konzessionierten Mächte. Die japanischen Ortsansässigen wählten bei den Kommunalwahlen mit, hatten Vertreter in der örtlichen Regierung und hatten – genauso wie die Briten, Franzosen und Amerikaner – das Recht, eine angemessene Anzahl Militär in der Stadt zu stationieren, um die eigenen Volksangehörigen schützen zu können. Die Japaner waren in Schanghai sehr zahlreich und wohnten hauptsächlich sehr eingeengt im Hongkew Distrikt, einem schmalen Streifen, der sich nordwärts ausdehnt, eingezwängt zwischen dem Whanpoo-Fluß und der chinesischen Stadt Chapei. Die Erfolge Japans in der Mandschurei erzeugten Spannungen zwischen den japanischen und den chinesischen Bevölkerungsteilen. Die 19. Route Armee hatte sich außerhalb von Schanghai verschanzt, da angenommen wurde, die Japaner würden bei Schanghai eine zweite Front eröffnen. Als Antwort landeten die Japaner eine größere Anzahl von Marineinfanteristen, angeblich um ihre Landsleute im Hongkew Distrikt zu schützen. Japan unterstützte Provokationen ihrer Staatsangehörigen, wie zum Beispiel Straßenkrawalle und Angriffe auf Geschäfte.

Im Januar 1932 wurden fünf japanische Buddhistenmönche (Bonze) von einem chinesischen Mob attackiert und geschlagen. Daraufhin gingen die japanischen Einwohner auf die Straße und forderten von Japan zusätzliche Truppen zu ihrem Schutz. Das war der Zwischenfall, auf den Japan gewartet hatte. Japanische Truppen landeten in größerer Kampfstärke in Woosung, im Norden von Schanghai und machten den Hongkew Distrikt zu einer japanischen Enklave, von der aus sie Chapei mit Artillerie, Panzern und Infanterie angriffen. Die Japaner erwarteten nur geringen Widerstand, aber Chapei war zur allgemeinen Überraschung ein Nest voller Heckenschützen. Die Stadt, Straße um Straße und Haus um Haus einzunehmen, hätte Japan zu hohe Verluste gekostet, daher entschieden sie sich für ein Bombardement aus der Luft.

Das Schanghai Freiwilligen Corps wurde aufgerufen. Alle Grenzen zwischen den chinesischen Städten und dem Konzessionsgebiet waren durch Stacheldraht abgesichert, meistens in der Mitte von engen Straßen und Wegen. Freiwillige und das Russische Regiment besetzten alle Brücken und Kontrollpunkte, außer denen im japanisch dominierten Hongkew Distrikt. Die Japaner wollten keine Westler in ihrer Zone. Aber, um vorzutäuschen, das Militär wäre nur zum Schutz der japanischen Staatsangehörigen da, mußten sie zwangsläufig einige Freiwillige hereinholen. Als Konsequenz aus diesem Doppelspiel entwickelte sich ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen den Freiwilligen und dem japanischen Militär.

Mein Zug war eine der vorgesehenen Patrouillen der Einheit, die von den Japanern in ihrem Operationsbereich geduldet wurden. Wir fuhren auf der offenen Ladefläche eines Lkws durch den Hongkew Distrikt zu unserem Kontrollpunkt, als wir eine sehr häßliche Szene zu sehen bekamen. Vier japanische Marieninfanteristen belästigten ein weißes Paar. Der Mann, schäbig angezogen und mit einem trüben Blick, wurde im Schwitzkasten gehalten. Er war offensichtlich sehr verängstigt. Die Kleider der Frau waren vulgär und völlig zerzaust. Auf die Knie gezwungen, war sie in ihrer Wut weit davon entfernt, ängstlich zu sein.

Ich fragte sie, was denn geschehen sei. Sie gab eine Reihe von Schimpfworten von sich, die die meisten Männer nur mit größtem Zögern gebraucht hätten. „Das gelbe ...," schrie sie, „Der Japs .... hat mich geschlagen!"
Sie war eindeutig dabei, ihre ganzen Kräfte für einen Gegenangriff zu sammeln. Wir starrten besorgt auf sie, ohne zu wissen, wie sie zu beruhigen und die explosive Situation zu lösen. Glücklicherweise kam ein japanischer Offizier hinzu. Er warf einen Blick auf die Szene, befahl seinen Leuten, die beiden freizulassen und die Straße weiterzugehen.
Er war offensichtlich wütend, weil er die Soldaten vor unseren Augen gedemütigt hatte, und zeigte es durch ein pointiertes Umdrehen und Weitergehen, als wenn wir gar nicht existieren würden.

Es stellte sich heraus, daß die beiden Bedrängten Amerikaner waren, Typen, wie ich sie vorher noch nie getroffen hatte. Die dumme Frau hatte den Krawall dadurch ausgelöst, daß sie die Japaner verspottet hatte. Als die mit drohenden Gesten reagierten, schlug sie einen von ihnen und erhielt unverzüglich einen Schlag zurück. Wir brachten das Pärchen zurück zum Soochow-Flüßchen und setzten unsere Fahrt fort,

sehr erleichtert, die flätigen Angriffe der Frau nicht mehr hören zu müssen. Ich war fassungslos. Ich konnte meinen Schock nicht überwinden, eine Amerikanerin sehen zu müssen, die sich so widerwärtig verhält. Cohen lachte. „Vergiß sie, Alec, New York ist voll von solchen Typen."

Die anderen Freiwilligen und ich verbrachten eine Woche mit Nichtstun in einem kleinen Raum, von dem aus wir die verlassene Straße überblicken konnten. Wir hatten nur Befehle, was wir nicht tun durften: Nicht auf die Straße gehen, mit niemandem sprechen, keinen Ärger mit Japanern beginnen. Das Essen wurde uns gebracht und wir schliefen in unseren Uniformen auf dem Fußboden. Die Zeit vertrieben wir uns mit Kartenspielen, eine Nutte in Lebensgröße an die Wand zu malen, und mit den Mädchen von der Telefonzentrale herumzualbern, wobei wir oft einen japanischen Akzent nachahmten und behaupteten, wir seien General Yamamoto oder Admiral Hirohito.

Als Nächstes wurden wir zu einem Bunker aus Sandsäcken am Fuß einer Brücke über den Soochow-Fluß beordert, dessen weiterer Verlauf in der chinesischen Stadt Chapei endete. Zwei Tage nachdem wir dort eingesetzt worden waren, begannen die Japaner, Chapei für einen Angriff weichzumachen. Ich erhielt den Befehl, diese Aktivitäten vom Dach eines nahegelegenen, hohen Gebäudes zu beobachten.



MG-Stellung der chinesischen 19. Route Armee
1932 bei Schanghai

Acht oder zehn japanische Kanonenboote auf dem Whangpoo beschossen Hongkew und Chapei mit Granaten, und japanische Flugzeuge bombardierten die chinesische Stadt. Sie hatten nur einen zehnminütigen

Anflug vom Flugplatz Woosung und begegneten lediglich einer Abwehr mit Gewehren und gelegentlichen Stößen aus Maschinengewehren. Diese kleinen Flugzeuge warfen ungehindert Ladung nach Ladung von Brandbomben ab, und bald schien Chapei ein einziges Flammenmeer zu sein. Es wurden keine Versuche unternommen, das Feuer zu löschen. Es ist niemals festgestellt worden, wie viele Chinesen bei dieser Massenvernichtung ums Leben gekommen sind.

Die Brücke, die wir bewachten, war für jeglichen Verkehr durch einen über zwei Meter hohen Maschendrahtzaun, oben und unten mit Stacheldraht versehen, und in der Mitte mit einem 1,8 m hohem Tor, gesperrt. Das Konzessionsgebiet war schon gerammelt voll mit chinesischen Flüchtlingen und es wurden alle Anstrengungen unternommen, um das Eindringen weiterer Chinesen zu verhindern. Unser Bunker überwachte die Zufahrt zur Brücke. Wir hatten die Aufgabe, jeden Menschenansturm abzuwehren, der entstehen könnte, wenn das Tor eingedrückt werden sollte.

Als ich von meinem Beobachtungsposten auf dem Dach zurückkam, war die Brücke vollgestopft mit Menschen, die forderten in das Konzessionsgebiet hineingelassen zu werden und vor Entsetzen wegen des Feuers nur zwei Wohnblocks entfernt, laut schrien. Männer, Frauen und Kinder wurden durch das unwahrscheinliche Gewicht der in Panik geratenen Massen gegen den Stacheldraht und gegen den Zaun gequetscht, wimmernd vor Schmerz und Atemnot. Der Zaun begann umzukippen.

Da erschien plötzlich unser Feldwebel. Er starrte auf das Geschehen und war entsetzt. Er wußte nicht, was er machen sollte. Er sagte nur: „Um Gottes willen, schlachtet diese Chaoten nicht!“

Das war mehr als wir vertragen konnten. Waldy und David öffneten auf eigene Faust das Tor gerade soweit, daß der Druck auf die Menschen, die gegen den Zaun gedrängt wurden, verringert wurde. Wir unterschätzten gewaltig die Kraft der Panik. In dem Moment, als sich das Tor zu öffnen begann, quetschte sich ein wahrer Strom von Menschen hindurch. Männer schlugen auf Frauen und Kinder ein, um das Tor vor ihnen zu erreichen. Leute krochen und trampelten über die Körper der Hingefallenen. Wir konnten nichts machen, um die Flut zu stoppen, außer zu schießen. Wir hatten aber den Befehl, nicht zu schießen. Waldy und David waren von der menschlichen Sturmflut zur

Seite gespült worden. Wir kletterten auf den Bunker, um einen besseren Überblick über das Geschehen zu bekommen.

Wo in normalen Zeiten Rikschakulis in das Konzessionsgebiet fuhren, um sich dort Geld zu verdienen, bildete jetzt ein Gedränge und Gewühle eine nicht gewollte Barrikade. Die Einmündung zur Brücke war eine einzige Masse kämpfender, schreiender, hysterischer Chinesen. Wir schauten mit Entsetzen auf das, was wir mit dem Öffnen des Tores ermöglicht hatten. Wir waren total hilflos. Ungefähr zu der Zeit hörten wir ein bestimmtes Dröhnen und stellten eine Veränderung in diesem Chaos fest. Plötzlich überragten ein Dutzend Turbane in zwei Gruppen zu je sechs den Mob. Es waren Sikhs, Inder aus dem Staat Punjap, angestellt von der Internationalen Niederlassung in Schanghai als normale Polizisten. Große Kerle, tapfer und die Chinesen verachtend. Rücksichtlos schlugen sie sich einen Weg durch die Menge frei in Richtung auf das offene Tor. Mit den gezückten Schlagstöcken prügelten sie jeden zur Seite, der ihnen im Weg stand – Mann, Frau oder Kind. Am Tor angelangt, mußten sie sich noch Platz schaffen, damit sie die Torflügel schließen konnten. Die Flut versiegte. Die Flüchtlinge, die sich während der kurzen Zeit durch den offenen Fluchtweg durchzwängen konnten, liefen auf der anderen Seite die Straßen hinunter und verschwanden irgendwo. Die Sikhs sammelten die Verletzten auf unserer Seite des Tores auf und zogen ab.

Es schien, daß in Minuten wieder alles genauso war wie vorhin, bevor wir das Tor geöffnet hatten. Wieder wurden Flüchtende in teuflischer Weise gegen den Zaun gedrückt und starben mit Höllenqualen.

Chiang Kai Shek, der wieder als Führer der Kuomintang eingesetzt worden war, entsandte zwei erstklassige Kantonsdivisionen zur Verstärkung der 19. Route Armee in die Region von Schanghai. Das ausbrennende Chapei unter der Kontrolle der japanischen Matrosen zurücklassend, machten die Japaner kehrt und stellten sich der chinesischen Armee. Eine Reihe von Kämpfen tobte beim Nordbahnhof. Die Japaner waren über die chinesische Kampfkraft echt erstaunt. Sie mußten Verstärkung heranholen und schwere Verluste hinnehmen, bevor sie endlich den chinesischen Widerstand brechen konnten.

Am Tag nach der entscheidenden Schlacht hatten wir dienstfrei und entschieden uns, zum Schlachtfeld zu fahren, um selbst zu sehen, was

wirklich dort los gewesen war. Waldy, David und ich fuhren in Waldys offenem Auto. Als dort aufgewachsene Jungs kannten wir alle Nebenstraßen und Schleichwege und konnten daher die japanischen Wachposten leicht umgehen. Das Schlachtfeld, inklusive der Umgebung, war völlig menschenleer, ausgenommen ein paar amerikanische Missionare mit Autos, die in den verstreut liegenden Bauernhäusern nach verwundeten Chinesen suchten. Eine Meute von gierigen Hunden fraß die toten Pferde. Erstaunlicherweise waren viele reinrassige Hunde dabei, wie zum Beispiel schlanke russische Windhunde und Deutsche Schäferhunde, viele in ausgefallenen Farben, alle gegenseitig um dieses ungewohnte Festmahl kämpfend. Es scheint, daß ein Hund niemals den Instinkt nach Nahrungssuche verliert.

Der Leichengestank war widerlich. Es gab keine japanischen Toten. Sie waren alle von den abziehenden Soldaten mitgenommen worden. Aber die chinesischen Schützengräben waren voller Leichen. Die Leichenfledderer waren schon vor uns dort gewesen. Viele Tote hatten weit offene Münder mit eingeschlagenen Zähnen, dort, wo Gold herausgezogen worden war, andere hatten abgeschnittene Finger, weil es so einfacher war, die Ringe zu stehlen. Es war ein abscheulicher Anblick.

Wir kamen von der Seite auf das Schlachtfeld, von der aus die Japaner gekämpft hatten. Dabei stellten wir fest, daß die Chinesen in den ersten Schützengräben besser ausgerüstet gewesen waren – Stahlhelme und besser sitzende Uniformen - als die Soldaten dahinter. Auch fiel auf, daß viele Rückeneinschüsse hatten. Später erfuhren wir, daß unsere Beobachtung richtig gewesen war. Das waren die Überreste der beiden erstklassigen Kantonsdivisionen, die Chiang Kai Shek zur Verstärkung der 19. Route Armee entsandt hatte. Die Anwesenheit der Kantonschinesen wurde von den Männern der 19. Armee, die aus anderen Provinzen stammten, mit größter Verärgerung zur Kenntnis genommen. Für sie bedeutete dies nichts anderes, als daß ihre kämpferischen Fähigkeiten infrage gestellt wurden und das war ein ernsthafter Gesichtsverlust. So kamen die Kantonschinesen, die die Hauptlast des japanischen Angriffs auffingen, absichtlich auch unter den Beschuß durch ihre Landsleute von hinten. Armes China! Es waren diese endlosen inneren Streitigkeiten, die über Jahrhunderte lediglich den Feinden in die Hände gespielt haben.

Auf dem Schlachtfeld lag eine Menge militärisches Gerät herum, von dem wir alles mögliche uns Interessierende zusammensammelten:

Gewehre, Munitionsgurte, Blindgänger von kleinen Flächenbomben, ein kleines Maschinengewehr, eine Leuchtpistole und eine Anzahl von Pistolen und Bajonetten. Wir waren so erregt von dem, was wir gesehen hatten und von der Beute, die wir gemacht hatten, daß wir auf unserer Rückfahrt zu sorglos wurden und auf die Hauptstraße fuhren. Zwei Wachposten von der japanischen Marineinfanterie winkten uns, anzuhalten. Sie waren auf uns aufmerksam geworden, weil wir aus der Richtung des Schlachtfeldes kamen. Als sie in unseren offenen Wagen schauten, wechselte deren Verwunderung in ungläubiges Erstaunen. Wir waren in Uniform, was wahrscheinlich einen recht unschönen Zwischenfall verhinderte. Die Japaner hatten nämlich den strikten Befehl, jedmögliche Konfrontation mit den S.Y.S.-Leuten zu vermeiden, denn trotz allem waren wir angeblich auf derselben Seite. Die Wachposten standen da und gaben schnaubende und grunzende Laute des Erstaunens von sich. Sie wollten kein Problem provozieren, aber konnten uns auch nicht die ganze Waffenladung davonschaffen lassen. Chinesen versammelten sich um uns, Äußerungen der Verwunderung von sich gebend. Schließlich machten wir uns klar, daß das ganze Zeug es nicht wert war, irgendeinen Ärger aufkommen zu lassen, zumal wir wußten, daß wir es nicht einfach hätten aufsammeln dürfen. Also luden wir so gut wie alles aus, stapelten es auf den Gehweg und fuhren davon. Die Japaner blieben mit einem Haufen von einem Waffenmix und einem verlegenen Lächeln zurück.

Am Ende wurde das, was als ein abenteuerlicher Streich begonnen hatte, bei mir in meinen Erinnerungen zu einem zutiefst aufwühlenden und entsetzlichen Erlebnis. Ich konnte vor meinem geistigen Auge die Bilder von den abscheulichen, klaffenden und zerschlagenen Mündern der Toten nicht loswerden, dieses entwürdigende Vergehen an Toten nur wegen etwas Zahngold. Wenn das die Ehre und der Ruhm des Krieges ist, so konnte ich sehr gut darauf verzichten. Ich betete darum, niemals als Leiche auf einem Schlachtfeld zurückzubleiben.

Nach dem Sieg über die 19. Route Armee zogen die Japaner gen Norden ab. Dort hatte Japan inzwischen die Mandschurei erobert und bedrohte jetzt andere Teile Nordchinas. Und in Schanghai kehrte die Normalität wieder ein.

Im Juni 1932, nachdem Andrea die Schule auf der S.A.S. beendet hatte, verließen Halls für immer Schanghai. Dr. Hall, der 1928 nicht mehr zur

Y.M.C.A., sondern als Leiter der *Sun Life Insurance Company* nach Schanghai zurückgekehrt war, hatte so großartige Erfolge erzielt, daß er von der *Manufacturer's Life Insurance Company* als Direktor aller Zweigniederlassungen auf den Philippinen mit Sitz in Manila abgeworben worden war. Andrea, die bereits Ballettunterricht und Stunden im Ausdruckstanz genommen hatte, und auch Portraitmalerei studierte, wollte nach Wien gehen, um dort ihre Ausbildung auf diesen Kunstgebieten fortzusetzen.

Jenia und Lawrie hatten während eines sechsmonatigen Urlaubs in England mitgeteilt, daß auch sie nicht mehr nach Schanghai zurückkehren würden. Lawries Arbeitgeber, die *Whinny, Murray & Company* hatte ihm eine Aufstiegsmöglichkeit angeboten, die eine Versetzung nach Haifa in Palästina zur Folge hatte. Die *Iraq Petroleum Company* (I.P.C.), ein neu gegründetes internationales Unternehmen, sollte ihren Hauptsitz in Haifa haben. Lawrie sollte als Vorauskommando dorthin, um eine entsprechende Liegenschaft zu besorgen und die Grundlagen für den Beginn dieser Firma zu erstellen. *Whinney, Murray & Company* wollte mit Lawrie als Unternehmensberater für I.P.C. tätig werden. Um 1932 gab es bereits erheblich viele jüdisch-zionistische Einwanderer in Palästina. Und diese europäischen Juden, meist Russen und Polen, gründeten zu der Zeit bereits kleine und größere Firmen, die für das Unternehmen von Lawrie weitere Betätigungsmöglichkeiten versprachen.

Das Leben in Schanghai begann langweilig zu werden. Ich hatte fast alle meine Freunde verloren, mit denen ich so glückliche Tage erlebt hatte. Zugegebenermaßen hatte ich durch meine Arbeit viele neue Freunde, junge Männer und Frauen, gefunden, mit denen ich weiterhin Nachtclubs besuchte oder Picknickausflüge machte und auch Segeltouren auf dem Whangpoo-Fluß unternahm. Aber es war doch nicht dasselbe und ich war mit meinem Leben sehr unzufrieden. Es erschien mir so uninteressant und sinnlos. Da war schließlich doch noch eine andere Welt hinter dem Whangpoo, eine faszinierende, aufregende, exotische und geheimnisvolle Welt. Und ich bewegte mich auf alten, eingefahrenen Gleisen in Schanghai. Es war für mich besonders bedrückend, weil ich keinen Weg sah, dieser Falle zu entkommen.

Und dann, auf einmal, einfach so aus dem Nichts, folgte eine Reihe von Ereignissen, die mein Leben völlig umkrempeln sollten.

Mamachka war von Natur aus keine Spielerin, aber gelegentlich platzierte sie mit Madame (Frau Krasheninikoff) eine kleine Wette bei den Pferderennen. Ihre seltenen Gewinne waren winzig. Und dann, im Sommer 1932, gewannen sie eine beträchtliche Summe auf der Rennbahn. Es war wunderbar für uns, aber ein wahres Himmelsgeschenk für die Krasheninikoffs, denn ihnen ging es wirklich nicht gut. Kapitän Krasheninikoff hatte sein Augenlicht verloren und war daher arbeitsunfähig. Moosia und Serejia hatten eine Arbeit angenommen, um die Familie zu unterstützen.

Dann, ungefähr einen Monat später, als ich ins Büro kam, flüsterten J. Warner Brown und einige Vorstandsmitglieder der Ravens Gruppe miteinander und sahen sich die letzten Notierungen der *Shanghai Stock Exchange* an. Einer der jüngeren Herren nahm mich zur Seite. „Hör' genau zu, Alec. Wenn Du irgendetwas Geld hast, jetzt ergibt sich Dir Deine Chance. Ich kann Dir nicht sagen, warum und wie es laufen wird, aber die *American Oriental Finance Company* und die *Banking Company* Aktien haben begonnen an der Börse nach oben zu gehen. Du mußt aber schnell sein und alles aufkaufen, was Du nur kannst. Und ich werde Dir sagen, wann Du wieder verkaufen sollst."
„Woher wollen Sie denn wissen, daß sie weiter noch oben gehen?" fragte ich ihn, „und woher wollen Sie wissen, wann ich wieder verkaufen muß?"
„Nun hör' ganz genau zu, Alec. Wenn Du wirklich gutes Geld machen willst, nimm meinen Rat an mit allem, was Du kannst. Reiche einen Kaufauftrag für morgen früh für jeden Betrag, den Du aufbringen kannst, ein und stell' keine Fragen."

Ich rief Mamachka an, und, obwohl sie noch weniger über Aktiengeschäfte wußte als ich, stimmte sie zu, ihr ganzes Geld vom Pferderennen zu investieren. Ich kaufte die Aktien und wir machten über Nacht einen Gewinn von ungefähr 25 Prozent. Sicherlich waren die Aktien künstlich in die Höhe getrieben worden, indem sie vom Vorstand der Raven Gruppe konzentriert aufgekauft wurden und dann waren Spekulanten und Spieler dem Beispiel gefolgt. Diese Strategie war altbekannt, aber an jeder größeren Börse unerlaubt. In Schanghai jedoch war die Börsenaufsicht lasch bzw. eine Kontrolle fand erst gar nicht statt. Die Makler wußten, was da lief und die Spekulanten genauso. Der Witz lag darin, zu wissen, wann man verkaufen mußte, denn wenn die Blase platzte, fiel natürlich sofort der Kurswert der Aktie. Ich war am nächsten Morgen, wie mir geraten wurde, früh auf den Beinen und machte meine

25 Prozent. Die Aktie stieg ungefähr bis Mittag, und als der Verkauf an dem Tag beendet wurde, lag sie unter ihrem Ausgabewert.
Das war also der zweite Glücksfall für meine Mutter und mich.

Im französischen Konzessionsgebiet gab es ein Finanzunternehmen mit Namen *Credit Foncier,* ein Zweig einer sehr großen französischen Spar- und Darlehensfirma. Ihr großer Erfolg basierte darauf, daß sie den Sparern den normalen Sparzins zahlten und den Betrag zwischen diesem und dem tatsächlichen Wert in einem riesigen Anlagefonds zusammenführten. Zum Beispiel, wenn der Zins für Spareinlagen bei 5 % lag, zahlten sie den Sparern 2 % aus und gaben 3 % in den Gemeinschaftsfonds. Einmal im Monat fand eine Auslosung statt, bei der den Gewinnern Geldpreise aus diesem Fonds ausgezahlt wurden. Um Teilnahmeberechtigter zu sein, mußte man bei dieser Firma einen Geldbetrag einzahlen. Je mehr man einzahlte, desto größer waren die Gewinnchancen.

Unsere Glückssträhne hielt noch ein weiteres Mal an. Der Minimumbetrag, den meine Mutter seit Jahren dort eingezahlt hatte, berechtigte sie zu einer einmaligen Teilnahme an der Verlosung. Und sie gewann einen ansehnlichen Betrag. Das erste Mal seit der Revolution waren wir absolut schuldenfrei und hatten nebenbei noch ein ganz schönes Ei im Nest. Es war ein außerordentlich schönes Gefühl.

Und dann im Herbst 1932 schrieb uns Jenia, daß die *Iraq Petroleum Company* ein riesiges Unternehmen aufbaut, um eine Ölpipeline von den kürzlich angelegten Ölfeldern in Kirkuk, Irak, durch die Syrische Wüste über Haifa, Palästina, bis nach Tripolis im Libanon zu verlegen. Sollte ich Interesse haben, meinte sie, würde sich für mich sicherlich eine Arbeitsstelle finden lassen. Ich war interessiert! Ich war begeistert und konnte es kaum erwarten, hinzukommen.

Das Zusammenfallen aller dieser Ereignisse kam wirklich einem echten Wunder sehr nahe. Nicht nur, daß ich nun wußte, wohin ich gehen konnte, um eine Arbeit zu bekommen, sondern ich hatte auch das Geld, um diese Fahrt dorthin realisieren zu können. Und dann noch so ein faszinierender Zielort! Das Heilige Land, die arabische Zauberwelt. Es wurde mir bewußt, daß ich ein Teilchen eines grandiosen Aufbauwerkes

im Rahmen der globalen Ölstrategie werden würde. Und – welch ein Glück – ich hatte auch einen gültigen Paß.

Wenn mich mein Erinnerungsvermögen nicht trügt, buchte ich eine Passage, kündigte meinen Arbeitsplatz, verabschiedete mich von meinen Freunden, packte Kisten und Koffer und verließ auf dem italienischen Schiff „Conte Verde“ Schanghai, sieben Tage nach Eintreffen von Jenias Brief. Ich spürte dabei kein Bedauern oder Trauer oder Besorgnis von Schanghai fortzugehen. Ich war freudig erregt, nun diese Stadt zu verlassen, die ich nicht mehr mochte, und aufgeregt sah ich den auf mich zukommenden Ereignissen entgegen. Traurig war ich nur darüber, daß ich Mamachka zurücklassen mußte. Aber mit jugendlichem Leichtsinn versprach ich ihr, daß sie in drei Monaten nachkommen könnte. Wir beide gingen davon aus, daß die Trennung nur vorübergehend sein würde. Ich erinnere mich noch, daß ich beim Winken, als das Schiff ablegte, ihr drei Finger zeigte, um ihr zu versichern, wir würden in drei Monaten wieder zusammen sein.

III. Buch

Palästina



23. Kapitel

Auf dem Weg in das Imperium

Die „Conte Verde“ war ein schönes Schiff. Den damaligen Gepflogenheiten folgend, hatte es eine „Erste Klasse“, eine „Zweite Klasse“ und feinfühlend eine „Secunda Economica“ und keine „Dritte Klasse“. Jedoch war dies keine Art Zwischendeck. In Wirklichkeit war die Unterbringung in der „Secunda Economica“ auf jeden Fall genauso komfortabel wie auf der „Simbirsk“, die ich noch in schlimmer Erinnerung hatte. Die „Simbirsk“ war das russische Schiff, das uns nach Japan gebracht hatte und auf dem wir dann bei der Revolution von Wladiwostok nach Schanghai geflohen waren. Auf der „Conte Verde“ hatten wir unsere Secunda Economica im Heck des Schiffes für uns allein mit unserem eigenen spartanischen Wohn- und Eßsalon. Das Essen war gerade mal mittelmäßig. Ich bemerkte, daß die jüngeren italienischen Offiziere, die bei uns aßen, immer noch irgendwelche Pastis mit Soßen zu ihrer Mahlzeit erhielten. Ich fragte den Steward, ob ich auch etwas davon bekommen könnte. Er schien darüber entzückt zu sein, daß ich mit ihnen ihre heimatlichen Gerichte teilen wollte. Ab sofort erfreute ich mich an der endlosen Auswahl der schönsten Pasta-Kombinationen. Die italienischen Offiziere amüsierten sich darüber und tranken mir mit ihrem Weinglas jedes Mal zu, wenn ich mit dem Essen ihrer Spezialitäten begann.

Meine Kabine teilte ich mir mit einem älteren Briten, der für einen sechsmonatigen Heimaturlaub, den er sich alle drei Jahre nahm, nach England fuhr. Er hatte viele Jahre in China als Lotse auf dem Jangtse-Fluß gelebt. Er erzählte mir über seine angenehme Vereinbarung mit einer Chinesin und deren Tochter, die notwendig geworden war, da seine Frau nicht mit ihm nach China kommen wollte. Die Mutter kochte und hielt das Haus sauber und die Tochter kümmerte sich um seine sexuellen Bedürfnisse. Er gab ihnen Essen und Unterkunft als Gegenleistung. Seine Frau in England hatte keine Ahnung von seinem Doppelleben und machte sich anscheinend auch keine Gedanken über sein Geschlechtsleben.

Er hatte ein entschuldigend wirkendes Lächeln im Gesicht, als er mir das alles anvertraute. „Bei all’ dem, junger Mann, ich hab schon eine sch ... Familie daheim zu versorgen, findest Du nicht?“ Er schien mit dieser

wohl unangebrachten Beurteilung ganz zufrieden zu sein. Unabhängig von seinem merkwürdigen Doppelleben war er ein stiller und uninteressanter Typ, dem es völlig egal war, was um ihn herum geschah.

Da war noch ein junges, deutsches Ehepaar auf ihrer Heimreise in unserer Abteilung. Das machte ein großes Getue wegen meines deutschen Namens und Titels und wollte mich immer wieder in ihre Aktivitäten mit hineinziehen. Ich lehnte jedoch höflich ab. Ich wollte einfach alleine sein. Mein Leben lang war ich von meiner Mutter, von meiner Schwester, von den Lehrern und von einigen unserer Pensionsgästen kontrolliert und beeinflußt worden. Meine plötzliche Freiheit war für mich gegenüber allem anderen zu aufregend und zu kostbar. Ich fand meine vollständige Zufriedenheit – ein beglückendes Gefühl -, indem ich ganz alleine für mich war. Ich hatte genügend Selbstbewußtsein und keine Probleme, mich mit anderen Passagieren zu unterhalten, wobei ich aber nicht mehr über mich erzählte, als ich es bei Menschen, die ich niemals wiedersehen würde, für angebracht hielt. Ich war entschlossen, diese Reise als meine ganz persönliche Unternehmung durchzuführen. Ich war unterwegs in den fabelumwobenen Osten, und um dabei das Britische Imperium zu sehen und zu erleben – zumindest Hongkong, Malaysia, Indien, Ceylon, Ägypten und dann endlich auch Palästina, alles Länder, über die ich gelesen und von denen ich geträumt hatte. Sehr nachhaltig empfand ich, daß ich beobachten und aufnehmen konnte, ohne von anderen unterbrochen zu werden. Kurz gesagt, es war ein Eigentest und ein Schritt in das Erwachsenenleben und in die Selbstständigkeit.

Hongkong sollte man sich nur von See aus nähern, weil nur der Blick von einem Schiff auf seinem Weg entlang versteckter Buchten und vorbei an hoch aufragenden, grünen Inseln das ganze Ausmaß dieser Einmaligkeit vermitteln kann. Heute winden sich Reihe um Reihe von hohen Wohnsilos die umgebenden Berge hinauf wie weiße Kerzen, die die steilen Hänge hinaufmarschieren. 1932 war alles noch voll von saftigem Grün, dazwischen die gefährlich an den Hängen schwebenden Bungalows der britischen Beamten. Die berühmte Zahnradbahn, die immer noch Besucher auf die steilsten Berge hinaufbringt, war damals bereits in Betrieb. Ich fuhr mit ihr hinauf, um den atemberaubenden Blick über die Buchten, den Hafen und die Inseln zu erleben, für den Hongkong mit Recht berühmt ist.

Erst als wir Singapur erreichten, befand ich mich erstmals in einem „fremden“ Land. Früh am Morgen, während ich noch schlief, legten wir an. Meinen ersten Blick auf die Stadt bekam ich durch ein Bullauge auf gleicher Höhe mit der Pier. Auf dem ganzen Gelände wimmelte es von Hafenarbeitern in weiten Kleidern und von dunkelbraun-grauer Hautfarbe und dem roten Punkt als Zeichen ihr Kaste auf der Stirn – so ganz anders als die Chinesen. Ich eilte an Oberdeck, atmete die strenge, beißende, mit Currygeruch geladene Luft ein und hörte mir das exotische Geplapper in Hindustani an.

Heute denkt man, Singapur sei eine chinesische Stadt. So war es nicht 1932. Ursprünglich eine malaysische Insel, die zunehmend von den mehr industriellen und wirtschaftlich ausgeprägten Hindus eingenommen wurde, die wiederum von den noch geschäftstüchtigeren Kantonchinesen verdrängt wurden.



In Schanghai hatte ich Engländer fast ehrfurchtsvoll vom Raffles Hotel sprechen gehört. Damals war es wohl das bekannteste Hotel im ganzen englischen Imperium, ein Symbol britischer Macht und ein in viktorianischem Stil dargestelltes Zeichen der unbesiegbaren britischen Herrschaft. Es soll auch angeblich der Geburtsort des *Gin Slings*, dem von den hart trinkenden Verwaltern des Imperiums bevorzugten Cocktail, gewesen sein.

Es war das Getränk, mit dem ich vor einiger Zeit ein katastrophales Erlebnis gehabt hatte. Es war am 4. Juli desselben Jahres, 1932, als ich mir

meinen Smoking anzog und in den Columbia Country Club ging, um mich mit meinen Freunden zu treffen und den amerikanischen Unabhängigkeitstag zu feiern. Ich kam erst spät dorthin. In der Bar trafen wir einen neuen Freund, den Sohn eines Marineangehörigen, ungefähr meines Alters, dessen Gewandtheit und das, was ich für Welterfahrenheit hielt, ich sehr bewunderte.

„He, Alec!" rief er mir zu, „ich bin Dir fünf *Gin Slings* voraus. Wo bist Du nur gewesen? Komm, laß mich Dir einen Drink bestellen. Du mußt mit mir gleichziehen."

Da ich damals noch wirklich keine Erfahrungen mit harten Getränken gehabt hatte, wußte ich auch so gut wie nichts über deren Wirkung, insbesondere nicht bei einem leeren Magen. Und so antwortete ich ihm: „Gut, Du Dummkopf, stell sie mir hin, alle fünf, und ich ziehe mit Dir gleich."

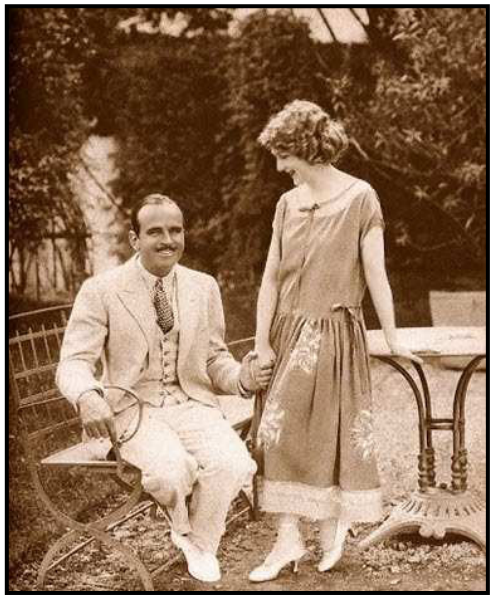
Der Rest ist etwas sehr verschleiert. Ich erinnere mich noch, mit einem Mädchen unserer Schule getanzt zu haben, wobei sie mir sagte: „Aber, aber, Alec, ich habe bisher nicht gewußt, daß Du so zärtlich sein kannst." Ich erinnere mich, im Pool geschwommen zu haben. Ich erinnere mich, daß ich krank im Toilettenraum gewesen bin. Ich habe auch noch eine leichte Erinnerung an ein Taxi. Aber das ist auch alles, an das ich mich von meiner kürzesten Vierte-Juli-Feier meines Lebens erinnere. Irgendjemand rief mich am nächsten Tag an und erinnerte mich daran, daß ich, während ich im Pool geschwommen bin, zugestimmt hätte, sein Auto zu kaufen.

Kein Wunder, daß der 4. Juli bei mir eine starke Aversion gegen Gin hinterlassen hat. Aber es wäre ein echter Fauxpas gewesen, „nicht die getanen Dinge zu tun" wie die Engländer sagen, nicht in die Bar von Raffles Hotel zu gehen und einen original *Gin Sling* zu kosten. Ich ging. Er schmeckte nicht besser als im Columbia Country Club, aber ab sofort konnte jederzeit und überall eine Unterhaltung beginnen mit „Als ich im Raffles Hotel in Singapur einen *Gin Sling* zu mir nahm ...".

Auch besuchte ich den Botanischen Garten und den Zoo, wie mir meine Mutter empfohlen hatte. Vor vielen Jahren war sie dort gewesen und hatte mich geradezu angefleht, nicht die Fremdartigkeit der tropischen Pflanzen und Tiere zu übersehen.

Nachdem wir Singapur verlassen hatten, zeigte an einem heißen und sonnigen Morgen, ein Passagier hinauf zum Deck der Ersten Klasse und fragte mich: „Der Herr dort oben kommt mir so bekannt vor. Was meinen Sie, wer das sein könnte?“

Der Herr in der Badehose machte Liegestützen. Er war tiefbraun und recht klein mit einem starken, muskulösen Körperbau. Obwohl wir sein Gesicht nicht so sehr deutlich sehen konnten, verriet uns sein bleistift-schmaler Oberlippenbart, daß es der Filmschauspieler Douglas Fairbanks war. Er und seine Frau Mary Pickford, ebenfalls Schauspielerin, waren damals weltweit die Idole des Kinopublikums. Er spielte ausnahmslos den Retter von schönen Frauen, die in unüberwindbaren Festungen gefangen gehalten wurden. Er sprang über Abgründe wie eine Gazelle, schwang sich wie Tarzan an einem Seil oder einer Stoffgirlande von Stockwerk zu Stockwerk oder von Turm zu Turm, ließ sich unerwartet in die Mitte seiner Feinde fallen und stürmte nur mit einem biegsamen Florettdegen bewaffnet auf sie los und stach jedem genau ins Herz. Ich erinnere mich an ihn, besonders in „Die drei Musketiere“, „Robin Hood“, „Der Dieb von Bagdad“ und „Im Zeichen des Zorro“. Er war ein sehr guter Turner und es wird behauptet, daß er nie ein Double in Anspruch genommen hat. Ein großer Schauspieler war er nicht. Ganz egal wen er spielte, ob Robin Hood, einen französischen Kavalier oder einen arabischen Dieb, er war immer unverkennbar Douglas Fairbanks. Lediglich das Kostüm, die Zeit und der Ort änderten sich. Das alles störte uns nicht. Begeistert sahen wir zu, wenn er sprang und hin- und herschwang und alle seine Gegner mit brillanten Kunststücken bei der Führung seines Degens niederstreckte. Wir stellten ihn uns großartig, schneidig und groß gewachsen vor, einer, der sich im Privatleben ganz seiner Familie widmet.



Douglas Fairbanks, 1883-1939, Mary Pickford, 1892-1979; Photo 1921

In den nächsten Tagen sahen wir ihn recht oft, jedoch immer in größerer Distanz wegen der abgegrenzten Secunda Economica. Er war enttäuschend klein und immer umgeben von, zumindest meiner Ansicht

nach, aufdringlichen und vulgären jungen Leuten. Mich störte, daß er nicht in Gesellschaft der zierlichen Mary Pickford war. Die beiden sollen damals angeblich die glücklichste Ehe in ganz Hollywood geführt haben.

Unser nächster Stop war Colombo auf der Insel Ceylon, heute wieder unter ihrem alten Namen „Sri Lanka" bekannt. Die ganze Fairbanks Gesellschaft verließ das Schiff. Am nächsten Abend, kurz bevor wir aus Colombo ausliefen, huschte Douglas Fairbanks in Verkleidung wieder an Bord, ganz alleine. Das Gerücht sickerte dann auch bis zu uns in die Secunda Economica, daß er seines Gefolges überdrüssig geworden sei und es einfach in Colombo abgehängt habe. Als wir anschließend in Bombay eingelaufen waren, verschwand er. Irgendwie war ich desillusioniert. Ich fand sein Benehmen geschmacklos und unredlich. Es war nicht das, was ich mir von meinem Held vorgestellt hatte.

Ceylon war eine liebliche Insel und Colombo ein typischer Tropenhafen, ein verworrenes Hafenviertel mit schmutzigen Gebäuden, Waren-häusern und kleinen Geschäften, stinkend nach fremdartigen Gerüchen, ein Gewimmel von Ochsenkarren, Autos und Menschen. Die dort lebenden Singhalesen sind alle schön und grazil, besonders die Frauen, die mit der wunderbaren, stolzen Haltung gehen, die Menschen, die gewohnt sind, schwere Lasten auf dem Kopf zu tragen, mit der Zeit annehmen.

Ich habe mich nie daran gewöhnen können, die Eingeborenen von Ceylon „Singhalesen" (nicht zu verwechslen mit Senegallesen) zu nennen, anstatt „Ceylonesen", was doch viel logischer wäre. Außenstehende nennen sie heute „Srilankaner", aber sie selbst sagen immer noch „Singhalesen". Als Erste kamen die Portugiesen am Ende des 15. Jahrhunderts auf diese Insel und machten sie dann um 1505 zu ihrer Kolonie. 153 Jahre später wurde sie von den Niederlanden übernommen. Die Engländer machten sie dann 1802 zu einer britischen Kronkolonie. Das blieb sie bis zu ihrer Unabhängigkeit im Jahr 1948. Als Ergebnis von fast 450 Jahre langer Aufnahme weißer Gene waren die Singhalesen, die ich sah, heller als ihre dunkleren Tamilenbrüder auf dem Festland. Einige waren fast ganz weiß.

Ich konnte meine Augen nicht von den hübschen Frauen abwenden. Ein Einheimischer, der das wohl beobachtet hatte, schlich sich an mich heran und bot mir eine an. Er zeigte auf ein schlankes, zierliches Mädchen, das auf der anderen Straßenseite aufreizend herumging. Sie war sehr

verlockend. Ihre Hüften und ihr Po schienen in ihrem äußerst engen Sari ein Eigenleben zu führen. Ich stand da, verloren in der Bewunderung jeder ihrer Bewegungen. Bedauernd lehnte ich das Angebot des Mannes im Bewußtsein der möglichen Fußangeln bei einer derartigen Begegnung ab. Das Heranwachsen in Schanghai hatte mich gelehrt, mich von Prostituierten fernzuhalten.

Mit einigen von uns machte ich einen Ausflug nach Kandy, einer heiligen Stadt gemeinsam für Moslems und Buddhisten. Die Moslems glauben, daß Adam und Eva dort gelebt haben, nachdem sie den Garten Eden verlassen mußten. Die Buddhisten zeigen einem große Fußabdrücke in einem Stein und behaupten, daß Buddha genau von dieser Stelle aus in den Himmel aufgefahren sei. Ähnliche überlebensgroße Fußabdrücke in einem großen Felsbrocken in einem Schrein in der Omar-Moschee in Jerusalem sollen angeblich die Stelle für Mohammeds Aufbruch in den Himmel gewesen sein. Es wäre doch interessant darüber zu spekulieren, ob sich Buddha und Mohammed getroffen haben, als sie im Paradies ankamen und über die Wunder diskutiert haben, die sie auf Erden vollbracht haben – oder eher, darüber, was die selbstsüchtigen Menschen getan haben, um ihre großen Philosophien zu konterkarieren.

Kandy war unvergeßlich, einfach Persien in klein, eine Stadt der Moscheen und Tempel, arabischer Architektur und der Hindu-Schreine, und mit Arbeitselefanten, die schwerfällig auf den Hauptstraßen herummarschierten. Tupfer in Orange zwischen den Menschenmassen kennzeichneten die buddhistischen Mönche. Die Glocken und Gongs der Templer wetteiferten mit dem Schreien der Straßenhändler und dem Jammern der Bettler. Ausgenommen das gelegentliche Tuten der Taxis, hätte ich mich zurück in das Reich der indischen Mogulen versetzt fühlen können.

Als ich in den bezaubernden Straßen von Kandy herumbummelte, veränderte sich ganz abrupt die heiße, feuchte und sonnendurchflutete Atmosphäre bedrohlich und der Himmel bezog sich mit schweren, grauen Wolken, es war, als ob es plötzlich Nacht werden würde. Blitz und Donner durchzuckten die schwarzen Wolken. Erstmals erlebte ich einen tropischen Wolkenbruch.

Jeder suchte sich eine Unterstellmöglichkeit, Saris flatterten wild im Wind und der Regen fiel vom Himmel wie aus Eimern gegossen. Die Kraft vom Wind und Regen warf uns fast um. Nach etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten hörte der Sturm auf, das Wasser lief den Abhang hinunter und alle, die naß geworden waren, so wie ich, gingen wieder ihrer Beschäftigung nach. Es war erstaunlich, wie schnell mein Kakihemd und meine Kakihose wieder knochentrocken wurden.

Ich glaube nicht, daß ich nochmals nach Kandy möchte. So ein Tag kann sich niemals wiederholen, es sei denn vor meinem inneren Auge, und dort bleibt er für alle Zeit. Außerdem sind heute wohl eine Millionen Einwohner in Kandy und die allgegenwärtigen Wolkenkratzer, um die Massen unterzubringen.

Zwei Dinge in Bombay sind mir besonders in Erinnerung geblieben: die heiligen Kühe und die Türme des Schweigens. Ansonsten war die Stadt übelriechend und unvorstellbar bevölkert mit zerlumpten, nichts tuenden Menschen. Und überall waren die Kühe. Da sie heilig waren, konnte ihnen in keiner Weise etwas geschehen. Wenn sich eine Kuh entschlossen hatte, sich auf die Straßenbahnschienen zu legen, hielt der Verkehr an, bis ein heiliger Mann die Kuh dazu zu bewegen verstand, abzuziehen. Ich sah sogar eine dieser heiligen Kühe ganz friedlich durch die Türen in die etwas zurückliegende Eingangshalle einer großen Bank schlendern. Sie legte sich ganz gemütlich auf den kühlen Marmorboden, und niemand schien sich daran zu stören. Es wird behauptet, Indien habe die größte Anzahl von Kühen in der ganzen Welt. Sie sind von keinem Nutzen und sind eine große Verschwendung bei der Beschaffung der nötigsten Lebensmittel in einem der ärmsten Länder der Welt.

Im Hafenviertel und in anderen Teilen der Stadt saßen Scharen von großen, fetten Geiern in der Hitze, bedrohlich und bewegungslos mein allgemeines Empfinden störend. Ich fragte meinen Taxifahrer, was die hier in der Stadt suchen würden.
„Oh, Sahib, sehr gute Vögel, sehr gut," antwortete er mir, „Die essen die toten Parsen. (Anhänger einer großen Sekte). Möchten Sie das gerne sehen, Sahib? Gehen Sie Türme des Schweigens sehen."

Er fuhr mich in den Außenbezirk und zeigte auf einige runde Türme, ungefähr 10 m hoch und 7 m im Durchmesser. Die Parsen legen ihre Toten ziemlich oben in einem der Türme auf einen Rost. Nachdem die Geier alles Fleisch aufgefressen haben, fallen die übrig gebliebenen



Knochen durch den Rost auf den unteren Boden des jeweiligen Turmes. Ich erfuhr, daß die Parsen von persischem Ursprung sind, wie der Name schon andeutet, Nachkommen von Zoroaster, einem persischen Philosophen aus dem 5. Jahrhunderts v. Chr.

Die Passage durch den Suezkanal war eine Enttäuschung. Er ist gerade für jeweils ein Schiff breit genug, daher fahren die Schiffe im Konvoi. Eine leere und nichtssagende Wüste wurde lediglich durch den Bittersee und die heruntergekommene Stadt Ismailia sowie durch die dort für das Passieren des entgegenkommenden Konvois vor Anker liegenden Schiffe, unterbrochen. Mitten in der Wüstenlandschaft erblickt man eine zylindrisch nach oben zulaufende Betonkonstruktion. Ein nacktes Denkmal auf einem nackten Zementsockel soll an die Australier und Neuseeländer erinnern, die im Ersten Weltkrieg dort gekämpft haben.



In Port Said ging ich von Bord und traf mich mit Lawries Bruder Cecil, der dort mit seiner Familie lebte. Er war angestellt bei *Thomas Cook & Son*, die sehr bekannte britische Reiseagentur, die lange vor *American Express* auf dem Gebiet des weltweiten Reisegeschäfts Pionierarbeit geleistet hatte. Das Büro in Port Said war sehr bedeutend, denn der ganze britische Verkehr vom Mutterland zu den östlichen Besitzungen, wie Ostafrika, Indien und Australien, wurde durch den Suezkanal geschleust.

Cecil Watts war mit der ägyptischen Bürokratie, die den Zoll und die Einwanderung verwaltete, bestens vertraut. Es stellte sich heraus, daß dies für mich sehr nützlich war. Als wir uns unterhielten, während der Hafenzoll mein erstes Gepäckstück kontrollierte, vernahmen wir ein schnaufendes Atmen, gefolgt von einem ungläubigen und zweifelnden Grunzen. Wir drehten uns um und sahen den Inspektor einen Revolver in der Hand haltend. Für eine Sekunde dachten wir er bedrohe uns, aber dann merkte ich sofort, daß es meine Waffe aus einem meiner Koffer war. Es war ein Stück aus meiner Sammlung von chinesischen Kleinwaffen, die ich beim Einpacken nicht teilen und unbedingt alle mitnehmen wollte. Gedankenlos hatte ich Pistolen, Bajonette, Messer und ein Schwert zum Enthaupten in freie Ecken und Ritzen in meinem Gepäck verstaut. Der Inspektor grub weiter, und wie es natürlich kommen mußte, blinkte das Schwert in seiner anderen Hand. Seine Augen weiteten sich in seinem Triumph, um sich dann zu ungläubigen Schlitzen zu verengen.

Cecil setzte eine schmerzerfüllte Miene auf, ein Ausdruck, den die Briten gerne annehmen, wenn sie meinen, daß jemand blöd und dumm ist, es aber nicht aussprechen wollen. „Weißt Du, Alec," sagte er freundlich zu mir, „hiervon hättest Du mir erzählen sollen. Waffen nach Ägypten hereinzuschmuggeln, ist strikt verboten. Dies kann eine sehr windige Sache werden."

Herumstehende versammelten sich um uns und der Inspektor wandte sich spielerisch der Menge zu, stolz mit der Pistole und dem furchterregenden Schwert in der Luft herumwedelnd. Weitere Inspektoren eilten hinzu und machten sich über meine restlichen Gepäckstücke her, unterbrochen nur von gelegentlichen finsteren Blicken, die sie mir zuwarfen. Ich informierte Cecil mit größter Verlegenheit darüber, daß da noch jede Menge solcher Sachen zum Vorschein kommen würden. Er war sprachlos.

„Wirklich? Also wirklich. Gut, alter Freund!" Und plötzlich nahm er die Haltung eines wichtigen Kolonialfunktionärs an und sprach zu den Leuten vom Zoll in fließendem Arabisch. Sofort traten sie von meinen Koffern zurück.

„Komm," sagte er dann zu mir, „Laß uns den Pascha besuchen. Er ist ein Freund von mir und schuldet mir ohnehin noch ein oder zwei Entgegenkommen. Ich glaube, ich weiß schon eine Lösung."

Der Pascha war der oberste Chef des Zolls in Port Said. Der ‚Khavas' im Wartezimmer lächelte, ließ uns Platz zu nehmen und bat Cecil um eine Visitenkarte, um ihn bei seinem Vorgesetzten bekannt zu machen.
„So ein Blödmann," schimpfte Cecil, „er weiß ganz genau, wer ich bin. Wofür braucht er dann noch meine Karte?"

Wir warteten ungefähr fünfzehn Minuten, bis der ‚Khavas' zurückkam. Mit vielen Verbeugungen und mit einem Lächeln begleitete er uns in das Allerheiligste des Paschas. Ein kleiner dicker Mann in sauberer Uniform erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Der rote Fes auf seinem Kopf verblaßte in Bedeutungslosigkeit im Vergleich zu seinem hervorstechendsten Gesichtsmerkmal – ein prächtig gewachsener Schnurrbart. Es war die Kunst des Barbiers gewesen, ihn irgendwie aggressiv aussehen zu lassen, und ich konnte in seinem Büro kaum etwas anderes wahrnehmen, als diesen erstaunlichen Schnurrbart. Er watschelte zu uns, übersah mich total und ergriff mit beiden Händen die Hand von Cecil.
„Ah, Monsieur Watts," krähte er mit einem starken französischen Akzent, „welche Freude! Wie freundlich, daß Sie bei mir vorbeischauen. Bitte nehmen Sie doch Platz, machen Sie es sich bequem." Er klatschte in die Hände und befahl seinem ‚Khavas', Kaffee zu bringen.
„Monsieur Pascha," antwortete Cecil, „ich bin es, der sich geschmeichelt fühlt, Ihr Freund sein zu dürfen. Sagen Sie mir bitte, Pascha, wie geht es Ihrer Familie?"
„Bei Allah, es geht allen gut. Und Ihre Familie, Herr Watts? Ich hoffe doch, sie sind alle bei bester Gesundheit?"
„Ja, besten Dank, ehrenwerter Pascha, es geht ihnen wirklich gut. Und was ist mit Ihrem ältesten Sohn, der in Paris studiert?"
„Oh dieser Junge, Herr Watts, er macht sich gut. Die *Suez Canal Company* holt sich Erkundigungen über ihn ein, mit der Absicht, ihn möglicherweise später einzustellen. Und was ist mit Ihren Kindern, Herr Watts? Es geht denen doch hoffentlich auch gut?"
„Ja, ehrenwerter Pascha, alles zum Besten. Danke für die Nachfrage."

Ich dachte schon, dieses Auswechseln von Höflichkeiten würde niemals mehr aufhören und wurde schon ungeduldig, weil ich doch in meinem Problem weiterkommen wollte. Jedoch Cecil schien ganz entspannt zu

sein. Jetzt fielen beide Männer in ein längeres Schweigen. Ich war so gespannt und nervös, daß ich beinahe irgendetwas von mir gegeben hätte, nur um diese Pause zu beenden. Cecil machte mir mit Blicken klar, daß ich bloß still sein sollte.

Der ‚Khavas' kam mit einer türkischen Kaffeekanne aus Messing mit langem Gießer und mit einem Tablett mit drei winzigen Tassen herein. Damit kam der Zeitpunkt, an dem ich vorgestellt werden mußte, da man nicht mit Fremden Kaffee trinken kann.
Cecil sagte: „Ehrenwerter Pascha, kürzlich erfuhr ich von einigen guten Neuigkeiten, die ich gerne mit Ihnen teilen möchte."
„Aber selbstverständlich, Ihre Freude ist auch meine Freude."
„Danke, ehrenwerter Pascha, mein jüngerer Bruder und seine Frau lebten in China ---„
Hier unterbrach ihn der Pascha: „Allah verhüte es! So weit entfernt vom eigenen Bruder leben zu müssen!"
„Nun, die gute Nachricht ist, daß mein Bruder und seine Frau jetzt in Haifa, Palästina leben," (er betonte in der arabischen Weise ‚Falastien').
„Allah sei gelobt. Das ist allerdings eine gute Nachricht."
Cecil zeigte auf mich. „Und dieser junge Herr ist der Bruder von meines Bruders Frau und befindet sich auf dem Weg zu ihnen nach Falastien."
Der Pascha gab dem ‚Khavas' ein Zeichen, er möge einschenken, und Schweigen herrschte wieder, während wir den exzellenten türkischen Kaffee schlürften – frisch gemahlen, frisch gebraut, dick, stark und süß. Und ich dachte, jetzt sind die erforderlichen Formalitäten erledigt und wir könnten wieder unseren Geschäften nachgehen. Weit gefehlt! Der ehrenwerte Pascha begann erneut mit dem ganzen Zirkus, mich nach meinem Wohlergehen und dem meiner Mutter, meiner Schwester auszufragen. Und ich wiederum mußte ja nun auch ihm alle die Fragen stellen, die ihm kurz vorher Cecil bereits gestellt hatte.

Dann schließlich erwähnte Cecil so ganz nebenbei, daß ich an dem Tag unterwegs zur Fähre nach Kantara sei und dann mit dem Zug weiter nach Haifa fahren würde. Er schlug vor, daß man doch mit der Erlaubnis des ehrenwerten Paschas alle meine Gepäckstücke mit dem Hinweis „auf dem Transit" markieren könne, um so den hervorragenden und sehr beschäftigten Zollbeamten des ehrenwerten Paschas viel Zeit zu ersparen. Ohne zu zögern klatschte der ehrenwerte Pascha mit den Händen nach seinem ‚Khavas' und gab ihm in Arabisch irgendwelche Instruktionen.

Ich wollte mich schon erheben, als mich ein weiterer warnender Blick von Cecil daran hinderte. So wartete ich ein weiteres qualvolles Schweigen ab, bis es einfach zu quälend war und wohl auch für Cecil, da es bereits für meine geplante Weiterfahrt spät zu werden begann. Araber konnten durch solche längeren Pausen bei politischen Gesprächen nicht aus der Fassung gebracht werden. Der Pascha sah mich lächelnd an. „Bitte richten Sie dem Mann Ihrer Schwester, dem Bruder von Herrn Watts meine besten Grüße aus. Bitte sagen Sie ihm von mir, sollte er nach Port Said kommen (er sprach es mit ‚Pur Sajid' aus), er möge es mich vorher wissen lassen, damit ich ihn persönlich begrüßen kann und um ihm den Weg durch die bedauerlichen Formalitäten meiner Behörde zu ebnen."
„Danke, ehrenwerter Pascha, ich danke Ihnen aufrichtig. Ihre Botschaft werde ich mit Sicherheit meinem Schwager übermitteln, der darüber sehr erfreut sein wird."
An diesem Punkt erschien der ‚Khavas', gab dem Pascha, wieder in Arabisch, eine Nachricht und bot uns eine weitere Tasse Kaffee an. Ich dachte nur, wann geht dies alles hier zu Ende? Ich warf einen verstohlenen Blick auf meine Uhr. Es war bereits zu spät, um noch Cecils Frau und Kinder kennenzulernen und ich konnte nur hoffen, daß der Bahnhof nicht zu weit entfernt ist, damit ich wenigstens noch meinen Zug erreichen könnte.

Endlich, nach vielem Händeschütteln, vielen guten Wünschen und ziemlich endlosem Erinnern, uns gegenseitig bei den Ehefrauen und Verwandten zu empfehlen, konnten Cecil und ich verschwinden.

Ich sollte noch so manche Erfahrung mit derartig leidigen Gesprächen mit Arabern aller Schichten und Klassen machen. Egal wie wichtig und eilig der Grund einer Diskussion war, die faden Konventionen einer oberflächlichen Höflichkeit mußten gewahrt bleiben. Kein Wunder, daß das türkische Imperium im Ersten Weltkrieg so schnell zusammengebrochen ist.

Erstaunlicherweise erreichten mein Gepäck und ich noch rechtzeitig den Zug nach Kantara. Die Reise entlang des Kanals war ereignislos, aber nicht zu umgehen. Aller Verkehr zur Sinai-Wüste, nach Palästina und den dahinter gelegenen Gebieten mußte die Fähre von Kantara nehmen, um die palästinensische Eisenbahnlinie auf der Ostseite des Kanals zu erreichen. Die Fähre selbst war ein Erlebnis. Es war ein sehr kleines



Schiff, das die Menschen und deren Gepäck hinübertransportierte. Und da es die einzige Möglichkeit war, den Kanal zu überqueren, zeigte sich dabei ein Mikrokosmos der wunderbaren Vielfalt der Menschheit in jenem Teil der Levante. Unnahbare, steife britische Offiziere in makellosen Unformen standen oder saßen neben schmutzigen und zerlumpten ägyptischen Fellachen, die von einer eigenen Wolke von Fliegen verfolgt wurden. Da waren arabische Effendis, echte Herren, die ihre gewichtigen Körper in europäische Anzüge gezwängt hatten und jeder mit dem unvermeidlichen Fes auf dem Haupt, aussehend wie ein Strauß von roten Kleeblüten mit Trotteln oben drauf. Da waren moslimische Frauen, bedeckt von Kopf bis Fuß in formlosem Schwarz, nur ihre großen, ausdrucksvollen Augen waren zu sehen, während sie diskret und still in einer Gruppe zusammenstanden. Und auf dieser Fähre sah ich zum ersten Mal die echten Männer der Wüste, die Beduinen. Ein Trio von ihnen, beeindruckend in ihren wehenden Gewändern, mit dem Krummdolch im Gürtel und langen Bärten, die Gesichter eingerahmt durch rot gemusterte Kopftücher. Sie standen da wie Könige, stolz und erhaben gegenüber jedermann. Gelegentlich hörte man lautes Lachen und deftige Bemerkungen von einer Gruppe australischer Touristen auf dem höheren Deck über die würdige Szene auf dem Deck unter ihnen. Ein ägyptischer Knabe von etwa zwölf Jahren kam in unser aller Blickfeld und rief: „Billig, billig, Zauberei, Zauberei! Alle herschauen – ansehen, billig, billig!“ Natürlich wählte er mich als sein Versuchsobjekt aus. Er unterbrach sich und zeigte mit der ausgestreckten Hand auf mich, eine Geste, die ich noch zur Genüge aus vergangenen Jahren kannte, und fuhr dann mit seinem Ausrufen fort: „Billig, billig, ich zeige Ihnen Zauberei. Nur fünf Piaster, billig, billig!“

Ich versuchte ihn von mir abzudrängen, weil ich es hasse, so im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Ein britischer Offizier beugte sich vor und gab dem „billig-billig-Knaben“ fünf Piaster, und sich an mich wendend, meinte er: „Das ist es mit Sicherheit wert, mein Herr. Diese Burschen sind meist sehr gut.“

Der Bengel begann mit seiner Vorführung. Er zog bunte Tücher aus meinen Ohren und eine weiße Maus aus meiner Jackentasche und anderes mehr. Dabei fuhr er mit seinem Sprüchekloppen fort, die im weitesten Sinn wie Englisch klangen. Immer wieder kam sein „billig, billig“ und dann meinte ich auszumachen „Major Fraser, heiliger Stifter der Erde“ und „Königin Victoria, sehr starker Mann, ganz rosa innen drin“. Alle lachten, sogar die Könige der Wüste geruhten zu lächeln. Und auch die Geister in Schwarz ließen ihre geschminkten Augen trotz nur scheuer Teilnahme blitzen.

Schon bald machten wir auf der anderen Seite des Kanals fest. Außer der Eisenbahnstation, einige Militärbaracken und sonstigen Bretterbuden standen da noch einige niedrige schwarze Zelte, wahrscheinlich die Paläste meiner drei Könige, denn sie schritten genau in die Richtung davon. In der Station saß hinter einem Gitter ein sauberer und höflicher palästinensischer Polizist, ein Engländer, und kontrollierte die Pässe und die Visa. Er studierte meinen Paß und mein Visum und sah mich an - mit zweifelndem Blick. Ein amerikanisch aussehender junger Mann kommt aus China mit einem lettischen Paß angereist. Er blätterte nochmals meinen Paß durch, blickte wiederholt zu mir auf. Mein Herz rutschte in die Hose und meine Kehle wurde trocken, denn die Angst vor Polizei und staatlicher Bürokratie waren mir noch sehr präsent. Und dann, mit einem plötzlichen Schulterzucken, stempelte er die Einreiseerlaubnis in den Paß und sagte mit fröhlicher Stimme: „Viel Glück.“

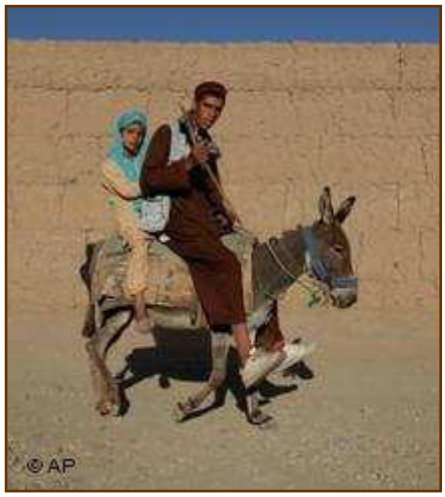
Draußen auf dem Bahnsteig war ich sehr erleichtert sehen zu können, daß mein Gepäck verladen wurde. Es war alles da und jedes Stück hatte einen roten Aufkleber ’IN TRANSIT’. Des ehrenwerten Paschas Untergebenen hatten alles gut erledigt. Ich war jetzt nur gespannt, was mich in Haifa mit meinem „Waffenarsenal“ noch erwarten würde.

24. Kapitel

Haifa

Der Zug der palästinensischen Eisenbahn ratterte und knatterte durch die Sinai Wüste und der Staub drang durch die lockeren Fenster und durch die Ritzen zwischen den Fußbodenbrettern. So weit das Auge reichte, erblickte es nur welligen, braunen, harten Dreck und gelegentlich Flecken mit verkrüppelten Büschen, das war alles.

Als wir uns Gaza näherten, passierten wir enorme Sanddünen, durchsetzt mit Dattelpalmen – das Gaza der Philister! In meiner Phantasie sah ich Samson sich mit all seiner Kraft gegen die tragenden Säulen stemmen, um schließlich die Wände des heidnischen Tempels auf die Häupter der götzendienerischen Philister stürzen zu lassend. Er muß



eine großartige Arbeit vollbracht haben, denn Gaza schien nur noch aus verstreut unter Dattelpalmen liegenden, ebenerdigen Lehmhütten zu bestehen, dazwischen heruntergekommebepackt mit riesigen, unförmigen Lasten. Vom Anblick der anmutig auf ihren Eseln sitzenden Araber war ich fasziniert. Sie schienen viel größer zu sein, als die kleinen Tiere auf denen sie ritten. Ihre Frauen trotteten ergebenst, mit verschiedenen undefinierbaren Bündeln auf dem Kopf, hinterher. Der vorherrschende Geruch bestand aus Tierexkrementen und Staub. Dennoch war die Szene wildromantisch und nicht ohne Charme.

Allmählich wurde die Landschaft abwechslungsreicher und auch farbiger. Bäume konnte man sehen, und bebautes Land mit bis an den Horizont reichenden Plantagen der bekannten Jaffa Orangen. Nicht lange, und wir hielten in der Hafenstadt Jaffa, von den ehemaligen Kreuzrittern Joppa genannt, dem alten Einfallstor nach Jerusalem. Dies war eine ziemlich große Stadt mit mehrgeschossigen Steinhäusern, ständig hupenden Taxis, und auch hier die allgegenwärtigen kleinen Esel und räudigen Kamele. Unmittelbar nördlich von Jaffa entstand eine neue, moderne Stadt. Ihre großen Gebäude wurden in dem eintönigen, schachtelförmigen Stil errichtet, der wohl Ausdruck eines wirtschaft-

lichen Appartementbaus zu sein schien. Ich sah also die künftige jüdische Stadt Tel Aviv in ihren ersten Anfängen. Orangenhaine breiteten sich aus, als wir an der Küste entlang weiter nach Norden fuhren. Ein großer Berg kam zu unserer Rechten in unser Blickfeld, dessen Flanke steil zu einem schmalen Durchlaß an der Seeseite herabfiel. Dies war der biblische heilige Berg, auf dem der Prophet Elija in Anwesenheit des abtrünnigen Königs Ahab mit seinem berüchtigt tyrannischen Weib Jezebel, eigenhändig die Baal-Priester zu einem Wettstreit zwischen Baal und Jehova herausgefordert hat. Wie lange war das schon her? Dreitausend Jahre!

Die Reisenden begannen ihr Gepäck zurechtzulegen, denn Haifa war die Endstation, ungefähr 250 km vom Suez Kanal entfernt. Langsam schlich der Zug durch eine ziemlich große Stadt. Auf der linken Seite erblickte ich große Baustellen in der Hafengegend. Und dann rollte der Zug in einen kleinen Bahnhof und hielt an. Auf dem Bahnsteig standen einige Engländer und europäisch gekleidete Juden und einige Araber, die hin- und herliefen.

Jenia war auch da, elegant und herrisch wie immer. Gelassen wartete sie, bis ich sie entdecken würde. Zuerst erkannte ich sie nicht, denn sie war jetzt zu meinem Erstaunen wasserstoffblond. Ich hatte ganz vergessen, welch hübsche Frau sie war. Sie hatte etwas zugenommen, und das stand ihr gut. Dünne Frauen hatten damals keine Konjunktur.

Eine weitere Überraschung war Jenias Stimme. Mein Leben lang habe ich doch ihre Stimme gehört, aber ich hatte nie wahrgenommen, daß sie in einer äußerst hohen Stimmlage spricht, eine Babystimme in totalem Gegensatz zu ihrer Persönlichkeit. In den meisten Fällen eine recht unattraktive Eigenschaft. Aber bei einigen besonderen Charakteren, so auch bei Jenia, paßte das und verstärkte sogar die Anziehungskraft.

Wir umarmten und küßten uns. Es war wundervoll, sie wiederzusehen. Wir hatten uns viel zu erzählen, während wir auf das Gepäck warteten. Aber ich dachte daran, sie zu warnen, daß wir möglicherweise bei der Zollkontrolle Schwierigkeiten mit meinem „Waffenarsenal“ und einigen wertvollen chinesischen Kunstgegenständen bekommen könnten. Glücklicherweise hatten fast alle meine Mitreisenden mit ihren Freunden den Bahnsteig verlassen als meine vielen Taschen und Koffer zum Zoll gebracht wurden. Ein netter, lächelnder, arabischer Offizier in weißer

Uniform und rotem Fes erwartete uns. Seine Blicke klebten an der schönen Blondine und das nahm ihn ganz gefangen.

Jenia, mit Wonne das Spiel wegen meiner „Schmuggelwaren" aufgreifend, nutzte die Gelegenheit und betörte den Offizier mit einer derartigen Grazie und einem solchen Charme, daß er richtig schwach wurde. In der Zwischenzeit füllte ich eine Deklaration aus und schrieb einfach hinein: „Eine Sammlung diverser Seitengewehre" und „Diverse chinesische Gefäße". Was „diverse" doch für ein wunderschönes Wort sein kann! In diesem Fall implizierte es, daß die infrage kommenden Gegenstände zu unbedeutend sind, um einzeln aufgeführt zu werden und nur einen geringen Wert haben. Der arme Mann war gefangen und hatte keine Chance mehr. Kaum einen Blick auf meine Sachen werfend, akzeptierte er ohne eine weitere Frage den irrsinnig niedrigen Wert, den ich für die besonderen antiken chinesischen Gefäße angegeben hatte. Er war nur darauf bedacht, der charmanten blonden Dame zu gefallen, die offensichtlich alles an ihm bewunderte. Jeder ging zufrieden und fröhlich seines Weges.

Was ist es nur mit dem Zoll, daß den anständigsten Kerl alle Moral vergessen läßt? Jeder, den ich bisher kennengelernt habe, verspürt beim Passieren des Zolls den Drang, etwas Wertvolles zu schmuggeln. Sally erzählte von ihrer Großmutter, einer sehr religiösen, aufrichtigen älteren Dame, die so peinlich genau gewesen war, daß sie jegliche weltliche Aktivitäten am Sonntag untersagte und ganz nach den Zehn Geboten lebte. Als sie nach einem Besuch bei Sallys Familie in Beirut mit dem Schiff zurück nach England fuhr, nähte sie sich ohne zu zögern Spitzen, Damastbrokate und Seidenstücke an ihr Unterkleid. Ihr jüngerer Sohn holte sie in England vom Schiff ab. Nachher schrieb er mit großem Amüsement, daß seine Mutter, die zierliche, viktorianische Dame, ausgesehen habe wie eine Tonne, als sie aus dem Zoll gewatschelt kam, ein triumphierendes Lächeln im Gesicht.

Unser Taxifahrer, mit wahrer Hingabe hupend und gelegentlich sich hinauslehnend, um Fußgängern, Kameltreibern oder anderen Taxifahrern Beleidigungen zuzurufen, wedelte und zwängte sich durch den dichtesten Verkehr und fuhr dann eine steile Straße hinauf auf den Mt. Carmel. Dort herrschten eitler Friede und schönste Stille. Zu beiden Seiten der Kammstraße waren weit ausgedehnte Pinienwälder, nur gelegentlich unterbrochen von Villen, die zurückgelegen in gepflegten

Gärten zu sehen waren. Jenia und Lawrie wohnten in dieser begehrenswerten Gegend in einer angemieteten Dreizimmerwohnung.

Wir hatten uns viel zu erzählen, und so wurde es am ersten Abend recht spät. Nachdem sich Jenia und Lawrie zurückgezogen hatten, beschäftigte ich mich mit dem Auspacken meiner Sachen und versuchte dabei die tausendfachen Eindrücke zu sortieren, die in meinem müden Gehirn herumkreisten. Schließlich kroch ich ins Bett, löschte das Licht aus, vergrub mich in die Kissen und fühlte noch, wie sich Körper und Geist aus dieser Welt verabschiedeten. Auf einmal spürte ich einen beißenden und schneidenden Schmerz am Hals. Ich sprang kampfbereit aus dem Bett, in der Gewißheit, daß mich ein Mörder mit einem Messer erdolchen wollte. Mein Hals pochte, als ich in das Badezimmer eilte, um einen Blick in den Spiegel zu werfen. Kein Blut, aber da war ein mich beunruhigender, dunkelroter Fleck in der Nähe des Kehlkopfes, der immer größer und größer wurde. Mein Angreifer lauerte ganz in meiner Nähe. Ein nicht zu kleiner Skorpion saß in der Ecke mit zur Verteidigung erhobenen Krallen und dem hochgebogenen Schwanzteil, bereit, erneut zuzustechen. Er muß aus meinem Schlafanzug gefallen sein, als ich ins Badezimmer lief. Ich erschlug ihn mit der Toilettenbürste.



Aber was war jetzt zu tun? Irgendwo hatte ich gehört, daß ein Biß von einem Skorpion sehr giftig und sogar tödlich sein kann. Nur sehr ungern wollte ich Jenia und Lawrie wecken, waren wir doch alle todmüde gewesen, jedoch wäre ich wohl weniger aufmerksam gewesen, wenn ich am nächsten Morgen tot in meinem Bett gelegen hätte. Auf Zehenspitzen schlich ich in deren Schlafzimmer und flüsterte Jenias Namen. Sie bewegte sich. „Alek? Bist Du es? Was ist los?“
In vorbildlicher Ruhe flüsterte ich: „Jenia, ich bin von einem Skorpion gestochen worden.“
„Was sagst Du da?“ murmelte sie verschlafen. Nur zwei Sekunden später saß sie senkrecht im Bett und schrie: „Was bist Du? Du bist von einem Skorpion gestochen worden? Lawrie wach auf, komm, wach auf! Was machen wir bloß? Wir müssen doch etwas dagegen tun?“ Lawrie war kein Freund von Panik. Sein logischer Verstand eines Finanzfach-

mannes arbeitete sogar im Schlaf. „Wenn Du nicht weißt, was zu tun ist, ruf einen Arzt an." Und drehte sich um und schlief weiter.

Jenia war der festen Meinung, daß in jeder Notsituation als erster Schritt Alkohol das Beste und Wichtigste sei. Sie füllte einen Becher halb voll mit Brandy und forderte mich auf, ihn in einem Zug leer zu trinken. Erst dann rief sie den Arzt an. Ich hörte sie sagen: „Richtig, Herr Dr. Weißmann, ein großer Skorpion ... Wohin? ... In den Hals, Herr Doktor, genau in der Nähe seines Gehirns ... Was können wir tun? Oh, Gott sei Dank, meine Mutter würde es mir nie verzeihen ... Oh, ja, schlimme Schmerzen, geradezu teuflisch, und ich weiß nicht was ... oh ja, Lysolkompresse? ... Ja, Lysol, wird gemacht. Und würde ihm etwas Brandy gut tun? ... Ich danke Ihnen vielmals, Herr Doktor, gute Nacht."

Kaum hatte sie aufgelegt, drehte sie sich in ihrer bestimmten Art und Weise mir zu. „Geh sofort in Dein Bett, Alik. Dr. Weißmann hat gesagt, ich soll Dir auf die Stelle des Stiches eine Lysolkompresse auflegen." Sie tropfte Lysol auf ein großes Stück Mull, legte es mir auf den Hals und umwickelte ihn mit einer Binde. Dann reichte sie mir nochmals einen halbvollen Becher mit Brandy. Gehorsam trank ich ihn wieder in einem Zug aus, fiel flach auf mein Bett und war fort.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fühlte ich mich bestens. Der Brandy und das Gift hatten sich offensichtlich gegenseitig eliminiert. Ich hatte weder einen Kater, noch irgendwelche Schmerzen, daher nahm ich die ganze Bandage ab. Als ich den mit Lysol getränkten Teil der Mull-kompresse abnahm, kam die Haut in derselben Größe gleich mit und hinterließ eine Stelle rohen, schmerzhaften Fleisches.
„Dieser blöde Doktor," schimpfte Jenia, „er hat nichts davon gesagt, daß ich das Lysol verdünnen soll."
„Alles gut und schön," bemerkte Lawrie, „wer kann schon in der Nacht um 2 Uhr an solche Einzelheiten denken?"

Das Gerede um die Pflege war schlimmer als das Übel selbst. Ich litt noch wochenlang, konnte keinen Schlips tragen und mußte ewig den Verband wechseln. Damals gab es noch kein Wundpflaster.

Jetzt das, und ich war davon ausgegangen, sofort in eine gutbezahlte Arbeit bei I.P.C., der *Iraq Petroleum Company*, einsteigen zu können. Fast jeden Tag trafen neue amerikanische oder britische Arbeiter ein. Das I.P.C. Gebäude in Haifa war jetzt fertig und Araber und gutqualifizierte

Juden aus der örtlichen Einwohnerschaft bewarben sich als Angestellte und Sekretärinnen. Lawrie jedoch brachte mir kein Stellenangebot. Ein Monat ging vorbei und dann noch einer. Ich haßte es, Lawrie darum zu bitten. Er wußte ja um mein Problem, denn ich war doch immer anwesend, wenn er von der Arbeit kam.

Ich ahnte damals noch nicht, welche unerwarteten Ereignisse auf mich zukommen sollten. Um damit zu beginnen, ich konnte der I.P.C. weder kaufmännisches Können noch sonstige Erfahrungen nachweisen. Ich hätte allgemeine Büroarbeiten erledigen oder eine Lehrstelle ausfüllen können, aber beides gab es in der Arbeitsorganistion für mich nicht. Sie hatten die überall bei den europäischen Auslandsunternehmen gleiche dreigliedrige Beschäftigtenstruktur. In der obersten Ebene, „die heimatliche Ebene“, waren die leitenden Angestellten. Dieser Personenkreis war im jeweiligen Heimatland angeworben worden - England, Vereinigte Staaten oder Niederlande. Diese Ebene zeigte den multinationalen Charakter von I.P.C.

Die Ebene darunter war die sogenannte „örtliche Ebene“, bestehend aus geeigneten Einheimischen. Das waren dann Sekretärinnen, Büroangestellte und Wachpersonal sowie speziell ausgebildete Fachkräfte, wie Chauffeure, Mechaniker, Traktorfahrer und dergleichen. Diese konnten niemals in eine der besser bezahlten Positionen der höheren Ebene aufsteigen, ganz egal wie gut sie waren. Die dritte Ebene bildeten dann die einfachen Arbeiter.

Bei diesem System fiel ich durch den Rost und fand mich, wie so oft, ausgeklammert, und zum Zuschauen verdammt. Mir fehlte die richtige Nationalität und die erforderliche fachliche Qualifikation für die oberste Ebene. Um mich für die Ebene der Einheimischen zu bewerben, stellte sich mir ein noch verzwickteres Problem. Durch Jenia und Lawrie hatte ich viele Persönlichkeiten aus der Führungsebene getroffen und war mit den jüngeren Angestellten gut bekannt. Sie waren mir Freunde geworden. Ich war mehrfach im Haifa Club gewesen und wurde gesellschaftlich voll akzeptiert. Die Beschäftigten in der Ebene der Einheimischen waren aber Araber und Juden, und die hatten keinen Zugang zu irgendeinem gesellschaftlichen Bereich innerhalb der britischen Gemeinde. Wie sollte das gehen, wenn mich die leitenden Angestellten als einen der ihren bei den Cocktailpartys akzeptierten und mich sogar zum Essen in ihre Häuser einluden, um mich dann während der Arbeit als einen Angehörigen der unteren Ebene behandeln zu müssen? Es war eine

mißliche und unschöne Situation. Es war also viel einfacher, das Problem zu ignorieren, als es lösen zu wollen. Dennoch, ich war nur ein kleiner Fisch für sie. Mein Wert bestand hauptsächlich in meiner Verwandtschaft mit Jenia und Lawrie. Ich bemerkte dies alles nicht so richtig, weil Lawrie, zweifellos um meine Gefühle zu schonen und weil ihm selbst das Dilemma peinlich war, mir niemals etwas anderes geraten hat, als mich in Geduld zu üben.

Etwa in meinem dritten Monat in Haifa traf ich Herrn Stuckey in Jenias Haus. Er war Amerikaner und ein hohes Tier bei I.P.C. Er war ein freundlicher, mit beiden Beinen auf der Erde gebliebener Ölindustrieller, der seinen Weg vom einfachen Ölarbeiter an einer Pipeline bis zur höchst verantwortungsvollen Position als Leiter des gesamten I.P.C. Pipelineprojekt gemacht hatte. Diese Pipeline war dafür vorgesehen, das Öl aus dem Irak quer durch die Syrische Wüste zu den künftigen Raffinerien in Haifa und in Tripolis im Libanon zu bringen.

„He, junger Mann," sagte er jovial, „woher kommt es, daß Sie wie ein Amerikaner sprechen?"
Ich erzählte ihm über meine Zeit an der *Shanghai American School*. Er wollte unbedingt mehr darüber hören und amüsierte sich über meine Geschichten.
„Na, das ist ja ein Ding," sagte er nur. „Ich weiß, daß hier unsere Jenia eine russische Prinzessin gewesen ist ..."
Jenia unterbrach ihn: „Doch keine Prinzessin, nur eine Baronesse."
„Ach, Baronesse oder Prinzessin! Was macht das aus, Du, Jenia, bist so oder so etwas ganz Besonderes. Mit Sicherheit hätte ich niemals erwartet, daß Dein Bruder so spricht wie einer von uns, und es auch noch an einem Ort wie Schanghai gelernt hat." Dann wandte er sich wieder mir zu. „Was machen Sie denn hier in Haifa? Sind Sie auch bei I.P.C.?"
Ich sah zu Lawrie. Er lächelte nur friedlich vor sich hin. So entschloß ich mich, diesem Löwen zu trotzen, solange er sich wie eine Katze gab. Ich sagte: „Herr Stuckey, ich möchte bei I.P.C. arbeiten. Aber da scheint für mich keine Stelle frei zu sein. Ich bin jetzt fast drei Monate hier, in der Hoffnung, von der Company angestellt zu werden."
„Nun, wir können mit Sicherheit einen so aufgeweckten jungen Burschen gebrauchen. Da muß doch ein Platz sein, für den Sie geeignet sind. Mag sein, nicht bei I.P.C., aber bei den *Mediterranean Pipe Lines*. Das ist die Firma, die die Konstruktionen in die Tat umsetzt. Ich sag Ihnen was. Morgen früh werde ich den alten Johnny Lightfoot anrufen. Er ist

der Chef von der Mannschaft, die von hier aus in Richtung Irak arbeitet. Und Sie rufen mich morgen, spät nachmittags an, Alec. ... Und wo ich jetzt Johnny Lightfoot erwähne, erinnert es mich an die Zeit, als wir gemeinsam in Venezuela arbeiteten ....“

Und er begann mit einer seiner gut erzählten Geschichten, die ihren Höhepunkt darin fand, daß sie sich beide eine immer wiederkehrende Malaria einfingen. Aber das Glück war mit ihnen, fügte er an, weil die Anfälle immer ein über den anderen Tag kamen und „der Herr dort oben hatte es so eingerichtet, daß immer nur einer von uns krank war und daher die Arbeit niemals niedergelegt werden mußte.“

Als ich am nächsten Tag Herrn Stuckey anrief, öffnete sich für mich die Welt wie durch Zauberhand. „Hallo,“ begrüßte er mich, „wir haben einen Arbeitsplatz für Sie. Johnnys ‚*right-of-way*‘ Vorarbeiter hat gekündigt und ist nach Hause gefahren. Sie wissen doch, was ein ‚*right-of-way*‘ Vorarbeiter ist?“
„Nein, keine Ahnung.“
„Na gut, macht nichts. Sie werden es schon herausfinden, wenn Sie erst dort sind. Gehen Sie zu dem „Limey“ (Engländer), der für das Personalbüro zuständig ist und richten Sie ihm aus, daß Stuckey Sie aufgefordert hat, sich als ‚*right-of-way*‘ Vormann für Lightfoots Mannschaft anzumelden. Viel Glück, junger Mann!“ Und das war es. So einfach! Keine komplizierten Überlegungen darüber, wie sich das gesellschaftlich für mich auswirken könnte und was gesagt werden könnte, weil ich nicht in der Leitungsebene tätig bin.

Am nächsten Morgen ging ich zu dem „Limey“. Ich nenne ihn den „Limey“, weil er wegen seiner Unbeliebtheit nur so bei den Pipelinearbeitern bekannt war. Ich hatte erwartet, daß Herr Stuckey oder einer seiner Assistenten mich dort bereits avisiert hätten, aber offensichtlich wußte im Personalbüro niemand etwas über meine Existenz. Ich bat, mich zu Limey zu bringen – ich nannte selbstverständlich seinen richtigen Namen.

Der arabische Büroangestellte sagte mir äußerst mürrisch: „Er ist heute sehr beschäftigt. Geben Sie ihren Namen dem Mädchen dort drüben. Sie wird Ihnen dann mitteilen, wann Sie zu ihm können.“ Und schon beugte er sich wieder über seine Papiere.
„Aber Herr Stuckey hat mir gesagt, ich solle zu Ihrem Vorgesetzten gehen.“

„Herr Stuckey? Sagten Sie Herr Stuckey? Gut, dann will ich sehen, ob es jetzt doch möglich ist."
Als ich Limeys Büro betrat, würdigte er mich keines Blickes, bis er meinte, ich würde lange genug stehen, um demoralisiert zu sein. Der Trick wirkte, ich wurde nervös.
Endlich blickte er zu mir herüber. „Sagten Sie, Herr Stuckey schickt Sie zu mir?"
„Ja, und er gab mir auf, Ihnen mitzuteilen, daß ich als Nachfolger des ‚*right-of-way*' Vorarbeiters für John Lightfoots Mannschaft eingestellt sei."
„Er sagte Ihnen, mir zu erzählen, was ich zu tun hätte? Meinen Sie wirklich, Sie könnten hier so einfach von der Straße hereinmarschiert kommen und könnten von mir erwarten, daß ich Sie nur aufgrund Ihrer Behauptung einstelle? Wie heißen Sie eigentlich?"
Jetzt wünschte ich nichts sehnlicher, als mein Name wäre Smith oder Jones. Als ich ihm meinen Namen genannt hatte, sagte er: „Deutscher, was?" in einem Ton, als ob er mit einem Schwerverbrecher reden würde. „Ihren Paß!"
Er sah sich meinen lettischen Paß an, studierte das Bild, sah mich an, betrachtete die verschiedenen Visa und Transitstempel von Hongkong, Singapur, Colombo, Bombay usw. Dann schüttelte er empört seinen Kopf und forderte mich auf, draußen zu warten. Er behandelte mich wie einen aus der Ebene der Einheimischen.

Vor der Tür im Flur konnte ich ihn am Telefon sprechen hören. „Aber das ist höchst irregulär. Dieser Mann ist ein Russe mit einem rein deutschen Namen – und mit einem Paß, der offensichtlich die Menschen verwirren soll. Ich kann nicht die Verantwortung für eine so fragwürdige Person übernehmen, ohne vorher sorgfältig den Hintergrund ..."
Plötzliche Stille. Dann wieder seine Stimme: „Jawohl, Herr Stuckey. Wie Sie sagen, Herr Stuckey. Jawohl ..."

Dem „Limey" mißfiel diese direkte und unkomplizierte Art, mit der sich die Amerikaner so sehr das Leben erleichtern. Jetzt, nach der demütigenden Erfahrung mit Herrn Stuckey, wollte er mich nicht mehr sehen und übergab mich zur Erledigung der Einzelheiten an einen Angestellten.

Der Angestellte informierte mich mit nicht zu übersehender Genugtuung, daß ich jetzt auf der Ebene der Einheimischen angestellt sei, daß ich in der Wüste in einem Zweimannzelt zusammen mit einem Araber untergebracht werden würde und meine Mahlzeiten im Zelt der zwei-

ten Klasse, wo es nur arabische Gerichte gäbe, einnehmen müßte. Und dann schickte er mich zu Herrn Cooper in einem anderen Teil des Gebäudes.

Bill Coppers Bürotür stand offen und ich konnte ihn mit aufgekrempelten Hemdsärmeln über irgendwelchen Papieren gebeugt sitzen sehen. Als ich zögernd im Türrahmen stand, rief er. „Kommen Sie herein, nur hereinspaziert." Er stand auf und gab mir die Hand. „Sie müssen Alec sein. Stuckey sagte mir, daß Sie kommen würden. Mein Name ist Bill. Nehmen Sie doch eine Zigarre. Nein? Gut, wann können Sie bereit sein, in die Wüste zu gehen?"
Ich zögerte nicht lange und antwortete mit „Morgen".
Er lachte. „Das geht nicht, wir haben niemanden, der Morgen dorthin fährt. Aber in ein oder zwei Tagen fährt Charlie Boatman mit einigen Burschen dorthin und ich werde es arrangieren, daß Sie mit denen hinausfahren können. Wir sind jetzt soweit fertig eingerichtet, daß wir mit dem Verlegen der Rohrleitungen beginnen können. Und die wollen dabei sein, wenn es loß geht. Ich rufe Sie an."

Er verwickelte mich dann in eine allgemeine Unterhaltung. Er wollte unbedingt mehr über mich wissen und stellte mir Fragen über mein bisheriges Leben und bestand darauf, daß ich ihn Bill nenne. Ich fühlte mich so wohl, daß sich mein Herz für diesen unkomplizierten und freundlichen Menschen öffnete. Bis dahin hatte ich gar nicht bemerkt, wie mich die zurückhaltende und reservierte britische Art eingeengt hatte, seitdem ich in Haifa war.

25. Kapitel

Mafraq

Eine große, von einem schwarzen Chauffeur gefahrene, schwarze Buick Limousine holte mich bei Watts zu Hause ab. Dann hielten wir noch, um die Herren Boatman und John Lightfoot mitzunehmen.

Charlie Boatman war klein und dickleibig. Er hatte vorstehende blaue Augen in einem roten Gesicht und trug seinen Gürtel unterhalb von seinem beachtlichen Bauch. Dieser robust aussehende Mann und seine Frau sind Sally und mir mit größter Freundlichkeit entgegengekommen, als wir 1941 endlich in den Vereinigten Staaten ankamen.

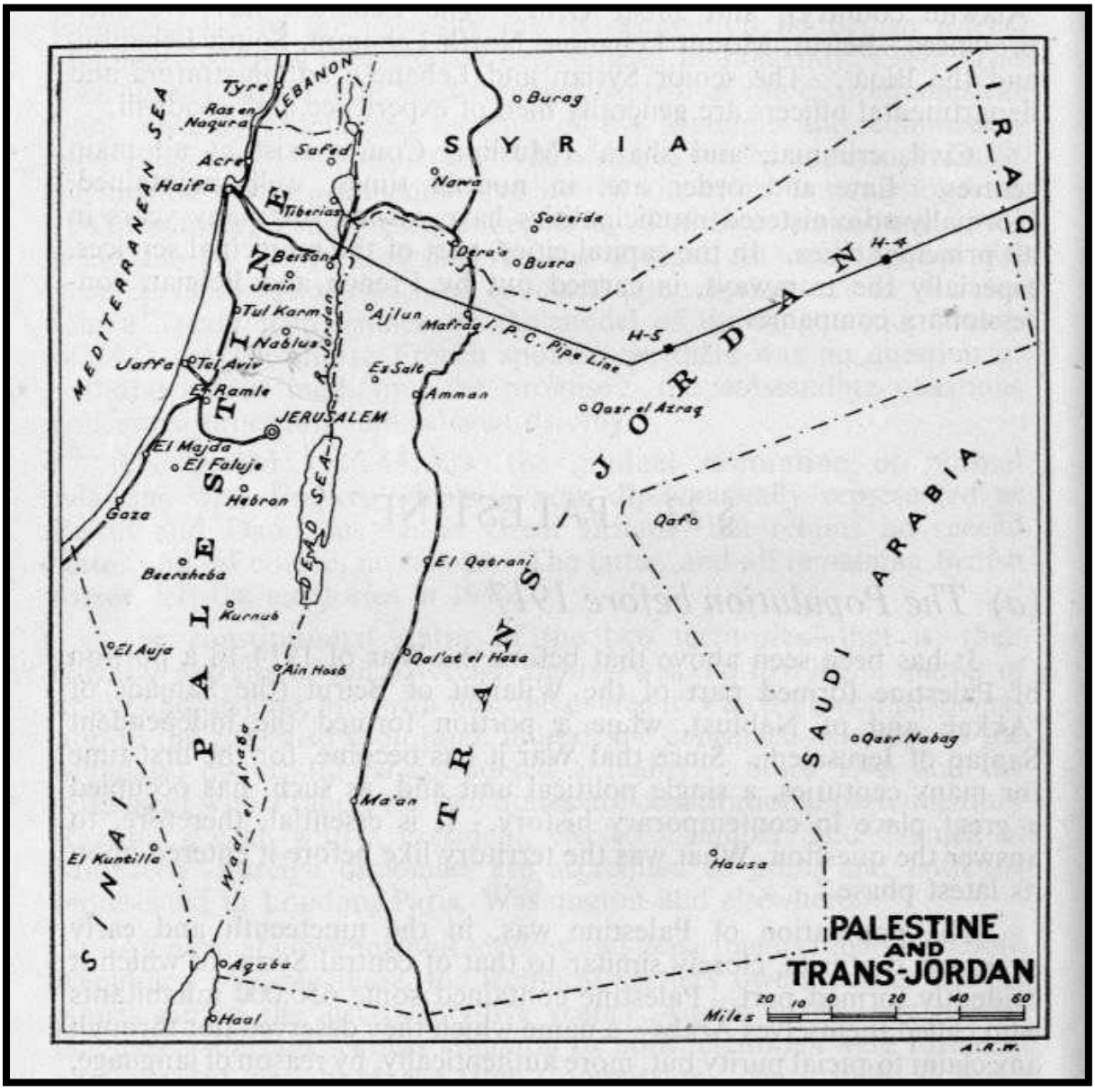
Lightfoot wurde von allen nur so genannt. Er war eine nervöse, dünne Erscheinung, mit frühzeitig gealtertem Gesicht und unaufhörlich rauchend. Beide, er und Boatman, waren so Ende der Vierziger. Sie saßen auf dem Rücksitz und unterhielten sich über geschäftliche Dinge, von denen ich nur sehr wenig verstand. So konnte ich mich ganz dem Anblick der faszinierenden Landschaft widmen, durch die wir fuhren.

Lawrie hatte mir eine Karte von Palästina und Transjordanien mitgegeben, und ich bemühte mich, darauf unsere Route zu verfolgen. Bald stellte ich fest, daß unser Fahrer ein Französisch sprechender Araber war, der sich bemühte, mir gefällig zu sein. Nachdem wir merkten, daß mein Französisch besser als sein Englisch war, unterhielten wir uns auf Französisch. Er machte mich auf verschiedene Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Es war ein Erlebnis durch Nazareth zu fahren, eine ganz arabische Stadt mit rechteckigen, steinernen Gebäuden hinter hohen, glatten Mauern. Der Fahrer deutete auf einem kleinen Platz zu einem Brunnen, wo Frauen Wasser holten und in 20-Liter-Kanistern auf dem Kopf in grazilem Gang forttrugen. Er erzählte mir, daß sei der Marienbrunnen, weil er vor fast 2000 Jahren auch von Maria, der Mutter von Jesus, genutzt worden ist.

Kurz danach wurde die Landschaft hügelig und dicht mit kleinen Eichen bewachsen. Wir durchquerten das kleine Dorf Kufr Kana. Hier war die Hochzeit, bei der Jesus Wasser in Wein verwandelte und die ewige Diskussion auslöste, ob die Bibel alkoholische Getränke duldet oder nicht duldet. Wenige Meilen weiter verließen wir den Wald und fuhren

auf engen Kurven zwischen zwei bekannten Klippen bergab. Die eine war das Horn von Hattin, wo 1187 Saladin den Kreuzrittern den Todesstoß versetzte und damit die 200 Jahre währende europäisch-christliche Herrschaft über Palästina, Libanon und Teilen vom heutigen Jordanien und Syrien beendete. Weit in der Entfernung und tief unter uns erspähten wir das Galiläische Meer, circa 200 m unter dem Meeresspiegel gelegen, eine funkelnde Fläche, eingerahmt von dunklen, steilen Felsen.

Wir wendeten uns gen Süden, fuhren an Tiberias vorbei und kamen zu einer wackligen Brücke über etwas, das aussah wie ein Bach, und einem militärischen Wachposten auf der anderen Seite. Dort hielt der Fahrer an und hielt ein langes Gespräch mit zwei wildromantisch aussehenden Beduinen. Scheu lächelnde Gesichter, mit Spuren eines Backenbartes,



umrahmt von dicken, ölig aussehenden, schulterlangen Zöpfen. Ihre glänzenden, semitischen Augen, akzentuiert durch starke Konturen von schwarzer Kosmetik, sahen uns unter einem rot gemusterten Kopftuch, wie sie heute Yasir Arafat von der P.L.O. trägt, prüfend an. Lange, braune, bestickte Gewänder, scharlachrot gefüttert, Munitionsgurte quer über der Brust und britische Smith & Wesson Revolver am Gürtel vervollständigten deren Uniformen. Wir müssen ihnen genauso fremd vorgekommen sein, wie sie uns, denn sie beäugten uns die ganze Zeit, während sie sich mit unserem Fahrer gut freundschaftlich unterhielten. Dann winkten sie uns schließlich durch.

Der Fahrer erklärte mir, daß wir nun in Transjordanien seien, und die beiden Beduinen seien Angehörige der berühmten Arabischen Legion, des äußerst beweglichen, extrem gut ausgebildeten und von britischen Offizieren geführten militärischen Arms von Abdullah, dem König von Transjordanien.

„Da wir jetzt in Transjordanien sind," fragte ich ihn, „können Sie mir sagen, ob der kleine Bach, den wir gerade überquert haben, der Jordan war?"
Er lachte. „Selbstverständlich, mein Herr. Das war der Heilige Fluß. Ihr Europäer erwartet immer, daß er aussieht wie die Seine in Paris. Aber wieviel Wasser braucht man denn, um ein paar Christen zu taufen?" Er dachte ein Weilchen nach und fügte dann noch hinzu. „Die Juden haben einen großen Staudamm am Yarmuk gebaut, der früher viel Wasser in den Jordan geführt hat. Sie erzeugen dort Elektrizität."

Das Jordantal ist tatsächlich eines der größten geologischen Verwerfungen der Erde. Es reicht von oberhalb des Galiläischen Meeres durch das Tote Meer bis zum Arabischen Golf am Roten Meer. Es ist eng, tief eingeschnitten und stets schwül-heiß unterhalb des Meeresspiegels. Die östliche Seite des Jordantals ist bedeutend steiler als die Seite von Palästina. Wir fuhren auf einer Schotterstraße, die in steilen Serpentinen hinauf zum oberen Plateau führte. Unser Fahrer schaltete in den ersten Gang und trat das Gaspedal bis zur Bodenplatte durch, eine Hand am Lenkrad, die andere Hand auf der Hupe. Er griff die Straße an, als ob sie ihn beleidigt hätte, schnitt jede Kurve, quälte die Gänge und hupte bei jeder Kehre. In einer Kurve schleuderte das Auto auf dem Schotter und nur mit großer Mühe bekam er es wieder unter Kontrolle, noch gerade rechtzeitig, bevor wir über den ungesicherten Rand hinunterstürzten.

Dann auf einmal röhrte Lightfoot: „Alec, meine Güte, sag dem Blödmann, er soll langsamer fahren und aufhören die Kurven zu schneiden."
Mein Französisch war nicht gut genug, um es wörtlich zu übersetzen, aber Armand hatte es verstanden. Er sah verletzt aus. „Was wissen diese amerikanischen Unmenschen davon, wie man in unseren Bergen fährt?" murmelte er in sich hinein. „Alle fahren wir hier so. Es ist die sicherste Art." Und fuhr genauso weiter wie bisher.

Lightfoot schrie erneut ohne meine Übersetzungshilfe zu erwarten: „Stop sofort dieses verdammte Auto! Halte an oder ich schlage Dir Deinen verdammten Schädel ein! Stop sofort!"
Armand hätte dieses Kommando wohl in jeder Sprache verstanden und widerwillig brachte er das Auto zum Stehen. Lightfoot ließ ihn aussteigen und tauschte mit ihm die Plätze. Von da an war die Fahrt ereignislos friedlich. Der einzige nervöse Mitfahrer war Armand. Einige Jahre später, als ich die Gelegenheit hatte, diese engen, kurvenreichen Gebirgsstraßen hinauf auf die wunderschöne Hochebene des Libanons zu fahren, stellte ich fest, daß Armand recht gehabt hatte. Alle Araber fuhren tatsächlich so wie er damals. Die stummen Zeugen von deren Wahnwitz konnte man in Form von einer Menge Schrottautos unten in der Schlucht liegen sehen.

Als wir weiter in östliche Richtung fuhren, schien es, als wenn wir in alte historische Zeiten zurückgeführt würden. Das Land wurde flach, nur gelegentlich von trockenen Schluchten durchzogen. Hier und dort standen einige Lehmhütten, eine kleine Kirche oder ein moslemischer Schrein, der zeigte, daß es ein arabisches Dorf war. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich einen arabischen Bauer bei der Arbeit sah mit seinem langen Gewand in den Gürtel hochgesteckt. Ich mußte unwillkürlich an das Bibelwort „seine Lenden gegürtet ..." denken. Er lenkte einen kleinen, hölzernen Pflug, gezogen von einem höchst unpassend zusammengestellten Paar – ein Kamel und ein Esel! Der Boden sah trocken und staubig aus, durchsetzt mit kleinen Steinen. Weit und breit kaum ein Baum. Ich fragte Armand, der immer noch beleidigt war, wie diese Gegend heißt. „Der Hauran" war seine Antwort. Ich erinnerte mich, daß ich irgendwo gelesen hatte, das Hochplateau östlich des Jordans wäre einst die Kornkammer Roms genannt worden. Zu römischer Zeit hatte der Hauran den besten Mutterboden, die Felder waren von Plantagen und Wäldern umgeben, die wiederum den Leben spendenden Regen erzeugten. Das Klima war damals noch anders. Aber durch die Torheit der Menschen, und durch die andauernden Kriege

und durch den Raubbau der Wälder, wurde dieses landwirtschaftlich reiche Land zu einer erbärmlich armen Gegend herabgewirtschaftet, die unfähig ist, die wenigen Menschen, die dort noch leben, zu ernähren.

Wir fuhren weiter in östlicher Richtung, das landwirtschaftlich bebaubare Land, soweit es das war, ging über in nicht bebaubares, trockenes Hügelgelände und dann in eine erstaunlich flache Ebene, die sich von Horizont zu Horizont ausdehnte. Wir nahmen kein Lebenszeichen mehr wahr, bis wir zur Pipeline Operationsbasis der I.P.C. „Mafraq" kamen.

Ein hoher Drahtzaun umgab ein Gelände mit barackenähnlichen Gebäuden mit Wellblechdächern und Zelten. Keine Bäume, kein Gras. Wären da nicht eine Menge schwarzer, niedriger Zelte außerhalb des Zaunes gewesen, Mafraq hätte ausgesehen wie ein Lager für Kriegsgefangene.

Dies war das Versorgungslager für die Arbeiten an der Pipeline und es herrschte eine auffallende Betriebsamkeit. Geologen hatten in diesem Wüstenstreifen Wasser entdeckt, was Mafraqs Lage am Rande der Syrischen Wüste zu einem idealen Standort machte. Reihen von neuen Lkws, Schweißgeräten, Traktoren, Kompressoren und Gerätschaften für den Straßenbau standen zwischen den Bergen von 12-Inch-Röhren.

Wir setzten Charlie Boatman in Mafraq ab und fuhren weiter über die Straße zu einem völlig anderen Feldlager: Zahlreiche weiße Leinenzelte umgeben von sauber aufgereihten schwarzen Zelten, hier und da eine Wellblechhütte und im Hintergrund zwei Tankstellen in Form von großen Eisentanks, einer beschriftet mit „Benzin" und der andere mit „Wasser". Dies war ein komplett verlegbares Lager für Mensch und Material als Teil des aktuellen Montageprogramms der Pipeline.

Wir würden von Mafraq aus auf 15 Meilen Rohre verlegen, erklärte mir Lightfoot, dann würde das Lager von hier aus 30 Meilen weiter in die Wüste vorgeschoben. Vom neuen Standort aus würden wir dann jeden Tag dort in Richtung Lager weitermachen, wo wir vorher aufgehört hatten, dann am Lager vorbei und wieder 15 Meilen weiter in die Wüste und das Lager würde dann wieder 30 Meilen verschoben werden. Und so würde es fortlaufend weitergehen, bis wir die irakische Grenze erreicht hätten. Dort würden wir dann auf einen anderen Trupp stoßen, der bei den Ölfeldern von Kirkuk im Irak beginnend, Rohre bis zum Treffpunkt an der Grenze verlegt hat.



Lightfoot ließ mich wissen, daß Jock Vester, der stellvertretende Lagerleiter, mich herumführen und mir alles zeigen würde. Ich freute mich auf das Treffen mit Jock. Seine Schwester, Tanetta Payne, war in Haifa Jenias Nachbarin und gute Freundin. Und sie war der Meinung, wir würden uns gut verstehen.

Ich fand Jock im Gespräch mit zwei Arabern. Er war ein gut aussehender junger Mann, etwa ein oder zwei Jahre älter als ich, mit strahlenden blauen Augen und einem tief sonnengebräunten Gesicht. „He, Alec," lachte er mich an. „Ich habe schon gehört, daß Du angekommen bist, und warte schon, um Dir alles zu zeigen. Komm, ich führe Dich durchs Lager. Aber vorher möchtest Du Dich sicherlich etwas einrichten und Dich frisch machen."

Er öffnete den Zugang zu einem der weißen Zelte und zeigte mir eine geräumige Ecke mit einem Eisenbett und einer bequem aussehenden Matratze, einem Nachttisch, einer Wäschetruhe, darauf eine Waschschüssel und ein Wasserkrug, eine Kerosinlampe und ein aufrechtstehender Kerosinofen. Im Hintergrund, durch einen Vorhang abgetrennt, standen eine runde Zinkwanne und eine tragbare Toilette.

„Da muß aber ein Versehen vorliegen," protestierte ich, „Ich bin als einer der einheimischen Mitarbeiter eingestellt worden und mir wurde gesagt, ich würde mit einem Araber untergebracht werden."
Jock lachte. „Nein, Alec, Lightfoot läßt eine derartige Diskriminierung in seinem Lager nicht zu. Als er die Leitung hier übernahm, stellte er fest, daß zwei deutsche Traktorfahrer und ein englischer Mechaniker in Zelten der Zweiten Klasse untergebracht worden waren und in der Kantine der Araber essen mußten. Das hat ihn wütend gemacht und er entschied: ‚Da sie Weiße sind, gehören sie in meinem Lager in die Erste Klasse'. Übrigens, ich bin auch einer der einheimischen Angestellten. So, und nun bist Du hier und hast diese palastähnliche Unterbringung und Du wirst das essen, was auch für die Amerikaner zubereitet wird.
Immer für drei Zelte ist ein sudanesischer Diener, ein ‚Sufragi', zuständig. Der Eure ist Ahmed, und ihr müßt ihn euch mit zwei anderen Zelten teilen. Er wird Dich morgens wecken, wird auf Deinen Wunsch hin Dir ein warmes Bad bereiten, wird aufpassen, daß Du Wasser zum Rasieren hast, wird im Winter den Ofen bedienen, und alles andere, was Du ihm aufträgst, erledigen. Nur nebenbei, das syrische Wüstenplateau liegt zwischen 300 und 1000 m über dem Meeresspiegel und im Winter gibt es schon gelegentlich morgens Eis.
Ist es nicht das Beste, Du räumst jetzt erstmal ein und wir treffen uns dann, wenn Du fertig bist, zu einem Tee im Messezelt?"

Ich war überglücklich. Hatte ich doch uneingeschränkt einen untergeordneten Status erwartet, aber das Glück war mit mir – dank Herrn Lightfoot.

Das Messezelt war lang und schmal, gerade so breit, daß ein langer Tisch und Stühle hineinpaßten. Die Küche trennte die Eßbereiche der Ersten und der Zweiten Klasse. Der einzige Unterschied zwischen den beiden war, daß es in der Ersten Klasse mehr anglo-amerikanische Gerichte gab und in der Zweiten Klasse arabisches Essen ausgegeben wurde, beides in bester Qualität. Das Küchenpersonal und die Bedienung bei der Ersten Klasse waren senegalesische „Sufragis", große, sich würdevoll bewegen-

de Schwarze mit Narben als Zeichen der Stammeszugehörigkeit auf den Wangen oder Schläfen. Im wahrsten Sinn des Wortes hatten sie in ganz Palästina, Ägypten und dem Sudan das Monopol, Diener, Koch, Barkeeper oder Kellner bei den Briten und allen anderen Europäern zu sein. Während der Arbeit trugen sie immer eine makellose, bis zu den Knöcheln reichende Tunika, als Gürtel einen scharlachroten Kummerbund und den gewohnten roten Fes. Während des Servierens trugen sie weiße Handschuhe, da bei Tisch nichts Schwarzes zu sehen sein sollte, weil das für unappetitlich gehalten wurde. Ihr Stolz auf ihren Beruf war wohl verdient. Nahezu ohne Ausnahme waren sie loyal und hoch motiviert, alles in allem exzellente Bedienstete.

Nach unserem Tee schlug Jock noch einen Drink in der Mafraq-Bar vor, wo er mich mehreren Amerikanern vorstellte, die bereits im Lager eingetroffen waren. Der Rest der Belegschaft, zu 90 Prozent Amerikaner, einige Engländer und ein libanesischer Arzt, der auf der amerikanischen Universität in Beirut studiert hatte, sollte erst in ein oder zwei Tagen kommen.

Der Rest der Arbeiterschaft sollten Araber sein. Und die Einstellung ungelernter Arbeiter hatte bei I.P.C. gerade die erste Priorität.

Gewöhnlich wurden sie aus der Gegend rekrutiert, durch die die Rohrleitungen gerade gelegt wurden. In diesem Fall waren es die Wüste und die Männer der Wüste, die Beduinen. Sie bewarben sich in großer Anzahl und brachten gleich ihre Familien, Kamele, Schafe und ihr universelles, schwarzes Zelt mit. Sie hatten keine Ahnung, welche Arbeiten von ihnen erwartet wurden und zu welchem Vorteil für sie selbst. Der Zuständige für die Einstellung war ein Brite, ehemaliger Militärangehöriger und pensionierter Polizeioffizier, der arabisch sprechen konnte. Die Vorgehensweise war gut organisiert, jedoch gräßlich langsam. Sie öffneten das Tor jeweils nur für eine kleine Gruppe von Beduinen. Die Alten und Verkrüppelten wurden gleich wieder zurückgeschickt. Gruppen zu etwa 25 von ihnen mußten sich auf den Boden hocken. Von diesen wurden dann immer fünf zur medizinischen Untersuchung ins Krankenrevier geschickt. Viele Bewerber brachen hier bereits ab, denn Beduinen halten es bei einem Mann für unmoralisch, wenn er einen anderen Mann nackt sieht. Diejenigen, die sich weigerten sich auszuziehen, wurden ohne Wenn und Aber wieder aus dem Lager entfernt.

Ungefähr eine Hälfte der Übriggebliebenen fiel durch den medizinischen Test. Meine romantische Vorstellung vom arabischen Nomaden, als den auf einem weißen Hengst auf einem Dünenkamm dahinpreschenden Superkerl war bald erheblich erschüttert. Diese Beduinen waren unterernährt, verkrüppelt, hatten Augenentzündungen und so manches Hautleiden. Alle, die den medizinischen Test bestanden hatten, mußten sich den Bart abrasieren und die Kopfhaare abschneiden lassen. Viele protestierten, weil sie glaubten, ihre Stärke zu verlieren, wenn ihnen das Haupthaar abgeschnitten würde (Schatten von Delilah, die dem Samson die Locken abgeschnitten hatte. Wie hartnäckig sich doch uralte Überzeugungen halten können!).

Es stellte sich bald heraus, daß nicht einmal genug Beduinen zur Verfügung standen, um wenigstens die Hälfte des Bedarfs abdecken zu können. Außerdem war es zweifelhaft, ob diese Wüstenbewohner, unterernährt und ungewohnt schwer zu arbeiten, überhaupt den harten Einsatz würden erbringen können, der von ihnen verlangt werden mußte. Daher wurde die Kunde, daß Arbeitsplätze zu vergeben wären, in die Dörfer des Hauran gebracht. Es dauerte nur eine kurze Zeit und schon strömten die Bauern heran. Es waren notleidende Fellachen. Sie waren steinarm, aber besser ernährt als die Beduinen und mit Sicherheit bestens vertraut mit täglicher Schwerstarbeit. Merkwürdigerweise erschienen die meisten von ihnen mit Gewehren und Munitionsgurten. Später erfuhr ich, daß diese Leute, die am Rand der Wüste lebten und lange Zeiten von den Beduinen ausgeraubt worden waren, davon überzeugt waren, daß der „Pax Britannica“, der den Wüstenstämmen von der britisch geführten Arabischen Legion auferlegt worden war, nicht zu trauen sei.

In den nächsten Tagen füllte sich unser Lager mit Menschen und weiterem Material. Rohre wurden mit Lkws viele Meilen entlang ausgelegt, Maschinen zusammengesetzt und getestet. Es waren geschäftige und verwirrende Tage. Schließlich kam der Tag, an dem die Arbeiter zum Ausgangspunkt gefahren wurden und in Gruppen zu je zwanzig Mann entlang der Linie, die unsere Landvermesser vorher festgelegt hatten, verteilt wurden. Ich begleitete Lightfoot, um möglichst viel zu lernen. Als das Werkzeug an die Arbeiter ausgegeben wurde, wählte sich jeder je nach Laune entweder nur eine Schaufel oder nur eine Spitzhacke. So kam es, daß immer einer arbeitete und der andere zusah. Als Lightfoot das sah, stoppte er die ganze Arbeit und befahl dem die Aufsicht habenden Araber, daß jeder Mann eine Schaufel und eine

Hacke zu bekommen und zu benutzen habe und es keinen Leerlauf mehr geben dürfe.
„Aber, Herr," protestierte der Vorarbeiter, „das ist unsere Art zu arbeiten. Wir arbeiten immer so. Ein Mann die Schaufel, der andere Mann die Hacke."
„Nicht aber auf meinen Arbeitsstellen! Sage den Bastards was ich angeordnet habe!"
„Aber, Herr, ..."
„Nun paß gut auf. Ich möchte keine frechen Antworten von Dir mehr hören. Wenn Du nicht das machst, was ich anordne, hole ich einen anderen Vorarbeiter, um diese Männer zu beaufsichtigen. Nun geh und sag es ihnen."
Damit fing der Vorarbeiter an, den Leuten zu erklären, was Lightfoot bestimmt hatte. Normalerweise willigen Araber gleich ein. Jetzt entstand eine große Debatte mit viel Gestikulieren und mit Austauschen von Argumenten.
Lightfoot schrie: „Verflucht, ich habe niemanden um Widerworte gebeten. Jetzt sag den Bastards, daß sie das tun sollen, was ich befohlen habe!"
Die Leute stellten sich auf einer Seite zusammen, warfen ihr Werkzeug fort und griffen zu ihren Gewehren und bildeten trotzig eine geschlossene Reihe.
Lightfoot gab dem Lkw-Fahrer ein Zeichen, unmittelbar hinter die Gruppe zu fahren.
„Herr, was machen Sie?" schrie der Vorarbeiter.
„Wenn sie nicht an die Arbeit gehen, schicke ich sie zurück nach Mafraq und laß sie auszahlen. Jetzt sag ihnen, sie sollen ihren Hintern auf den Lkw bewegen."
Das beendete den Aufstand. Unverzüglich begaben sich die Leute an die Arbeit, jeder mit Schaufel und Spitzhacke. Lightfoot lachte und sagte dem Vorarbeiter: „Teil ihnen mit, daß sie eine Woche lang doppelte Essensrationen bekommen, damit sie wirklich wie Männer arbeiten können."
"Essensrationen, Herr?"
"Ja, Essensrationen. Lebensmittel!"
Diese Zusage wurde mit größter Freude angenommen.
Wir begrüßten alle das strenge Vorgehen von Lightfoot. In den kommenden Monaten haben wir alle von dieser Disziplin profitiert. Wir kamen so viel schneller voran im Vergleich zu dem Team, das uns von Kirkuk entgegenarbeitete, deren Leiter gegenüber der „Ein-Mann-Ein-Werk-

zeug“ Tradition kapituliert hatte. Dadurch hatten wir fast jeden Sonntag während unserer Zeit in der Wüste arbeitsfrei.

Ich fand heraus, daß es meine Aufgabe als „Wegerecht“-Vormann war, mit einer Gruppe von Arbeitern und dem notwendigen Gerät die Strecke vor der Kolonne, die den Graben auszuheben hatte, freizumachen. In den Vereinigten Staaten war das oft eine sehr wichtige Arbeit. Bäume müssen gefällt werden, Feuchtstellen sind aufzufüllen und Durchlässe einzufügen, wenn Zäune im Wege stehen. Das Verlegen der Rohrleitungen führt auch durch landwirtschaftlich genutztes Gelände und mit dessen Eigentümern muß diplomatisch verhandelt werden. In der Syrischen Wüste war die Situation jedoch völlig anders.

Mir wurde eine kleine Gruppe Arbeiter und ein eingeborener Vorarbeiter zugeteilt und wir wurden mit einem Lkw ganz an die Spitze des vorgesehenen Streifens gefahren. Dort setzte uns der Fahrer ab und fuhr zurück ins Lager. Ein leeres, leicht hügeliges, ödes, mit Steinen übersätes Gelände breitete sich vor uns aus, soweit das Auge reichte. Da war nichts, was weggeräumt werden mußte, nichts was gefällt werden mußte und auch niemand, mit dem verhandelt werden mußte. Meine Crew stand da, mit Gewehren, Schaufeln, Hacken und Freßpaketen und sah mich erwartungsvoll an. So auch der Vorarbeiter. Was mir vorher gar nicht aufgefallen war und mich jetzt erstaunte, war seine Ähnlichkeit mit einem russischen Kosaken. Er war von großer Gestalt, mit einer Karakul Pelzmütze auf dem Kopf und mit einem heftig gewichsten Schnurrbart. Er trug die typische lange, dunkle kaukasische Wolljacke mit aufgenähten Patronentaschen quer über die Brust und lockere Hosen in glänzend geputzten, knielangen Stiefeln.
„Spricht Du Englisch?“ fragte ich ihn.
„Jawohl, mein Herr,“ gab er zur Antwort mit militärischem Gruß.
„Weißt Du, was wir hier machen sollen?“
„Jawohl, mein Herr!“ und noch ein Gruß mit Hand an der Mütze.
„Nun, und was sollen wir hier machen?“
„Jawohl, mein Herr!“ und nochmals der Gruß.
Das war wohl der ganze Umfang seiner Englischkenntnisse.
Einer Intuition folgend sprach ich ihn auf Russisch an. Er strahlte und seine dunklen Augen leuchteten. Er sprach recht gut Russisch mit einem starken kaukasischen Akzent. Daraufhin stellte ich ihm meine Frage in Russisch und erhielt die Antwort: „Wenn Sie uns sagen, wo wir graben sollen, fangen wir sofort an.“

Ich zeigte auf die Grenzstangen der vermessenen Linie und forderte ihn auf, seine Leute aufzuteilen und mit dem Graben zu beginnen. Dabei konnte ich ihnen noch nicht einmal sagen, wie weit und wie tief sie graben sollten, weil ich selbst keine Ahnung hatte. Die Araber waren aber eine unbeholfene Führung gewohnt und gingen fröhlich ans Werk.

Ich setzte meine Unterhaltung mit dem Vorarbeiter fort. Es stellte sich heraus, daß er Tschetschene war, ein moslemisches Volk im russischen Kaukasus. Er hieß Nureddin. Als Kosak in der russischen Armee hatte er im russisch-japanischen Krieg 1905 in der Mandschurei gekämpft und war auch in der russischen Revolution auf der zaristischen Seite involviert gewesen. Nachdem die Bolschewiken gesiegt hatten, war er geflohen und durch die Türkei und durch Syrien auf die Oase Sukhne, südöstlich von Mafraq, gekommen. Er sagte, daß er Verwandte dort hat, die lange vor dem Ersten Weltkrieg dorthin ausgewandert waren, zu der Zeit, als dieses Gebiet noch Teil des türkischen Imperiums war.
Es gäbe dort viel Wasser, erzählte er, jedoch sei es zum Trinken nicht genießbar. Im Winter sei es heiß und kalt im Sommer. Diese Aussage kam mir sehr verblüffend vor. Später fragte ich einige Englisch sprechende Araber danach. Sie alle bestätigten mir, daß das Wasser in Sukhne im Winter heiß und im Sommer kalt ist. Dafür steht auch der Name Sukhne, was auf Arabisch „heißes Wasser“ bedeutet. Ich nahm mir vor, mir dieses Phänomen eines Tages selbst anzusehen. Außerdem wollte ich das Rätsel einer kleinen Gruppe tschetschenischer Bauern lüften, die ihre angestammte Heimat in den kaukasischen Bergen verlassen hatte, um sich auf einer meilenweit von Wüste und erbarmungslosen beduinischen Räubern umgebenen Oase niederzulassen. Ich hatte Grund, um an der Geschichte meines Kosakenfreundes Nureddin zu zweifeln, weil er, als er meinen Namen hörte und erfuhr, daß mein Vater am russisch-japanischen Krieg teilgenommen hat, er sofort eine Freund-schaft mit Kapitän von Drachenfels vorgab und ihn endlos lobte. Zunächst war ich höchst aufgeregt über diesen großartigen Zufall. Aber bald war mir klar, daß ein kosakischer Kavallerist unmöglich einen Marienoffizier getroffen haben kann, dessen Schiff von der japanischen Küstenartillerie versenkt worden war, lange bevor es die Mandschurei überhaupt hätte erreichen können.

Nach wenigen Tagen wurde ich gewahr, daß es in der Syrischen Wüste keine Arbeit für einen „Wegbereiter“ gab. So wurden mir einige Arbeiten im Lager übertragen. Lightfoot war kein Mann für Schreibtisch-arbeit, und so übernahm ich es, die täglichen Arbeitsberichte zusammen-

zustellen. Dabei stellte ich fest, daß der arme Mann Analphabet war. Er war in Oklahoma, lange bevor dieses Indianergebiet 1907 in die Vereinigten Staaten aufgenommen wurde, geboren worden. Es gab noch weitere Amerikaner im Lager, die in dieselbe Kategorie fielen.

Als am Ende das 19. Jahrhunderts ein Menschenstrom gen Westen zog, um sich im westlichen Teil Amerikas niederzulassen, nahmen sich die Siedler das Land von den Indianern und behielten es unrechtmäßig mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zur eigenen Nutzung. Das waren die echten „*Sooner*" (Frühzeitigen), Leute, die nach Oklahoma zogen, bevor (*sooner as*) das Gebiet zur Ansiedlung freigegeben worden war. Keine Schulen existierten. Auch gab es keine staatliche oder politische Organisation, die Geburtsurkunden hätte ausstellen können. Also, keine Urkunden für diese Siedler. Aber der Nachweis der Geburt ist erforderlich, um einen Paß zu bekommen. „Was habt Ihr gemacht, um das Problem zu umgehen?" fragte ich einen dieser Amerikaner.
„Oh, zum Teufel," sagte er, „das war ganz einfach. Man gab einem Trunkenbold in der Stadt einen Fünfdollarschein und dieser Kerl leistete den Eid, daß er dich schon dein Leben lang kennt und auch deine Eltern."

Ich wurde auch zuständig für das Werkzeug- und Ersatzteillager. Niemand sagte mir was bzw. wie ich es machen sollte. Ich glaube, die nahmen an, ich wüßte es von selbst. Ich konnte es einfach von niemandem erfahren, weil die Pipelineleger keine Ratschläge oder Meinungen über die Arbeiten anderer abgeben. Alle hielten sich selbst für einen Meister ihres Faches und jeglicher überflüssige Rat würde zu einem echten Streit führen. Jeder dieser Männer wachte eifersüchtig über seine eigenen Erfahrungen und zögerte daher, davon etwas einem anderen beizubringen. Es gab bei ihnen das Sprichwort: „Bring einem Tagedieb etwas bei, und morgen hat er Deinen Arbeitsplatz".

Lightfoot erklärte mir jedoch alles, soweit er es selbst wußte. Er gab mir die täglichen Arbeitszettel und sagte: „Du gehst nach der Arbeit herum und bittest die Truppführer, Dir sämtliche Fragen zu beantworten. Sie werden das nicht gut finden. Und wenn die im Hauptbüro wissen wollen, was wir machen, sollen sie herkommen und es sich selbst ansehen. Und laß Dir keine Frechheiten gefallen. Sag einfach, Lightfoot hat es so angeordnet."

Im Werkzeug- und Ersatzteillager erwartete mich ein fürchterliches Durcheinander. Die meisten Sachen waren noch verpackt. Ich wußte nur wenig über Mechanik, ich wußte gerade genug, um zu erkennen, daß alle Verbrennungsmaschinen beschlossen hatten, mich als ihren Feind anzusehen, und sie tun es noch bis auf den heutigen Tag. Jock half mir, alles auf den Regalen unterzubringen. Ich war dann fertig fürs Geschäft, ein Stapel mit Formularen, mit jeweils fünf Durchschlägen für die Ausgabe, lagen wie gefordert in meiner Ecke bereit.

Der erste Pipelinearbeiter an meiner Holländischen Tür sah sich mürrisch um. „Was zum Teufel machst Du da drinnen?“ wollte er wissen. Ich antwortete ihm ganz höflich, da es ein recht großer und primitiv aussehender Kerl war: „Ich nehme an, daß ich hier der Zuständige bin. Du sagst mir, was Du haben möchtest, ich werde es für Dich holen und dann unterschreibst Du mir den Empfang.“
Er sah mich wütend an. „Öffne diese verdammte Tür! Und dann kannst Du Dir diese Formulare in den Hintern stecken, Kleiner.“
Er sah mich an, als ob er gleich zuschlagen wollte. Schnellstmöglich machte ich die Tür auf und sprang zur Seite. Er raste hinein, bediente sich selbst an den Regalen und eilte fluchend und außer Atem davon.

Das war wohl kaum der Weg um ein Lager zu führen. Ich rief meinen Kontaktmann in Haifa an, es war derselbe Bill Cooper, der so nett zu mir bei der Einstellung gewesen war, und erklärte ihm mein Dilemma. Er lachte von ganzem Herzen.
„Schau, Alec, mach Dir nichts daraus und vergiß Bescheinigung und allen Papierkram. Laß sie sich holen, was sie benötigen. Sie würden es sich doch nicht holen, wenn sie es nicht brauchen würden. Verfolge lediglich den Bestand und fordere rechtzeitig Nachschub an. Halt mich auf dem Laufenden.“

Um die Informationen für den täglichen Arbeitsbericht zu bekommen, mußte ich fünf Pipeliner, die die verschiedenen Montageabschnitte leiteten, nach dem Abendessen in deren Zelt befragen. Wie schon Lightfoot vorausgesagt hatte, faßten sie dies als ein übles Anzeichen dafür auf, daß sie angeblich ihre Arbeit nicht ordentlich verrichten würden und daher eine tägliche Überwachung notwendig sei. Einige weigerten sich zunächst, mir irgendwelche Informationen zu geben, andere wollten mir einen Streich spielen und gaben mir abstruse Daten und unmögliche Erfolgsmeldungen. Nichts über deren Arbeit wissend,

konnte ich Wahrheit und Lüge nicht unterscheiden und schrieb alles ganz sorgfältig auf. Einige meiner ersten Meldungen waren nicht nur irreführend, sondern auch urkomisch. Eine Meldung behauptete, daß der Trupp, der die bereits zusammengeschweißten Rohre in den Graben zu legen hatte, den Schweißern voraus gewesen sei. Dabei mußte doch zunächst zusammengeschweißt werden und erst dann konnte logischerweise verlegt werden. Lightfoot bekam dafür ein Donnerwetter vom Büro in Haifa. Er gab es weiter und stauchte die „Lieferanten", die mir falsche Meldungen gegeben hatten, in seiner bulligen Art zusammen. Das förderte zwar nicht meine Popularität, aber nach und nach kapierten die Männer, daß die täglichen Meldungen vom Hauptbüro gefordert wurden und ich nur die Zusammenstellung der Meldungen zu machen hatte.

Eines Abends traf ich bei meinem Rundgang in einem der Zelte eine Gruppe von fünf oder sechs Pipelinern bei einer Flasche Whisky zusammensitzend. Sehr, sehr respektvoll fragte ich den höher thronenden Gastgeber: „Könnte ich bitte Ihren Arbeitsbericht bekommen?"
„Sicher," grinste er mich an, „wenn Du Manns genug bist."
Was sollte das schon wieder bedeuten? Sollte ich etwa mit diesem Koloß darum kämpfen? Heute und jeden Tag wieder? Ich sah leicht zitternd zu ihm hinauf.
Einer der anderen Männer sagte mit einem fetten Lachen zu mir: „Beachte ihn gar nicht. Er veralbert Dich nur, weil Du jeden Abend wie auf Katzenpfoten Deine Runde schleichst. Warum machst Du das denn so sanft? So benimmt sich doch kein Mann. Es sei denn, Du bist ein Angsthase. Wenn Du etwas haben willst, warum fragst Du nicht einfach danach? Na, komm setz Dich und trink einen Schluck."
Angsthase! Aber jetzt werde ich es ihnen zeigen. Noch nie hatte ich puren Whisky getrunken, aber ich nahm die Flasche, wischte sie, wie es die anderen auch gemacht hatten, oben ab und nahm einen Riesenschluck. Als ich den Whisky in die Kehle bekam, dachte ich, ich würde ersticken oder in Flammen aufgehen, oder beides gleichzeitig. Ich drehte mich um und spuckte alles aus. Zum Glück merkten die anderen es nicht. Sie wurden durch die lange Erzählung aus Abelene in Texas abgelenkt, wo zwei von ihnen den Sheriff bis zur Bewußtlosigkeit betrunken gemacht und nackt ausgezogen und ihn dann in eine Hängematte im Garten des Friedensrichters gelegt hatten. „Am nächsten Morgen, wir waren schon längst aufgebrochen," beendete der Erzähler fröhlich lachend seine Geschichte, „hätten wir gerne gesehen, wie dieses fette Biest aufgewacht ist und sich nackt gesehen hat. Wir sind alleine bei

dem Gedanken vor Lachen fast gestorben." Er wischte sich mit einem dreckigen Taschentuch die tränenden Augen und griff nach der Flasche, die ich nur zu gerne los wurde. Seine Zuhörer schüttelten sich vor Vergnügen.

Am folgenden Abend war es schon leichter, einen Zug aus der Flasche zu nehmen. Ich stolperte zurück in mein Zelt, mit dem angenehmen Bewußtsein, daß man begann, mich zu akzeptieren. Mit der Zeit konnte ich dank meines Sprachgefühls den „Prärie-Akzent" und die Ausdrucksweise meiner Trinkkumpane selbst sprechen. Ich fluchte bestens in deren Art und Weise und lief sogar eine Weile mit einem Knäuel Kautabak in der Beckentasche herum (ein widerliches Zeug).

Meine endgültige Akzeptanz als „Pipeliner" erfolgte an meinem 21. Geburtstag, am 7. April 1933. Im März war meine Mutter nach Haifa gekommen. Vorher hatte sie ihre Pension in Schanghai verkauft, um sich zu ihrer Familie nach Palästina abzusetzen. Ich wollte sie unbedingt sehen. Da die Montage der Pipeline noch nicht so voll am Laufen war, ergab es sich, daß ich einige Tage Urlaub nehmen konnte. Mit der Erlaubnis von Lightfoot schloß ich mich einigen Pipeliners bis nach Tiberias am Galiläischen Meer an. Von dort aus genoß ich eine angenehme Fahrt mit dem arabischen Bus nach Haifa.

So war ich wieder bei Jenia und Lawrie, und es war einfach wundervoll Mamachka wiederzusehen. Natürlich fragte sie mich gleich nach meiner Arbeit und nach meinen Kameraden aus. Ist es nicht sehr gefährlich so in der Wüste und den wilden Stämmen zu leben, wollte sie wissen. Sie hörte sich meine Antworten kaum an, sondern vertilgte mich fast mit ihren Blicken und wartete auf den besseren Teil des Berichts ihres brillanten Sohnes, nämlich den über seine verantwortungsvolle und würdige Position bei I.P.C.

„Alesha," fragte sie, „warum trägst Du nicht einen gut aussehenden Sommeranzug mit einem Schlips anstelle dieser Kakishorts? Würden Dich Deine Männer nicht mehr respektieren, wenn Du korrekt gekleidet wärst?"
„Aber, Mamachka, ich habe doch nicht eine derartige Arbeit. Ich bin immer draußen. Und alle tragen bei uns Kakihemden und Kakihosen. Die Amerikaner tragen lange Kakihosen, aber Jock und ich bevorzugen diese Shorts."

„Nun," ihre Stimme klang enttäuscht und einwenig verletzt, „Du weißt doch, ich habe Dir immer gesagt, es sei sehr wichtig, immer richtig gekleidet zu sein."
„Bitte, Mamachka, ich bin richtig angezogen für die Arbeit, die ich mache."
Ich konnte förmlich sehen, daß ich sie in keiner Weise überzeugt hatte, und stellte dabei fest, wie weit ich mich inzwischen von ihrer Welt entfernt hatte, von der vornehmen Welt eines Königs Edward, in der sie noch immer lebte.
Ich vermißte so sehr die Neuheit und das Aufregende der Wüste und war unwahrscheinlich befriedigt, ein Teil dieses monumentalen Projekts zu sein und ich konnte es kaum erwarten, zurückzufahren. Leicht hätte ich noch einen Tag bleiben können, um meinen 21. Geburtstag im Kreis meiner Familie zu feiern. Zu jeder Zeit hätte ich eine Fahrgelegenheit mit einem Pkw oder Lkw von I.P.C. gehabt, denn die fuhren jetzt täglich nach Mafraq. Aber ich war viel zu ungeduldig und haute ab.

Ohne mir über mein Tun klar zu werden, log ich meine Mutter an und gab vor, ich könne nicht länger bleiben, da es wichtig sei, daß ich auf meinen Posten zurückkehre, und deshalb müßte ich mich mit meinen Kollegen am 6. in Tiberias treffen. Das war gemein von mir. Sie war sehr enttäuscht. Sie hatte ihre Abreise von Schanghai extra so geplant, damit sie mit mir mein Mündigwerden feiern könnte. Für mich war es der Tag meiner Unabhängigkeitserklärung. Es war aber am Ende ein dump-fer Triumph, denn er ließ ein Schuldgefühl zurück, das mich für den Rest meines Lebens nicht mehr losließ und mir an jedem meiner Geburtstage immer wieder bewußt wird.

Am Abend des 6. erreichte ich Tiberias und fand auch gleich meine Pipeliner in der einzigen Bar des Ortes, die sich bequemlicherweise auch im einzigen Hotel des Ortes befand. Sie waren dort, soweit gut, aber alle waren sie von der Rolle. Alle hatten sie Mitleid miteinander, beklagten sich bitterlich. „Da ist wirklich nichts anzufangen in diesem blöden Nest," erklärte mir einer von ihnen, „keiner spricht Englisch und die Weiber laufen eingepackt wie die ägyptischen Mumien herum, alles in Schwarz. Nichts, als nur Araber mit deren verfluchten, stets ausgestreckten Bettelhand." Und er schnaubte angewidert.

Ein pensionierter englischer Polizist sprach uns vom anderen Ende der Bar an: „Wenn Ihr Burschen einen Bauchtanz in einem Eingeborenencafé sehen wollt, bringe ich Euch gerne dorthin. Und außerdem, es gibt hier

in der Stadt eine Hure, nicht schlecht aussehend. Es wird angenommen, daß sie die Witwe eines gefallenen türkischen Offiziers sei.“ Ein schmieriges Grinsen ging über sein Gesicht. Man sagt, sie hätte ein M.P.L. auf ihrem Hintern tätowiert.“
„Was bedeutet M.P.L.?“ fragte ich.
„Das bedeutet ‚*Mediterranen Pipe Lines*‘,“ sagte Paul Stone.
„M.P.L. Hast Du es denn nicht gesehen? Es steht auf allen unseren Fahrzeugen und all dem verdammten Werkzeug, das wir benutzen.“
Der Engländer lachte. „Genau das ist der Punkt. Jeder Pipeliner, der durch Tiberias fährt, hat es mit ihr. Sie ist daher inzwischen eine Art Besitz der M.P.L. gewoden. Verstehst Du?“
„Oha, da soll mich doch der Teufel holen! Das muß ich sehen.“ Paul Stone war schon etwas älter, zumindest erschien er mir so, ein schlanker, dünner Typ mit einer Hakennase. Ziemlich kleine, helle Augen, rot umrandet und eng zusammenstehend. Als ich ihn noch vor wenigen Tagen auf der Fahrt nach Tiberias gesehen hatte, war er noch verschlossen und schweigsam, einer von den säuerlichen und wortkargen „laß-mich-zufrieden“-Typen. Jetzt, nach nur drei Tagen ständigen Trinkens war er laut und geschwätzig. Ich war mir nicht sicher, ob die Wandlung zu seinem Besseren war.

Die beiden anderen Pipeliners waren Dewey, genannt der Sniffer, weil er immer so nervös den Tabak sniffte, und Joe Gresham, in Erziehung, Sprache und Benehmen einige Stufen besser als die anderen.
Der Engländer kam zu uns herüber und nach einigen weiteren Gläsern zogen wir los zu dem besagten Café.

Es war ein großer Raum voll bis oben mit Arabern, die meisten an einer Wasserpfeife rauchend, eine flaschenartige Konstruktion, so gemacht, daß der Rauch durch Wasser blubbert, bevor er in den Mund des Rauchers gelangt. Die Männer trugen den roten Fes mit der üblichen schwarzen Quaste, europäische Jacketts und die bei den Moslems üblichen sackähnlichen Hosen. Man sagte, die Moslems würden diese voluminösen Hosen tragen, weil sie glaubten, daß, wenn der Prophet Mohammed auf die Erde zurückkehrt, er von einem Mann geboren werden würde. Dies würde voraussichtlich unerwartet geschehen, und man wolle nicht, daß das Kind mit dem Kopf auf den Boden fällt.

Europäer waren nicht zu sehen. Fast jeder trank Kaffee. Whisky gab es auch, fürchterlich grobes Zeug, das aber die Pipeliners mochten, wohl, weil ihre Geschmacksnerven durch das jahrelange Trinken des

„Badewasser-Gins“, betäubt waren. Die „Prohibition“ wurde erst im Dezember desselben Jahres, 1933, aufgehoben.

Auf einer Bühne im vorderen Teil des Raumes war eine 1,8 m Leinwand und eine Reihe schläfriger, arabischer Musikanten, die vor Langeweile vor sich hindösten. Ein Mann erschien auf der Bühne und sagte etwas in Arabisch, was mit einem Tusch und dem Ruf „Viktoria“ endete. Daraufhin kam ein großes, besser gesagt, ein fettes Weib auf die Bühne, in gewöhnlicher Bekleidung mit Schleier wie auf der Straße. Die Zuschauer klatschten halbherzig. Sie nahm den Schleier ab und alle ließen ein deutliches Einatmen hören. Sie sah ganz gut aus, und obwohl die arabischen Anwesenden sie schon oft gesehen hatten, dieses Atmen gehörte einfach dazu, wenn eine arabische Frau ihren Schleier in der Öffentlichkeit abnahm. Dann verschwand sie hinter dem Vorhang und ihre umfangreichen Gewänder flogen aus ihrem Versteck nach vorne. Diese Vorstellung war erstaunlich, denn mit Sicherheit kann keine Frau so viele Kleidungstücke zur gleichen Zeit tragen. Wir erwarteten sie daher völlig nackt.

Ohne ein ersichtliches Zeichen erwachten die Musikanten zu neuem Leben und erfüllten den Raum mit einer wilden, mißklingenden, einheimischen Musik, die aus einem gleichbleibenden, dröhnenden Takt bestand. Viktoria kam hinter dem Vorhang herausgerauscht wie ein voll aufgetakelter chinesischer Klipper, der gegen die wilden Ozeanwellen ankämpft. Sie trug mehrere bauschige Röcke und ihr kolossaler Busen war eingehüllt in Tücher, die durch rüstungsähnliche Metallplatten an ihrem Platz gehalten wurden. Von deren Mittelpunkten hingen Trotteln herab. Ein schwerer Gürtel mit Glocken umgab ihren Leib.

Sie wirbelte ganz anmutig und bemühte sich, die Trotteln schwingen und die Glocken klingen zu lassen. Immer wieder, einfach so mittendrin, hörte die Musik abrupt auf und Viktoria verschwand hinter dem Vorhang, um sich den tropfenden Schweiß vom Gesicht und vom Hals abzuwischen.

Der Raum, gut 200 m unter dem Meeresspiegel, war unwahrscheinlich heiß und feucht und, wie überall, schlecht belüftet. Dem dicken Rauch und dem sauren Geruch von den arabischen Männern, die lange Unterwäsche Sommer wie Winter trugen, konnte nicht genügend Abzug geschaffen werden. Aber es gab nichts anderes, wohin wir hätten gehen

können, nichts sonst anzufangen. So saßen wird dort herum, ergötzten uns an Viktorias Gewackel und tranken den scheußlichen Whisky.

Plötzlich flog die Eingangstür auf. Ein großer, uniformierter, britischer Polizist trat ein und gab mit seiner Dienstpfeife ein schrilles Gepfeife von sich. Die Pipeliners waren perplex. Was war das? Eine Art Überfall? Wir sahen uns verängstigt um. Alles war still. Die Musiker hörten mitten im Takt auf, Viktoria war hinter dem Vorhang verschwunden, die Musikanten packten ihre Instrumente ein und die Gäste bezahlten unbekümmert ihre Rechnung und verließen das Lokal.

Nigel, unser englischer Polizistenfreund, erklärte: „Schon gut, Kumpels, die Vorstellung ist beendet. Die britische Herrschaft hat gesprochen!“

Ich fragte ihn, was dieses ganze Gepfeife auf sich hat.
„Oh das. Das ist lediglich der Weg, um jeden wissen zu lassen, daß es Mitternacht ist, und daß es sehr wohl Zeit ist, zu schließen. Tut dieser Trick nicht Wunder? Was meinst Du?“
Unser Sniffer Dewey sagte ganz traurig: „Und was zum Teufel machen wir nun? (Sniff) Ehrlich gesagt, ich könnte mich jetzt in die Falle hauen (Sniff).“
Ich sagte frohgemut: „Mitternacht ist vorbei. So können wir meinen 21. Geburtstag feiern.“
„Dein was?“
„Meinen 21. Geburtstag. Es wurde soeben der 7. April, mein Geburtstag.“
„Na denn, man brate mir einen Storch! Wir müssen auf den 21. unseres Kleinen einen trinken. Hallo Ober!“ kam es von Paul Stone.
Der Kellner nahm keine Notiz davon. Paul gab ein Röhren von sich und war wie der Blitz auf seinen Beinen. Wie die Blitze sprangen auch Sniffer und Joe von ihren Sitzen und wollten Paul festhalten. Sie hatten ihn schon beobachtet und sie wußten, daß Paul in betrunkenem Zustand unwahr-scheinlich streitsüchtig werden konnte.

Nigel sagte völlig zu Recht: „Sie können Dich nicht mehr bedienen, Paul. Ab Mitternacht ist die Bar geschlossen. Es wäre gegen das blöde Gesetz.“
„Gegen das Gesetz? Bist Du das Gesetz, bist du es? Und das ist anders als das Gesetz bei uns zu Hause. Macht Platz! Und Du gibst mir einen Drink!“ Er machte eine kleine Pause. „Gut, ich habe eine bessere Idee. Gib mir eine Flasche und ich bezahle sie gleich. Wir nehmen sie mit uns.

Wir wollen den Geburtstag dieses Burschen feiern. Also los, Limey, stell Dich nicht an und gib mir eine Flasche."
Nigel lachte. „Sei beruhigt, Paul, Du Yankee, ich werde Dir eine Flasche besorgen."
Sniffer ließ Paul los, sein Gesicht strahlte. „He, auch ich habe eine Idee. Warum gehen wir nicht und sehen nach, ob die Hure wirklich M.P.L. auf den Hintern tätowiert hat? Los, kommt! Nigel, nimm die Flasche und steig aufs Pferd. Du bist der Führer!"

Nigel führte uns stolpernd und winkend durch die antiken, engen Gassen der alten Stadt. Nicht nur eng, sondern der arabische Teil von Tiberias war auch insgesamt verwirrend angelegt. Die Häuser unmittelbar an den unbeleuchteten Straßen oder hinter hohen Mauern gaben einem das Gefühl, man würde sich durch einen Tunnel bewegen. Jede Gasse sah genauso aus wie die, die man gerade hinter sich gelassen hatte. Nigel holte eine Mundharmonika hervor und spielte „*Green Eyes*", dieses traurige Lied im Tangorhythmus. Wir nahmen Schlucke aus der Flasche, grölten und sangen wild daher, und nahmen keine Notiz von den Anwohnern, die ihre Fensterläden öffneten und uns anbrüllten, wir sollten endlich Ruhe geben.

Es stellte sich heraus, daß „*Green Eyes*" Nigels ganzes Repertoire war. Er spielte es ein um das andere Mal. Nachdem wir eine Zeit, die uns wie Stunden erschien, nach dem Haus der Hure gesucht hatten, entschlossen wir uns, wieder zurückzugehen. „Auf zum Hotel, Kameraden!" rief Nigel. „Alles folgt mir!" Als er zum „zigsten" Mal wieder mit „*Green Eyes*" begann, reihten wir uns gehorsamst hinter ihm ein.

Weiter und weiter zockelten wir und suchten mit unserem nicht mehr sehr sicheren und festen Gang unseren Weg durch endlose Gassen, bis uns dämmerte, daß Nigel nicht mehr die geringste Ahnung hatte, wo wir waren. Ein Hund kam um die Ecke, wedelte mit dem Schwanz und wollte von uns gestreichelt werden. Das war ungewöhnlich, weil normalerweise die Hunde von den Arabern ständig mißhandelt werden und daher vor jedem Fremden mit eingezogenem Schwanz davonlaufen.

Nigel rief: „Wohl auf, Kameraden, wir sind endlich gerettet. Dies ist kein St. Bernhardiner, sondern der Hund vom Hotel und er ist der einzige nüchterne Bastard unter uns." Seine Stimme wurde sanft. „Komm mein Hund, guter Hund. Geh nach Hause, mein Hund. Geh nach Hause und wir folgen Dir." Der Hund sah uns einen Moment zweifelnd an und

wedelte dann mit dem Schwanz und lief ohne Hast los. Dennoch mußten wir laufen, um ihm folgen zu können. Taumelnd und vor Atemlosigkeit schwankend, brach unser auseinandergezogener Festzug dann zu einem einzigen Haufen zusammen. Der Hund wartete höflich, bis wir uns einigermaßen erholt hatten, und trottete dann erst weiter.

Als wir keuchend und kichernd auf dem Straßenpflaster saßen, realisierte ich plötzlich die Absurdität von all dem. Hier waren wir, vier betrunkene Pipeliner, verloren nachts in der antiken Stadt Tiberias, geführt von einem ebenfalls alkoholisierten Briten zu den Klängen von „*Green Eyes*“ und geleitet von einem Hund. Bizarr das Ganze. In diesem Moment des gesteigerten Bewußtseins wußte ich, das wird ein unvergeßliches Ereignis bleiben, das mich immer an meinen 21. Geburtstag erinnern wird.

26. Kapitel

Booblane

Araber haben keine große Schwierigkeit, europäische Sprachen richtig auszusprechen, nur der Buchstabe „P“ scheint ihnen ein ewiges Problem zu sein. Es klingt bei ihnen immer wie das „B“. Daraus ergibt sich, daß aus „Palästina“ Balestina“ und aus „Personen“ „Bersonen“ werden und aus „Pipeline“ wird „Booblane“. Ich war höchst amüsiert, als ich einem Angestellten im Büro zuhörte, als er Meldungen durch das einzige Gemeinschaftstelefon durchgab, das alle Außenposten mit dem Hauptbüro verband. Die Araber buchstabierten die englischen Wörter, so wie sie es gelernt hatten, indem sie für jeden Buchstaben ein ganzes Wort benutzten, wie zum Beispiel “Damaskus, Aman, Yemen“ für das englische Wort „day“ (der Tag). Wenn sie dann ein Wort hatten, das mit einem „P“ begann, sagten sie „B wie Balästina“ und nicht „B wie Beirut“.

Jock Vester und ich wurden enge Freunde. Wir hatten viele Gemeinsamkeiten und unsere Freundschaft dauerte viele Jahre. Sein Hintergrund war sehr interessant. Er war der Sprößling der Vester-Familie, der in Jerusalem ein angesehenes Wohnheim mit Namen „*The American Colony*“ gehörte. Seine Mutter ging noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Jerusalem, als Palästina noch zum türkischen Imperium gehörte, und heiratete einen Deutschen. Gemeinsam gründeten sie dann das „*The American Colony*“. In jener Zeit lebten nur wenige Amerikaner in Jerusalem, und Vesters Wohnheim war ein beliebter Hafen für Pilger und nicht so wohlhabende Reisende aus den Vereinigten Staaten. Außerdem hatte das Ehepaar einen gut gehenden Laden in der Altstadt von Jerusalem, wo sie Handarbeiten des Nahen Ostens und photographische Ausrüstungen verkauften. Jock war in Jerusalem aufgewachsen und sprach Arabisch ebenso gut wie Englisch.

Wir kamen außergewöhnlich gut miteinander aus. Er hatte ein großes Wissen über das Land und seine Menschen, das er gerne mit mir teilte. Mit seiner Hilfe begann ich auch bald, etwas Arabisch aufzuschnappen.

Östlich von Mafraq, im Dunst am Horizont, sah man etwas wie die Silhouette einer Stadt, zumindest wie eine größere Gruppe von Gebäu-

den. In der Richtung konnte es eigentlich keine Besiedlung geben. Ich fragte Jock danach.

„Ja, Du hast recht“ sagte er, „ich habe diese Gebäudeansammlung auch schon gesehen. Hier in Mafraq ist ein Bursche, der sich mit der hiesigen Geologie auskennt. Komm, den wollen wir fragen.“

Khalil Awad war ein Christ aus Jerusalem, ein Mann etwa in den Endvierzigern. In der Heiligen Stadt war er Fremdenführer gewesen, bis er erfuhr, daß er bei I.P.C. mehr Geld verdienen könne.

Er sagte zu uns: „Ja, ja, ich weiß. Das sind die Reste von sieben Städten aus der Zeit der Römer, kann sein noch älter, noch viel älter. Sie werden in der Bibel erwähnt, aber ich weiß nicht mehr wo. Außerdem hat mir ein Beduine erzählt, da soll eine lange, aus eng zusammengelegten Steinen bestehende Bahn sein, möglicherweise mehrere Meilen lang und etwa vier Meter breit. Ich glaube, das ist der Rest einer römischen Straße. Gerne würde ich es mir ansehen, aber ich habe keinen freien Tag. Vielleicht später einmal.“

Jock und ich, wir hatten viel Zeit zur Verfügung. Wir borgten uns also einen kleinen Pick-up-Pkw und versuchten Armand als Fahrer zu gewinnen. „Monsieur,“ sagte er, „ich empfehle Ihnen, nicht ohne Gewehr dorthin zu fahren. Dort ist es sehr gefährlich. Diese verlassenen Häuser sind das Risiko nicht wert.“

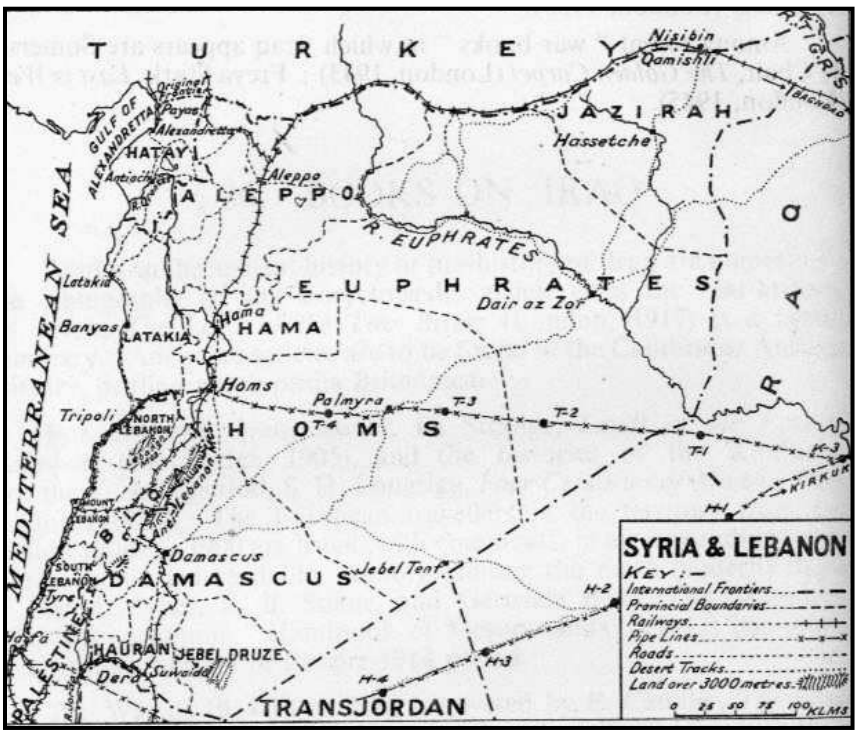
Todesmutig fuhren wir also alleine los, eine große Staubwolke hinter uns lassend. Das war unser erstes gemeinsames Abenteuer. Es war gut gewesen, daß wir früh morgens aufgebrochen waren. Die Ruinen schienen trotz unserer schnellen Fahrt nicht näher zu kommen. Ein ungewöhnliches Schimmern umgab das, was aussah wie zwei- oder dreigeschossige Häuser. Nach ungefähr einer halben Stunde Fahrt trauten wir unseren Augen nicht, denn auf einmal verschwand ein Teil der Gebäude in einem silbrigen Dunst und erschien nach einer Weile in einer ganz niedrigen Bauweise wieder. Dann verschwand schlagartig das schimmernde Licht und wir sahen nur noch eine dunkle Linie am Horizont, viel weiter entfernt, als wir sie bei unserem Aufbruch gesehen hatten. Jetzt erkannten wir, daß die Hitzewellen ein Wunder erzeugt hatten. Sie hatten die Höhe der Gebäude verdoppelt, die dann verschwunden waren, als wir aus einem anderen Blickwinkel hinschauten.

Wir erreichten die römische Straße. Es war umwerfend. Wahrscheinlich gebaut vor 2000 Jahren zur Zeit von Christi Geburt. Mit Steinen gepflastert und von vielen Wagenspuren abgenutzt, verlief sie schnurgeradeaus, sich dem leicht welligen Gelände anpassend. Auch wenn die trockene Luft zu ihrer Erhaltung beigetragen hat, war es doch ein Zeichen vom erstaunlichen Können der damaligen römischen Ingenieure, die dieses Werk entworfen hatten.

Und dann kamen wir zu den Ruinen, und die waren faszinierend. Diese Gegend lieferte wenig bzw. überhaupt kein Holz, daher waren sie ausschließlich aus Stein gebaut. Die Straßen mit Bordsteinen und Abflußrinnen waren noch fast völlig erhalten geblieben. Die Mauern der Häuser standen noch immer. Und Wunder nach Wunder, mehrere Türen aus Steinplatten, ungefähr gut 10 cm dick und 1m breit und 1,60 m hoch befanden sich noch immer in ihren Halterungen. Es gab Innenhöfe mit noch sichtbaren Zisternen unter zerbrochener Pflasterung. Eine Kombination aus Decke und Dach war genial konstruiert, indem flache Steinplatten von möglichst gleicher Größe in konzentrischen Kreisen übereinandergelegt worden waren, wodurch eine selbsttragende, kegelförmige Abdeckung für jedes Dach entstanden war. Diese Dächer waren teilweise eingestürzt, aber es waren dennoch genügend Teile heil geblieben, um erkennen zu können, wie sie konstruiert worden waren. Einige Jahre später sah ich in einer baumlosen Gegend Syriens eine ähnliche Machart. In zeitgenössischen Dörfern waren die Dächer über einer Vielzahl von Bienenstöcken genauso gebaut worden, wie die in den Ruinen in der Nähe von Mafraq.

Als wir so herumwanderten, trafen wir plötzlich auf eine Ziegenherde mit einem Beduinen als Hirt. Jock grüßte ihn mit „*Salam alaik*“ (Friede sei mit Dir). Der Beduine antwortete „*Alaikum Es Salam*“ (auch für Dich Friede), während er mit seiner rechten Hand seine Stirn, seine Lippen und seine Brust berührte, wie es vorgeschrieben ist. Nachdem die Begrüßung abgeschlossen war, folgte ein tiefes Schweigen. Worüber soll man sich auch mit einem Beduinen als Ziegenhirt unterhalten? Wenn man einen Beduinen fragt, wohin er geht, antworte er, er würde zu den Toren Allahs gehen. Fragt man ihn, ob er hier in der Gegend leben würde, macht er mit seinen Armen eine große Rundumbewegung und sagt „*ghad*“, was „da drüben“ bedeutet, obwohl dort nirgends sein Zelt zu sehen ist. Und wenn man ihn fragt, ob er bei I.P.C. Arbeit haben möchte, antwortet er mit „ich weiß nicht“.

Ich holte meine Pfeife heraus. Ich dachte mir, bei einem Wüstenabenteuer macht sich eine Pfeife sehr gut, und begann sie mit Tabak aus meinem Tabakbeutel zu stopfen. Aus seiner Jacke, die er über seiner Tunika trug, eine Jacke mit dem Wappen und den Knöpfen der Feuerwehr von New York, zückte der Beduine sofort auch seine Pfeife. Er gab mir ein Zeichen, daß er auch Tabak haben wolle und so reichte ich ihm meinen Tabakbeutel, damit er sich seine Pfeife selbst stopfen konnte. Aber statt dessen leerte er meinen ganzen Tabak in seine Tasche und murmelte „*Ashkur Allah*“. Jock, der meinen erstaunten Blick sah, lachte in sich hinein. „*'Ashkur Allah'* bedeutet ‚Gott sei es gedankt'“, sagte er lachend. „Für einen guten Moslem, insbesondere für einen Beduinen, kommen alle guten Dinge von Allah. Daher macht es Sinn, daß er Allah dankt und nicht Dir. Du bist lediglich Allahs Überbringer, sein Bote, Alec, jemand, den er niemals wiedersehen wird. Aber Allah darf er nicht beleidigen.“



Die „Booblane“ sollte von den neu angelegten Ölfeldern in Kirkuk, Irak, bis zu einem Terminal in Haifa am Mittelmeer verlegt werden, eine Entfernung von etwa 600 Meilen oder rund 950 km. Unsere Gruppe war für die 240 Meilen oder knapp 400 km von der irakischen Grenze bis nach Haifa verantwortlich. Andere Gruppen arbeiteten uns von Kirkuk aus entgegen und wir würden sie dann an der irakisch-trans-jordanischen Grenze treffen. Eine Nebenlinie wurde zusätzlich von El Haditha im Irak zum Endpunkt in Tripoli, im französisch verwalteten Teil des Libanon, verlegt. Ein selbstständiges Unternehmen baute etwa

alle 60 Meilen (ca. 100 km) eine Pumpstation mit einem Tanklager, die für den Abschnitt von Kirkuk bis nach El Haditha den Serienbuchstaben „K“ führten, von dort bis nach Haifa „H“ und an der Abzweigung nach Tripoli „T“.

Lightfoot und seine Crew brachten das Verlegen der Pipeline sehr schnell in Gang und machten beim Verlegen erstaunliche Fortschritte. Die Wüste war verhältnismäßig flach und der feste, trockene Boden ließ sich ohne Schwierigkeiten graben. In dieser Wüste gibt es keinen Sand, sie ist weniger der Sahara ähnlich, als viel mehr der Mohave Wüste in Nordamerika, nur, daß hier auf dem ausgedörrten Boden nicht einmal Kakteen wachsen. Zunächst verlegten wir täglich Rohre auf einer Strecke von drei Meilen (knapp 5 km). Aber nur beste Koordination und Kooperation ließen uns dieses Tempo beibehalten. Rohre von 6 m Länge und mit einem Durchmesser von 30 cm wurden zu einer fortlaufenden Leitung zusammengeschweißt, während daneben der Graben von 60 cm Breite und 90 cm Tiefe ausgehoben wurde.



Arbeiten an der I.P.C. Pipeline in den dreißiger Jahren

Die Rohre wurden mit Teer bestrichen und sofort mit Bitumenpapier umwickelt, um sie vor Korrosion zu schützen. Traktoren hoben sie dann in beweglichen Halterungen hoch und legten sie in kleinen Schleifen in

den Graben, damit sie sich bei Kälte zusammenziehen können, ohne zu reißen. Andere Traktoren, die von ihren Seitenauslegern aus ein Planierschild hinter den Aushub ausfuhren, schoben so den offenen Graben wieder zu. Heutige Bulldozer würden das Auffüllen in der Hälfte der Zeit schaffen, aber vor dem Zweiten Weltkrieg hatte noch niemand daran gedacht, das Planierschild vorne an den Traktor anzubringen.

Die Zeit kam, um das Lager die bereits erwähnten 30 Meilen (knapp 50 km) vorzuverlegen. Fünftonner Lkws mit Anhänger und britische Zehntonner Lkws rollten in der Morgendämmerung los. Jeder war für seine Ausrüstung und für seinen Trupp verantwortlich. Lightfoot war überall, fluchend, Befehle ausstoßend und Blockierungen auflösend. Zelte wurden abgebaut, manchmal waren sogar noch Leute darin. Arbeiter beluden die Lastwagen, und wenn sie einen vollgeladen hatten, schwangen sie sich selbst mit ihrem kleinen Bündel oben auf die Ladung. Jeder wurde von der Aufregung gepackt und arbeitete mit größtem Eifer, nur nicht die Beduinen unter den Arbeitern. Die standen da und bestaunten diese stürmischen Aktivitäten. Diese Nomaden, deren Lebensgewohnheit es war, von Ort zu Ort zu ziehen, standen nun völlig verwirrt herum. Deren Methode umzuziehen war, argumentierend und diskutierend und die Beladung so oder so ausprobierend ihre Kamele und Esel mit gemächlichem Tempo zu beladen und dabei immer wieder eine Pause einzulegen. Nicht vor dem Nachmittag waren sie bereit loszuziehen, um dann, nach ein oder zwei Meilen, festzustellen, daß sie wieder alles für die Nacht abladen müßten.

Wenn dann alles verladen war, startete unser Konvoi. Die Araber waren mit ihrer Leistung höchst zufrieden und klatschten in die Hände, sangen ihre rhythmischen Lieder, gaben markerschütternde Schreie von sich und schossen mit ihren Gewehren in die Luft. Wenn wir beim Bestimmungsort ankamen, war das Essenszelt bereits am Vortag aufgestellt worden und die Benzin- und Wassertanks standen an ihrem Platz. Unsere eigenen Zelte wurden wie mit Zauberhand errichtet, und wenn es Nacht wurde, war alles fertig, um am nächsten Tag wieder mit der Arbeit beginnen zu können.

Die nächsten 30 Meilen wuchs die „Booblane“ in einem irren Tempo. Wir arbeiteten pausenlos, sieben Tage die Woche und entwickelten dabei eine unwahrscheinliche Eigendynamik.

Eines Abends bei Sonnenuntergang saß ich mit einigen von uns vor dem Zelt und wir genossen die abnehmende Tageshitze. Da kam Paul Stone in Arbeitsklamotten und mit dem Freßkorb in der Hand aus dem Zelt. „He, Paul," rief einer, „wo zum Teufel gedenkst Du hinzugehen?"

Paul hatte nach einem zwei Tage andauernden Besäufnis den ganzen Tag geschlafen. Mit seinen kleinen, geröteten Augen starrte er den Sprecher an. „Was zum Teufel glaubst Du wohl wohin ich gehe? Zur Arbeit Du blöder Bastard. Kannst die Sonne nicht sehen, die dort über den Hügeln aufgeht?"
Es dauerte eine Weile, bis er überzeugt werden konnte, daß es sich um einen Sonnenuntergang handelte und nicht um einen Sonnenaufgang. Unter Berücksichtigung seines Zustands erstaunlich fluchend, zog er sich in sein Bett zurück. Am nächsten Morgen wollte er nicht zugeben, daß er versucht hatte, den Abend in einen Morgen umzuwandeln. Er behauptete, davon nichts zu wissen.

Red Johnson war ein weiterer Pipeliner, der dazu neigte, einen ordentlich zu heben. Er war ein interessanter Fall, da er nur sehr wenig brauchte, um betrunken zu werden. Daher konnte er tagelang betrunken sein, ohne einen Kater zu bekommen, der normalerweise jeden Trinker in die Knie zwingt.

Der Höhepunkt bei einem von Reds Besäufnissen, ein Beispiel für den durch Alkohol inspiriertem amerikanischen Einfallsreichtum, erregte Bewunderung und Respekt bei den arabischen Arbeitern. Wir hatten einen kleinen Laden im Lager, die sogenannte Kantine, die Zahncreme, Kämme, Coca-Cola und andere Notwendigkeiten verkaufte – auch Whisky. Sie bestand aus Wellblechplatten, die auf einem Rahmen aus verzinkten Eisenrohren so befestigt waren, daß sie beim Verlegen des Lagers leicht abgenommen werden konnten. Im Inneren waren die Wände voller Regale mit den vielen Waren. Der arabische Kantinenverwalter nutzte dieses Gebäude auch als sein Quartier.

Eines Nachts gegen zwei Uhr wurde das Lager durch lautes Schreien und Krachen aus dem Schlaf gerissen. Red Johnson, der schon seit mehreren Tagen getrunken hatte, war anscheinend der Whisky ausgegangen und er hämmerte gegen die Wellblechwand der Kantine und brüllte: „Du feiger Hurensohn, öffne sofort die Tür. Ich weiß, daß Du da bist!"

Der Kantinenverwalter war verängstigt. Er hatte gehört, daß Red am Abend vorher seinem „Sufragi“, mit einem langen Messer herumwedelnd, gedroht hätte, ihn zu ermorden. Die Pipeliner hatten versichert, daß Red ihn nur zum Narren gehalten habe, aber die Araber waren weit davon entfernt, dem zu trauen. Daher tat der Verwalter so, als ob er nicht da wäre, und versteckte sich hinter die Theke.
„Also gut, Du arabischer Bastard,“ brüllte Red, „warte ab, ich bekomme Dich schon noch, Du verfluchter Kerl!“ und ging zum Abstellplatz der Traktoren. Er packte eine Kette auf einen Traktor und knatterte mit ihm zurück zur Kantine. Dann legte er die Kette per Hand wohl überlegt, aber wütend und prustend um das kleine Gebäude und befestigte beide Enden an dem im Leerlauf stehenden Traktor. Dann schaltete er den Gang ein und fing langsam an, an der Kette zu ziehen. Als die dünnen Wände unter dem Druck zu ächzen begannen, kam ein Schrei von innen.
„Bitte, Herr, bitte halten Sie an. Um Gottes willen und wegen meiner Kinder, halten Sie bitte an!“
„Willst Du mir nun Alkohol verkaufen oder nicht?“
„Nein, Herr, es geht nicht, die Kantine ist jetzt geschlossen. Ich habe diese Anordnung von meinem Chef. Ich darf nur tagsüber verkaufen. Ich würde sonst meinen Posten verlieren!“
Pauls Antwort bestand darin, daß er mit seinem Traktor weiter rückwärtsfuhr, bis sich das Gebäude zu bewegen begann. Es hatte sich bereits eine Menge versammelt, von der Darbietung erregt und gespannt, wie es weitergehen würde. Man konnte schon die Waren aus den Regalen fallen hören und auch das panische Geheule des Verwalters.
„Bitte nicht! Ich werde öffnen, ich werde öffnen. Um Allahs Liebe wegen hören Sie auf. Was Sie da machen, bedeutet den Tod. Ich bin schon dabei aufzumachen. Sehen Sie, es ist geöffnet.“ Und damit kam er herausgelaufen, aschfahl und mit weit aufgerissenen Augen.
Red stolzierte in die Kantine, wo jetzt alles zugänglich war. Er suchte sich den Whisky aus, den er haben wollte, legte das Geld auf die Theke, kam wieder heraus, lud die Kette auf den Traktor und fuhr diesen zurück zum Abstellplatz. Und das alles, ohne ein einziges Wort zu verlieren.

Unser nächster 30-Meilen-Umzug, etwa 15 Meilen hinter der Pumpstation „H-15“, brachte uns hinab in ein sehr ungünstiges Gebiet. So weit das Auge reichte, war alles voller rötlich-brauner Felsbrocken in der Farbe von getrocknetem Blut. Die ebene Fläche war übersät mit

großen Brocken, hier und da ragten auch massive Felsen aus der Erde. Es sah aus wie Phantasie, als wenn ein Lkw-Kipper Amok gefahren wäre. Ein Vulkankegel reckte sein symmetrisches Profil nicht weit vom Lager dem Himmel zu. Nur gelegentliche Flächen mit Schlick, hellgelb und eben wie ein ruhiger Teich, unterbrachen dieses albtraumhafte Chaos.

Karten der Syrischen Wüste zeigen einen 100 Meilen breiten Streifen in Nord-Süd-Richtung verlaufend, markiert mit verstreuten kleinen Halbkreisen und ab und zu dem Wort „Lava". Dieser Graben stellt eine unwahrscheinlich beeindruckende Barriere dar. Es ist ein prähistorischer Lavastrom, einst durch sintflutartige Regen abgekühlt, dann geplatzt und in undurchdringbare Felsformationen erstarrt. Dadurch wurden über Tausende Jahre die Sumerer, die Babylonier und alle anderen aus dem Osten kommenden Eroberer bei ihrem Vorhaben, die reichen ägyptischen Länder zu erobern, gezwungen, deren mesopotamisches Gebiet weit im Norden zu umgehen. Und nun standen wir in diesem Lavastrom und wir mußten unsere „Booblane" genau querdurch eingraben.

Die I.P.C. hatte noch bevor wir kamen versucht, eine Straße entlang der Pipeline zu bauen und sie möglichst bevor wir eintreffen, fertigzustellen. Eine Herkules-Aufgabe, die jedoch kaum gediehen war. 15 Meilen pro Stunde (etwa 25 km/h) war die maximale Geschwindigkeit, die Fahrzeuge jeglicher Art in diesem Gebiet mit den Lavaablagerungen fahren konnten. Selbst dann wurde man noch durchgeschüttelt und man bekam Nierenschmerzen bei dieser Tortur. Schließlich wurde jedoch die I.P.C.-Straße fertig und sie hat später die Pipeline überlebt. Das *Wall Street Journal* berichtete kürzlich, daß sie heute die Hauptverbindung für den Transport von Waffen in den Irak für dessen Krieg gegen den Iran ist. Die H-5 Pumpstation ist eine kleine Stadt geworden, die nur vom Service für die übermäßig beanspruchten Lkws lebt. Sie wird noch immer „H-5" genannt.

Die Geschwindigkeit beim Ausheben des Grabens ließ verständlicherweise dramatisch nach. Ausgenommen die gelegentlichen Schlickflächen, mußte jeder Zentimeter freigesprengt werden. Obwohl zu der Zeit unsere Arbeiter zäh und hart geworden waren, war diese Art der Handarbeit unvorstellbar anstrengend. Der unbeschwerte Enthusiasmus während der vorhergegangenen Wochen schmolz dahin. Zusätzliche Arbeitskräfte wurden von Mafraq abgestellt. Einige konnten Preßlufthämmer bedienen, eine mörderische, knochenbrecherische Arbeit, die

einen zusätzlichen Sonderzuschlag rechtfertigte. Es war ein schwarzer Tag, als diese Männer merkten, daß dieses unaufhörliche Schütteln des Unterleibs und der Oberschenkel durch die Preßlufthämmer acht Stunden am Tag und jeden Tag wieder, ernsthaft ihre sexuelle Leistungsfähigkeit reduzierte. Wir waren gespannt, was sie für wichtiger halten würden, Sex oder Graben. Die Zusage eines fetten Zusatzlohnes entschied sehr schnell ihre Priorität, die Grabenarbeiten gewannen die Oberhand.

Andere Arbeiter mußten für den Sprengeinsatz ausgebildet werden. Sie wurden von Owen Llewellyn angeleitet. Seinen Namen hat er nach nicht nur einem, sondern nach zwei früheren, walisischen Helden. Sein Fachwissen war gefragt gewesen beim Kohleabbau in Wales, beim Bau der Tunnels von Mersey in Manchester, England, und während des Ersten Weltkriegs. Er war wirklich ein Meister seines Faches und bei den Amerikanern war er hoch geachtet. Der einzige Nachteil bei ihm war sein lispelnder, singender walisischer Akzent, der die Unterhaltung mit ihm sehr erschwerte.

Owen Llewellyns großer Moment war die gleichzeitige Zündung einer Sprengladung mit einer Länge von einer Meile (1,6 km). Diese Leistung brachte ihm die Ehre des Besuchs von König Abdullah von Transjordanien ein. Der König, ein alter Kämpfer, der dem legendären Lawrence von Arabien geholfen hatte, so manchen türkischen Zug in die Luft zu sprengen, war höchst beeindruckt und applaudierte voller Anerkennung.

Abdullah war ein kleiner, stark untersetzter Mann, in schönsten Gewändern gekleidet. Ein großer, gebogener Dolch von Hedjazzi in einer mit Juwelen besetzten Scheide steckte in seinem Gürtel, sein Kafieh (Kopftuch) wurde von einem breiten, goldenem Band gehalten, das aussah wie eine Krone. Er wurde von einer größeren Anzahl gleich ihm pittoresk gekleideter Diener umgeben.

Abdullah und sein Bruder Faisal waren von dem ersten Ibn Saud, Vater der heutigen saudischen Königsfamilie, aus ihren Besitzungen auf der Arabischen Halbinsel verdrängt worden. Als Gegenleistung für ihre große Unterstützung gegen die Türken im Ersten Weltkrieg gaben die Briten Irak an Abdullahs Bruder Faisal. Dann trennten sie das heutige

Jordanien von Syrien, Saudi Arabien und Palästina östlich des Jordans ab und gaben es an Abdullah.

Zur gleichen Zeit erkannten die Briten Ibn Sauds Eroberung der Arabischen Halbinsel an. Ägypten und den Sudan fest im Griff und zusätzlich durch das Mandat des Völkerbundes über Palästina gestärkt, konnten sie sich die Rechte zur Durchfahrt durch den Suez-Kanal nach Indien, Malaysia und Australien sichern. Es war ein diplomatisches Meisterwerk globaler Strategie in einer Zeit, als noch sämtlicher Verkehr und alle Frachttransporte zwischen dem Mutterland und den im Osten des Imperiums verstreuten Gebieten über See erfolgten.

König Abdullah starb durch die Kugel eines Attentäters, als er gerade in das Atrium der Omar Moschee in Jerusalem schritt. Der heutige König Hussein ist sein Großsohn.

Ein kleines Kontingent der Transjordanischen Arabischen Legion war zu unserem Lager abkommandiert worden, ungefähr ein Dutzend Soldaten unter einem Feldwebel. Jock und ich, wir freundeten uns mit ihnen an. Sie waren scheue, weltfremde Ahnungslose, von den westlichen Sitten fasziniert. Einmal sah sich einer von ihnen ein *Life Magazin* an, und als er darin ein Bild von einem Ballsaal voll mit Tanzpaaren auf der Tanzfläche sah, rief er ganz aufgeregt: „Oh Allah! Sie machen es im Stehen." Die meisten von ihnen waren Söhne von den Scheichs der Wüstenstämme. Britische Offiziere hatten sie bestens ausgebildet und, wie bereits berichtet, mit ausgefallenen Uniformen ausgestattet. Sie waren ausgezeichnete Kamelreiter, was ihr ganz besonderer Stolz war.

Sie waren ihrem unmittelbaren Vorgesetzten, ein Major Glubb, uneingeschränkt loyal untergeben. Sie nannten ihn „*Abu Hneich*", frei übersetzt „Vater des Kinns", weil ihm im Krieg ein Teil des Kinns weggeschossen worden war. Major Glubb war ein Ausnahme-Kommandeur, ein Soldat durch und durch, ein Araber-Bewunderer und in der Wüste so heimisch wie jeder Beduine. Wenn er kam, um seine bei uns stationierte Gruppe zu inspizieren, kam er alleine und unangemeldet in der Abenddämmerung auf einem großartigen Kamel reitend. Wir wußten nie, daß er da war, bis er zu einer Tasse Tee erschien. Jock und ich waren die Einzigen im Lager. Alle anderen waren noch draußen bei der Montage. So saßen wir alleine mit Major Glubb zusammen. Er fragte uns einiges und lehnte sehr höflich unser Angebot, im Gästezelt zu

nächtigen, ab. Er schlief bei seinen Beduinen. Und dann verschwand er wieder noch vor der Morgendämmerung in der von ihm so geliebten Wüste.

Die Arabische Legion war eine von den Briten erdachte Schöpfung, eine ideale Truppe, um den Frieden in der transjordanischen Wüstennation abzusichern. Um die Legion zu einer Elitetruppe zu machen, warben die Briten besonders viele Söhne von den Scheichs an. Das diente einem zweifachen Zweck. Es hielt zum einen die jungen Hitzköpfe zufrieden, beschäftigt und von allem Ärger ab, und zweitens waren sie Geiseln für den Fall, daß die Eltern mit irgendwelchen Streitigkeiten anfingen. Und ein zusätzlicher Vorteil war es, daß die Briten und König Abdullah eine gut ausgebildete Kampfeinheit für den Fall zur Verfügung hatten, daß einer der Nachbarn von Transjordanien Teile von Abdullahs Territorium besetzen wollte.



Sir John Bagot Glubb,
1897-1986
- Glubb Pascha -

John Bagot Glubb wurde 1939 Glubb Pascha und Kommandeur der Legion. Er modernisierte das Corps und festigte die Disziplin. Als die arabischen Armeen 1948 den noch ganz jungen Staat Israel mit dem Gelöbnis alle Juden ins Meer zu treiben, angriffen, war ausschließlich die Arabische Legion in der Lage die Juden zu besiegen und die sogenannten „*West Banks*“ und Ostjerusalem von der jüdischen Army frei zu halten. Diese siegreiche Legion wurde bei dieser Gelegenheit vom selben „Vater des Kinns“ befehligt, jetzt allerdings auf Panzern reitend und nicht mehr auf Kamelen.

Noch vor 1956 beugte sich König Hussein mit großer Abneigung dem Geschrei der arabischen Nationalisten. Glubb Pascha ging im März 1956 in den Ruhestand und verbrachte den Rest seiner Tage als Schriftsteller in der schönen Landschaft von Sussex in England.

IV. Buch
(Von den Herausgebern verfaßt)

Einiges von dem, was dann noch geschah.



**Baron Alec v. Drachenfels, 1912-2000,
und seine I. Ehefrau
Sally, geb. Plant, 1916-1989.
Hochzeit in Beirut am 21.10.1938**

Mit dem Ende des letzten Kapitels beendete Baron Alec Drachenfels auffallend abrupt und ohne Angabe von Gründen seine Aufzeichnungen. Um jedoch den interessierten Leser an seinem weiteren Ergehen teilnehmen zu lassen, werden nachfolgend wesentliche Ereignisse seines Lebens nach 1933 aufgezeigt.

Am 21. Oktober 1938 heiratete er in Beirut seine erste Ehefrau, Sally geb. Plant, Tochter eines einflußreichen Geschäftsmannes in Beirut.

1941 emigrierte das Ehepaar in die USA. Über wenig erfolgreiche Stationen in New York und Texas gelangten sie schließlich nach San Francisco, wo Alec Drachenfels, begünstigt durch die kriegsbedingte Hochkonjunktur im Schiffsbau, als Schweißer eine feste Anstellung fand. Der Aufstieg in eine besser bezahlte Position ließ nicht lange auf sich warten. So konnte er sich durch Erspartes und durch den Verkauf der von ihm gezeichneten Kriegsanleihen nach 1945 selbständig machen. Mit einem Partner gründete er 1946 in Monterey ein gut gehendes Bauunternehmen. Mit technischem Verständnis und bewährtem Organisationstalent bauten sie stilvolle Wohn- und Apartmenthäuser, die sie dann, geschmackvoll möbliert, vermarkten konnten.



Baron u. Baronin Alec u. Sally v. Drachenfels
mit ihrer ersten Enkeltochter im Oktober 1978 in Monterey

Seine Mutter lebte bei ihnen in Monterey in einem eigenen kleinen Haus, bis sie 1974 verstarb. Ihre Urne wurde auf dem Friedhof von Monterey bestattet.

Baron und Baronin Drachenfels adoptierten zwei Töchter, Nina (* 1947) und Christine (* 1950). Beide gründeten ihre eigenen Familien und machten Alec und Sally zu mehrfachen Großeltern.

Das Jahr 1964 führte zu den ersten Kontakten zwischen Alec Drachenfels und seinen in Deutschland lebenden Verwandten. Hieraus ergaben sich sehr enge Beziehungen mit gegenseitigen Besuchen. Insbesondere ist hier der damalige Familiengenealoge Baron Fritz v. Drachenfels in Bonn und Baron Heinrich-Jürgen v. Drachenfels mit seiner Ehefrau Baronin Helga in Langenhagen zu nennen.

1987/88 erkrankte Baronin Sally Drachenfels an Krebs. Alec widmete sich, unterstützt durch seine Töchter, ganz der Pflege seiner Frau.

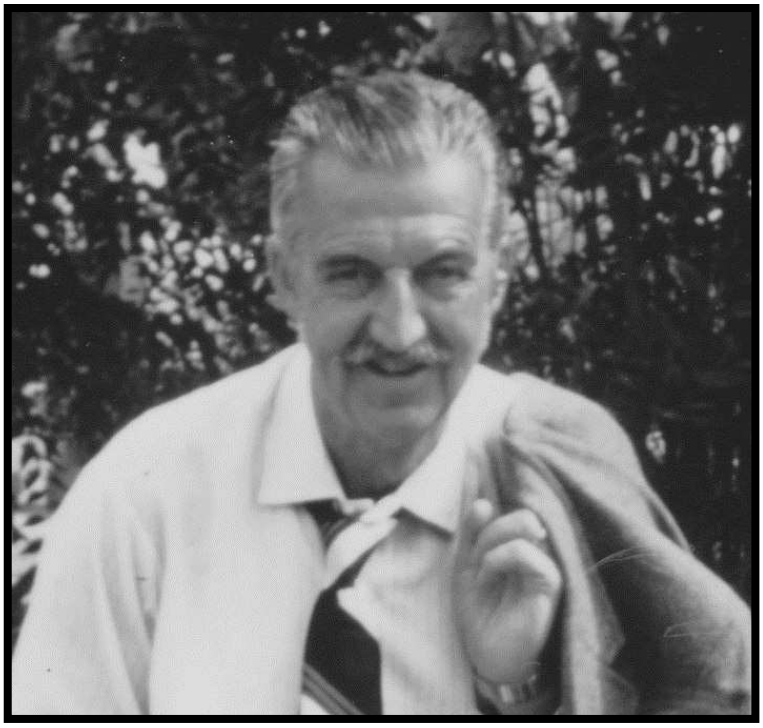
Gemeinsam konnten sie noch am 22. Oktober 1988 ihre Goldene Hochzeit feiern. Dann, am 13.3.1989 starb Sally in deren Haus in Monterey.
Nach einer Trauerfeier im engsten Familien- und Freundeskreis wurde die Urne auf dem Friedhof in Monterey beigesetzt.

Diese Zeit der aufopfernden Pflege und des Abschiednehmens von seiner Frau nach einer fünfzigjährigen Ehe wird nach Ansicht seiner hier in Deutschland lebenden Verwandten, die ihn am besten gekannt haben, als Anlaß dafür gesehen, daß Alec Drachenfels weder die Zeit, noch die Kraft hatte, um weiter an seiner Autobiographie zu arbeiten.
Auch ist zu berücksichtigen, daß er die Aufzeichnungen über sein Leben auf Anregung seines Neffen Baron Heinrich-Jürgen Drachenfels gemacht hat. Sie waren ausschließlich für die Familie gedacht, eine weitere Veröffentlichung war nicht vorgesehen. Inzwischen war wohl auch durch die engen Kontakte alles Wesentliche über sein Leben nach 1933 durch mündliches Erzählen bekannt, so daß er für eine schriftliche Fortsetzung seiner Memoiren keine wirkliche Notwendigkeit mehr sah.

Sollte es jedoch noch gute Vorsätze für eine Fortsetzung seiner Aufzeichnungen gegeben haben, sind diese sicherlich durch seine baldige Wiederverheiratung verdrängt worden.

Am 14. August 1990 heiratete Baron Alec Drachenfels in Monterey Suzanne, geb. Hamilton. Sie verkauften ihre beiden Häuser und bezogen ein neues Domizil. Ein neues Leben begann mit einer Reise nach Deutschland zu den Verwandten und auf den Drachenfelsen und dann weiter durch Europa.

Baron Alexei / Alec starb am 2. August 2000 in Monterey. Bis zu ihrer Wiederverheiratung lebte seine Witwe weiterhin in Monterey.



Anlagen

Anlage 1 a

Abschrift
(Wegen schlechter Schriftqualität des Originals)

Baron F.v.Drachenfels
Bad Godesberg
Wurzertrasse 125

6.Juni 1957

An die
Gesandtschaft der deutschen Bundesrepublik
Beirut – Libanon

Hiermit bitte ich Sie höflichst, mir nach Möglichkeit bei der Nachforschung über den derzeitigen Aufenthalt eines Neffen behilflich sein zu wollen.

Es handelt sich um Alexei Drachenfels, 25.III.1912 in Wladiwostok geboren, Sohn des russ. Marineoffiziers Werner Drachenfels, gest. 1922 in Shanghai. Nachdem über das Schicksal dieser Verwandten nichts mehr zu hören war, mussten wir annehmen, dass sie in den dortigen Wirren umgekommen seien. Jetzt höre ich aber aus der Schweiz, dass Alexei Drachenfels mit seiner Mutter im April 1933 von Shanghai nach Beirut übersiedelte, dort eine Engländerin heiratete und dass seine Mutter in Beirut gestorben ist. Weiteres konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Es ist anzunehmen, dass mein Neffe, in Russland geboren und nie in der Heimat seines Vaters in Kurland gewesen, sich nicht als deutschstämmig fühlte und der dortigen deutschen Kolonie anschloss. Ob er im Lande geblieben ist oder nach dem Tode seiner Mutter mit der Frau ausgewandert ist, weiss ich nicht. Jedenfalls interessiert mich das Schicksal dieses Verwandten als Familienforscher unseres Geschlechtes und ich werde oft gefragt, warum nichts von ihm zu hören ist.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie bei den dortigen Behörden, Meldeamt, Standesamt u.a. Nachforschungen anstellen könnten und mir das Ergebnis mitteilten. Auslagen oder Gebühren will ich gerne erstatten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Anlage 1 b

Gesandtschaft
der
Bundesrepublik Deutschland
Beirut

413-02/Drachenfels

Beirut, den 28. Juni 1957
B.P. 2820

Baron F. v. Drachenfels
Bad Godesberg
Wurzerstrasse 125

Betr.: Nachforschungen nach Alexei Drachenfels

Bezug: Ihr Schreiben vom 8. Juni 1957

Der Chef der hiesigen Fremdenpolizei ist gebeten worden, Nachforschungen nach dem Verbleib des in Ihrem Schreiben genannten Herrn Alexei Drachenfels, geboren am 25.3.1912 in Wladiwostock, anzustellen und das Ergebnis der Gesandtschaft mitzuteilen. Weitere Nachricht darf ich mir daher vorbehalten.

Im Auftrag

Anlage 1 c

Abschrift
(Wegen schlechter Schriftqualität des Originals)

Gesandtschaft
der
Bundesrepublik Deutschland
Beirut

413-02/Drachenfels

Beirut, den 22. Juli 1957
B.P. 2820

Baron F. von Drachenfels
Bad Godesberg
Wurzerstraße 125

Betr.: Nachforschungen nach Alexei Drachenfels
Bezug: Mein Schreiben vom 28.v.M.

Der Chef der hiesigen Fremdenpolizei hat mitgeteilt, daß über den in Ihrem Schreiben vom 8. Juni d.J. genannten Herrn Alexei Drachenfels, geboren am 25.3.1912 in Wladiwostok, nichts hat ermittelt werden können.

Im Auftrag
Gez..: Unterschrift

Anlage 2 a

Abschrift
(Wegen schlechter Lesbarkeit des Originals)
Baron Fritz v. Drachenfels an seinen Vetter Baron Alec v. Drachenfels.

8. April 1964

Lieber Vetter!

Es ist wunderbar, dass die alte Ruine am Rhein für alle Drachenfelser eine solch starke Anziehungskraft hat! Ich war nicht wenig überrascht, als ich vor einigen Tagen vom Verkehrsverein in Königswinter angerufen wurde und die Nachricht erhielt, daß Du (die verwandtschaftliche Anrede ist doch ganz natürlich, auch wenn wir uns noch nicht kennen) Deinen Besuch für das Jahr 1965 angemeldet hast. Nach vielen vergeblichen Versuchen, Dich ausfindig zu machen, freue ich mich nun ganz besonders, dass ein Zufall dazu verholfen hat.

Vor 7 Jahren erhielt ich Verbindung mit unserer Cousine Vera Meyer in Zürich 7, Sempachstrasse 30, die mir viel erzählen konnte vom Vater und den Schwestern. Sie schrieb mir auch, daß Du mit Deiner Mutter 1933 nach Beyruth-Libanon übergesiedelt seist, dort geheiratet hättest und Deine Mutter auch dort gestorben sei. Darauf versuchte ich gleich über die Deutsche Gesandtschaft Deine Adresse zu erfahren, aber es wurde mir mitgeteilt, dass die Nachforschungen keinen Erfolg gebracht haben. In Bonn habe ich die Libanesen auch umsonst bemüht.

Da es keinen anderen Drachenfels mit Vornamen A. geben kann, musst Du schon der Gesuchte sein, und ich freue mich sehr, dass Dein Besuch nach 1 Jahr in Aussicht steht. Bitte benachrichtige mich rechtzeitig, damit wir bestimmt zu Hause sind, denn in den Sommermonaten verreisen auch wir gerne. Godesberg liegt auf der anderen Rheinseite und von unserem Fenster aus sehen wir ständig das Siebengebirge und die Burg unserer Ahnen.

Die Heimat Deines Vaters kennst Du ja nicht, das alte Kurland, aber hast sicher viel gehört. Vielleicht hätte ich Englisch schreiben sollen, aber ich beherrsche die Sprache leider nicht. Sollte das Lesen Schwierigkeiten bereiten, musst Du einen Dolmetscher nehmen.

Schon seit längerem befasse ich mich mit der Familiengeschichte, habe 1959 eine Darstellung drucken lassen, die inzwischen ergänzt im Genealogischen Handbuch d. deutschen Adels erschienen ist. Ich sende Dir gesondert mit einfacher Post meine erste Arbeit. Du wirst sehen, dass unser Geschlecht nicht sehr groß ist, zwei Kriege haben grosse Lücken gemacht, aber wir haben doch noch eine junge Generation. Bitte schreib mir doch recht bald über Deine Erlebnisse und Dein Ergehen auch von der Familie, da ich sicher annehme, dass Du verheiratet bist.

Ich selbst stamme aus dem Haus Feldhof und gehöre zur Grausdenschen Linie, sodass wir nicht ganz nah verwandt sind. Bis 1928 lebten wir noch in der alten Heimat, dann kamen wir im Zuge der grossen Umsiedlung nach dem deutsch-russischen Vertrage nach Deutschland, mussten 1945 flüchten und sind jetzt 10 Jahre in Godesberg, wo ich eine Anstellung bei einer Bank habe. Leider sind die Entfernungen doch gross (wenn auch nicht so, wie Californien – Europa), dass die Verwandten sich wenig sehen, aber briefliche Verbindung halten.

Unter den Familienpapieren bewahre ich auch eine Kopie Deines Geburtsscheines in russ. Sprache auf. Ferner besitze ich ein Photo Deines Vaters in jüngeren Jahren. Vielleicht möchtest Du, dass ich Dir beides zusende?

Für heute will ich schliessen, hoffe, dass wir uns weiter brieflich unterhalten können, bis ein Sehen und Kennenlernen möglich sein wird.
In verwandtschaftlicher Verbundenheit grüsst Dich

Dein Vetter

An
A. v. Drachenfels
64 Laurel-Drive
Carmel-Valley
Californien U.S.A.

Anlage 2 b

April 20th, 1964.

Dear Fritz,

It was certainly a great pleasure to receive your warm and friendly letter. There is so much to say I hardly know where to start !

Your guess appears to be correct that I am that Drachenfels you have been looking for. What an interesting coincidence has taken place as a result of my inquiries about visiting our ancestral home ! Not only have we acquired new relatives, but one who has made a study of our family history and will be able to answer many questions which have been intriguing me for years. Also you have made it possible for us to get in touch with my first cousin, Vera, who we lost track of some thirty years ago.

Unfortunately my knowledge of my family is very sketchy. My father died when I was 12, and I have always been hesitant to talk to my mother about anything that might bring back upsetting memories. By the way, my mother is very much alive, and lives close enough so that we are able to visit her constantly. She tells me that my father had cousins in Kurland, and we are assuming that you must be the son of one of these, which would indicate that you are probably about my age which is 52.

As you probably know, I was born in Vladivostok. In 1920 my father, mother, sister and I left Russia for Shanghai to join my uncle Arnold, who was the father of Vera. My father's name, by the way, was Werner. Life in Shanghai was very difficult, particularly after my father's death. I attended a French School, then a German School for a short time. My mother wisely forsaw at an early date that we would never be able to return to Russia, and in spite of much criticism from her fellow-emigrees, put me into a very good American school.

After thirteen years in China, I had an opportunity through my brother-in-law, who was English, to go to Palestine to work on the first oil pipe-line being built from Iraq to Palestine and Lebanon. I lived in Palestine and Jordan for some eight years, and my mother came from China to join me there. In Beyrouth, Lebanon, I met and married my wife, Sally, who is part English and part Swedish. Her father, Arthur Plant, is still a very prominent businessman and Honorary Consul General for the Netherlands in Beyrouth. During 1941, when the Germans began to threaten Palestine from two sides, and making a living became very difficult, we suddenly had the opportunity to immigrate to America, ending up in California. After many years of wandering, and four passports - always a foreigner and usually some kind of second-class citizen - I am finally proud to be able to call myself an American. We have two daughters, Nina age 17, and Christine 13 years old. We enclose some very recent photographs of the four of us, which I hope will serve to bring us closer to you.

Unfortunately my lack of sons will bring this branch of our family to an end, particularly since Uncle Arnold's son did not live, and of course my title is not recognized in this country. I have changed my first name to Alec, which is the Anglicized version of the Russian

short form of the name.

I am in the business of constructing homes, apartments, and Motels (motor-hotels) here in California. My partner and I own our own business, and we have done quite well, although the constant pressure of this work is beginning to be somewhat tiring.

It is our hope to visit Europe in 1965 mainly because we would like to broaden our daughters' education, and to give them a stronger feeling of their heritage. Also I have a very strong personal interest in Europe and particularly the Drachenfels Castle, since, in all my wanderings, the only continents I have not been to are Australia and Europe. My wife and I have relatives in England whom we hope to visit, and now that we have found long-lost relatives in Europe the pleasure of our trip will be doubled.!

I am very much looking forward to reading your history of our family and am waiting anxiously for its arrival. My German is no longer good enough for writing, although I was pleasantly surprised at the lack of difficulty I had in translating your letter. Do you still speak Russian? I remember it better than German, since I speak it very often with my Mother.

We are all delighted by this sudden discovery of a relative. We have searched everywhere we have ever been for a Drachenfels, and were beginning to think that maybe we were the last. So please tell us all about your family, and do send us some photographs. Sally, my wife, has asked me to specially convey her warm appreciation of your very nice letter. It is very nice to think that we now have relatives to see and enjoy the Burg Drachenfels with !

You mention having a photo of my father among your papers. If you would kindly send it to us I will return it by the next letter. It will be very much appreciated.

My mother joins me and my family in sending to you and your family best wishes and very warmest regards,

Your cousin,

Alec

Anlage 2 c

Übersetzung des Briefes vom 20. April 1964

20. April 1964

Lieber Fritz,

es war wirklich eine große Freude Deinen warmherzigen und freundlichen Brief zu erhalten. Es gibt soviel zu sagen, daß ich gar nicht weiß, womit ich anfangen soll.

Deine Vermutung, daß ich wohl der Drachenfels bin, den Du gesucht hast, scheint richtig zu ein. Welch ein interessanter Zufall hat sich aus meiner Anfrage wegen einer Besichtigung der Heimstatt unserer Vorfahren ergeben! Nicht nur, daß wir neue Verwandte gefunden haben, sondern darunter sogar einen, der die Geschichte unserer Familie erforscht hat und somit in der Lage sein wird, mir die vielen Fragen zu beantworten, die mich seit Jahren beschäftigt haben. Außerdem hast Du es ermöglicht, daß wir wieder mit meiner Cousine ersten Grades, Vera, Verbindung aufnehmen konnten, die wir vor ungefähr 30 Jahren aus den Augen verloren hatten.

Leider sind meine Kenntnisse über meine Familie sehr lückenhaft. Mein Vater starb als ich 12 Jahre alt war, und ich habe immer gezögert mit meiner Mutter über Dinge zu reden, die bei ihr unschöne Erinnerungen wecken könnten. Übrigens, meine Mutter lebt noch und wohnt glücklicherweise so nah von uns, daß wir sie ständig besuchen können. Sie erzählte mir, daß mein Vater Vettern in Kurland hatte, und wir vermuten, daß Du der Sohn von einem von ihnen bist, was besagen würde, daß Du wahrscheinlich in meinem Alter von 52 Jahren bist.

Wie Du wahrscheinlich weißt, bin ich in Wladiwostok geboren worden. 1920 gingen mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich von Rußland nach Schanghai zu meinem Onkel Arnold, dem Vater von Vera. Der Name meines Vaters war übrigens Werner. Das Leben in Schanghai war sehr schwer, besonders nach dem Tod meines Vaters. Ich besuchte eine französischen Schule und dann für eine kurze Zeit eine deutsche Schule. Meine Mutter erkannte bereits sehr früh, daß wir wohl niemals mehr nach Rußland zurückkehren könnten, gab mich trotz aller Kritik seitens der anderen Emigranten auf eine sehr gute amerikanische Schule.

Nach 13 Jahren in China erhielt ich durch meinen Schwager, der Engländer war, die Möglichkeit, nach Palästina zu gehen und dort an der ersten Pipeline mitzuarbeiten, die vom Irak aus nach Palästina und dem Libanon verlegt wurde. Ich lebte ungefähr acht Jahre in Palästina und Jordanien, und meine Mutter kam aus China zu uns. In Beirut im Libanon lernte ich kennen und heiratete ich meine Frau Sally, die teils englischer, teils schwedischer Abstammung ist. Ihr Vater, Arthur Plant, ist noch immer ein sehr bekannter Geschäftsmann und Honorar-generalkonsul der Niederlande in Beirut. Im Laufe des Jahres 1941, als die Deutsche Wehrmacht begann, Palästina von zwei Seiten zu bedrohen, und dadurch das Leben dort wesentlich erschwerte, ergab sich für uns die Gelegenheit, nach Amerika auszuwandern, wo wir dann in Kalifornien landeten. Nach vielen Jahren der Wanderschaft und mit vier Ausweisen während dieser Zeit, immer ein Ausländer und gewöhnlich eine Art Bürger zweiter Klasse, bin ich jetzt stolz, mich als Amerikaner bezeichnen zu können. Wir haben zwei Töchter, Nina, im Alter von 17 Jahren, und Christine von 13 Jahren. Einige wirklich erst kürzlich gemachte Photos fügen wir in der Hoffnung bei, uns Euch damit etwas näher bringen zu können.

Dadurch, daß ich keinen Sohn habe und insbesondere, da Onkel Arnolds Sohn nicht mehr lebt, wird dieser Zweig unserer Familie mit mir erlöschen. Und natürlich wird mein Titel hier in diesem Land nicht zur Kenntnis genommen. Meinen Vornamen habe ich in Alec gewechselt, was die englische Form, von der russischen Kurzform meines Namens entspricht.

Beruflich baue ich hier in Kalifornien Häuser, Wohnungen und Motels (Auto-Hotels). Mein Partner und ich haben eine eigene Firma, der es bisher recht gut geht, obwohl der ständige Druck in dieser Branche etwas ermüdend zu wirken beginnt.

Wir hoffen 1965 Europa besuchen zu können, besonders weil wir die Bildung unserer Töchter erweitern möchten und ihnen ein stärkeres Empfinden für ihre Abstammung vermitteln möchten. Aber auch ich habe ein großes Interesse an Europa und speziell an der Burg auf dem Drachenfels, da bei all meinem Umherziehen ich die zwei Kontinente Europa und Australien noch nicht gesehen haben. Meine Frau und ich haben Verwandte in England, die wir gerne sehen möchten. Und jetzt, nachdem wir lang verschollene Verwandte in Europa gefundene haben, verdoppelt sich die Freude auf unsere Reise.

Nun bin ich schon richtig begierig, Deine Familiengeschichte lesen zu können und warte sehr ungeduldig auf deren Eintreffen. Meine deutschen Sprachkenntnisse sind nicht mehr gut genug, um in der Sprache zu schreiben, obwohl ich über die geringen Schwierigkeiten beim Übersetzen Deines Briefes erstaunt gewesen bin. Sprichst Du noch Russisch? Ich kann es noch besser als Deutsch, weil ich es sehr oft mit meiner Mutter spreche.

Über die plötzliche Entdeckung von Verwandten sind wir hoch erfreut. Wo immer wir waren, haben wir uns nach einem Drachenfels umgesehen und wollten schon glauben, daß wir möglicherweise die Letzten sind. Daher erzähl uns bitte alles über Deine Familie und schicke uns bitte einige Photos. Meine Frau Sally hat mich gebeten, Dir ihre wärmste Wertschätzung für Deinen lieben Brief zu übermitteln. Es ist zu schön, jetzt zu wissen, daß wir Verwandte besuchen und mit ihnen gemeinsam die Burg Drachenfels sehen werden.

Du erwähntest, daß Du in Deinen Unterlagen ein Photo meines Vaters hättest. Wenn Du es mir freundlicherweise zuschicken würdest, bekommst Du es mit meinem nächsten Brief zurück. Es würde mir sehr viel bedeuten.

Auch im Namen meiner Mutter und meiner Familie sende ich Dir und deiner Familie die besten Wünsche und wärmsten Grüße,

Dein Vetter



Anlage 3

Übersetzung aus dem Englischen eines Auszuges aus einem Brief, geschrieben von Baron Alec Drachenfels an seinen Neffen Baron Heinrich-Jürgen Drachenfels am 26. Juni 1967:

Lieber Jürgen,

.....

Meine Theorie ist es, daß Amerikaner nicht nur in den U.S. selbst geboren werden, sondern überall in der Welt. „Amerikanisch" ist genauso eine geistige Haltung, wie es auch ein Status der Nationalität ist. Ich habe überall Menschen der verschiedensten Nationalitäten und Rassen getroffen, die die Charaktereigenschaften von „amerikanisch" besaßen. Die Aufgeschlossenheit, das direkte unkomplizierte Herangehen an menschliche und technische Probleme, frei von Traditionen oder zu starker Berücksichtigung von gesellschaftlichen Verpflichtungen. Menschen, die an sich denken, klar und geradeaus. Auch Menschen, die fähig sind, sich selbst zu kritisieren und denen dabei kein kleinkarierter Stolz im Wege steht.
Zum größten Teil waren es zunächst solche Menschen, die in dieses Land emigrierten, bei denen, völlig egal, wie die Verhältnisse in ihrem Ursprungsland waren, die Abenteuerlust entscheidend war, mit ihren eigenen Familien, Traditionen, Patriotismus, Regierungsformen, Religion usw. zu brechen. Das waren die meisten, die in die ‚Neue Welt' auszogen. Sehr oft war der tiefere Grund, daß sie sich nicht mit ihrem traditionsgebundenem Leben abfinden konnten. Diese waren für mich keine wirklichen „Amerikaner". Aber auf der anderen Seite hat es Millionen gegeben, die als wirkliche „Amerikaner" geboren worden sind, aber nicht die Chance gehabt haben, hierher zu kommen.

Ich glaube, Du bist einer von diesen Männern. Das ganze Bild Deines persönlichen Erfolgs in Deinem Arbeitsbereich, der es Dir ermöglicht hat, als einer der führenden Lebensmittelchemiker und Erfinder in Deiner Firma anerkannt zu werden, ohne den Vorteil einer über Jahre dauernden höheren Ausbildung genossen zu haben, Deine Wißbegierde, die sofort eine praktikable Lösung sucht, Deine Aufnahmebereitschaft für alles Neue und Revolutionäre, sind typisch für einen amerikanischen Mann.

.....

Als ich nochmals durchlas, was ich hier geschrieben habe, stellte ich fest, daß mich mein Enthusiasmus davon getragen hat und ich mich nicht erdreisten sollte, nicht erbetene Ratschläge zu erteilen. Aber dennoch kann ich diese Überzeugung nicht unerwähnt lassen. Außerdem wäre es eine Freude, zwei weitere Angehörige des Geschlechts der Drachenfels hier in den USA zu haben. Laß mich das noch sagen, solltest Du jemals den Entschluß für eine derartige Veränderung fassen, kannst Du damit rechnen, daß ich alles mir Mögliche für Dich tun werde. .....

In der Hoffnung, Euch eines Tages alle wiederzusehen,
mit den besten Grüßen



Anlage 4

Übersetzung eines Briefes aus dem Englischen, geschrieben von Baron Alec Drachenfels an Baron und Baronin Heinrich-Jürgen und Helga Drachenfels am 4. August 1974:

Liebe Helga und Jürgen,
ich bin traurig, Euch mitteilen zu müssen, daß meine Mutter vorgestern gestorben ist. Sie starb ruhig und ohne leiden zu müssen nachmittags um 16:20 Uhr. Um 13 Uhr war ich noch bei ihr gewesen, sie lag im Koma, wie sie es bereits seit ungefähr zwei Wochen gewesen war. Ungefähr gegen vier erhielten wir einen Anruf vom Hospital mit der Mitteilung, daß ihr Ende wohl bevor steht. Wir eilten los, kamen jedoch zu spät, um sie noch lebend zu sehen. Die Krankenschwester sagte uns, daß sie gerade zu atmen aufgehört habe, ohne Qual und ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Obwohl wir seit langem hierauf vorbereitet waren, ist es dennoch sehr traurig, und diese Endgültigkeit kam wie ein Schock über uns.

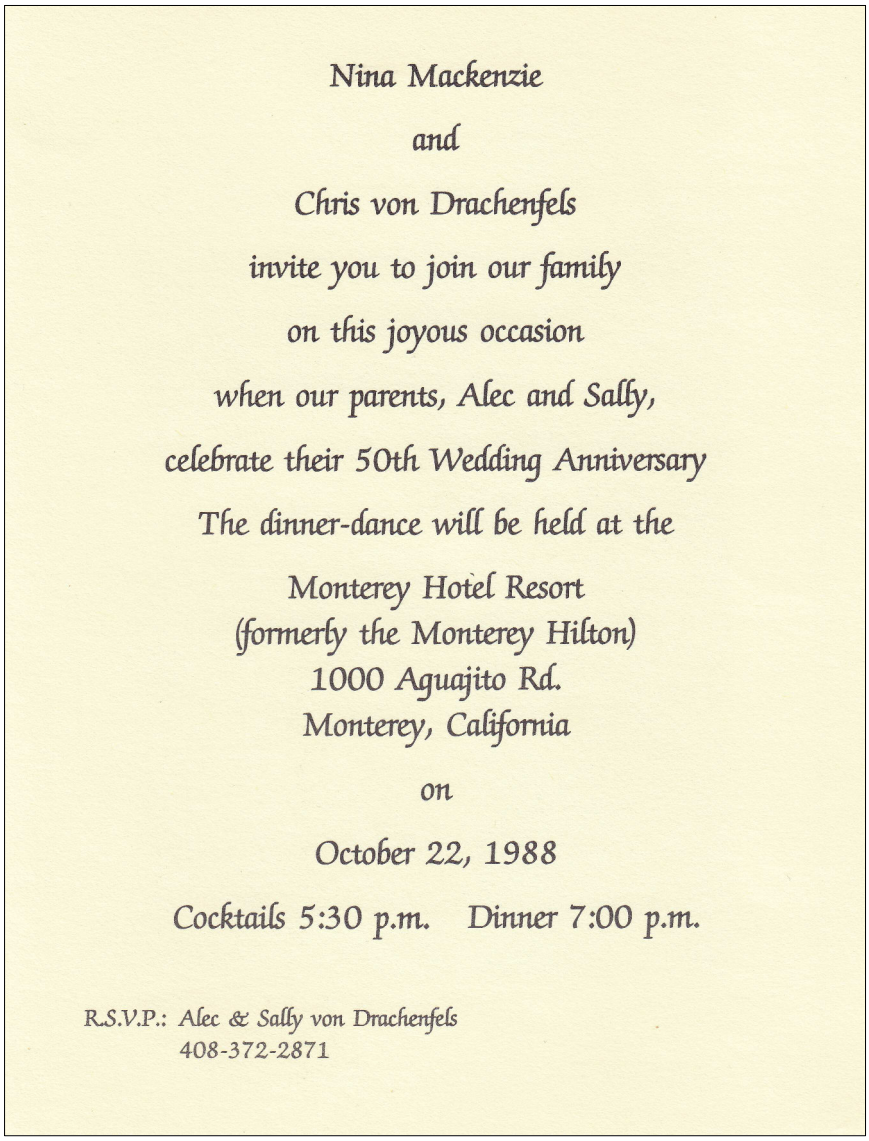
Morgen werden wir eine kleine Trauerfeier abhalten, nur für die Familie und für einige ihrer besten Freunde. Ihrem Wunsch entsprechend, wird sie dann eingeäschert, und die Urne wird dann auf dem Friedhof von Monterey beerdigt. Der Friedhof ist sehr hübsch und ganz in der Nähe unseres Hauses.

Ansonsten geht es uns allen gut. Bitte entschuldigt diesen so kurzen Brief, aber ich muß jetzt so vielen schreiben.

Euch und Euren Kindern senden wir die besten Wünsche. Ich werde Euch mehr Einzelheiten berichten, sobald ich etwas mehr Zeit habe,



Anlage 5



Nina Mackenzie

and

Chris von Drachenfels

invite you to join our family

on this joyous occasion

when our parents, Alec and Sally,

celebrate their 50th Wedding Anniversary

The dinner-dance will be held at the

Monterey Hotel Resort
(formerly the Monterey Hilton)
1000 Aguajito Rd.
Monterey, California

on

October 22, 1988

Cocktails 5:30 p.m. Dinner 7:00 p.m.

R.S.V.P.: Alec & Sally von Drachenfels
408-372-2871

Die Adoptivtöchter Nina und Chris laden zur Feier der Goldenen Hochzeit ihrer Eltern ein

Anlage 6

Übersetzung eines Ausschnitts aus einer Weihnachtskarte desselben Jahres 1988 von Baron Alec Drachenfels an Baron und Baronin Heinrich-Jürgen und Helga Drachenfels:

Lieber Jürgen, liebe Helga,
....

Die Jubiläumsfeier mit dem Essen, der Tanzkapelle, viel Champagner und alten, guten Freunden war der Höhepunkt des Jahres 1988. Es war ein wunderbares, fröhliches und lustiges Ereignis, das wir niemals vergessen werden
....

Sally ist nicht ganz bei Bewußtsein. Sie erhält eine stärkere Chemotherapie, von der wir uns erhoffen, daß sie dazu beiträgt, den Krebs unter Kontrolle zu bekommen. Sie hat ihre guten und ihre nicht so guten Tage.
....

In Liebe



Anlage 7 a

A. VON DRACHENFELS

RESIDENCE: 1342 CASTRO COURT, MONTEREY, CALIF. 93940

Dear Jürgen and Helga 3/20/89

Sally passed away on the 13th of March, four days after your visit. Ilmia and Chris stayed with me to the end. We took care of her needs at midnight and Ilmia checked her at 2:30 a.m. and saw no change. I got up at about 2:55 and found that she was no longer breathing.

Her face was in repose and she had not moved at all, so it was obvious that she died without any suffering. It was a relief to all of us and mostly, of course to Sally.

We will have a memorial service this coming Wednesday. I wish you all could be here with us but we have to be satisfied that you will be in spirit only.

I am sending to you under separate cover a very old bracelet that has been handed down in one branch of the family to the wife of the eldest son. Its value is mostly sentimental, but it is very beautiful with a crown with seven points denoting that it is to be worn by a baroness. I would like Helga to have it and it should eventually go to Renate.

Our best regards to all of you in Germany and we hope you will have a happy Easter celebration.

Alla

P.S. Please inform Ilmia and tell her I will write to her soon.

Anlage 7 b

Übersetzung eines Briefes vom 20. März 1989 von Baron Alec Drachenfels an Baron und Baronin Heinrich-Jürgen und Helga Drachenfels:

Lieber Jürgen, liebe Helga,

am 13. März ist Sally gestorben, vier Tage nach Eurem Besuch. Nina und Chris waren bis zu ihrem Ende bei mir. Wir hatten sie um Mitternacht noch mit allem Nötigen versorgt und Nina hatte dann um 2:30 nochmals nach ihr gesehen. Um 2:55 stand ich auf und stellte fest, daß sie nicht mehr atmete.

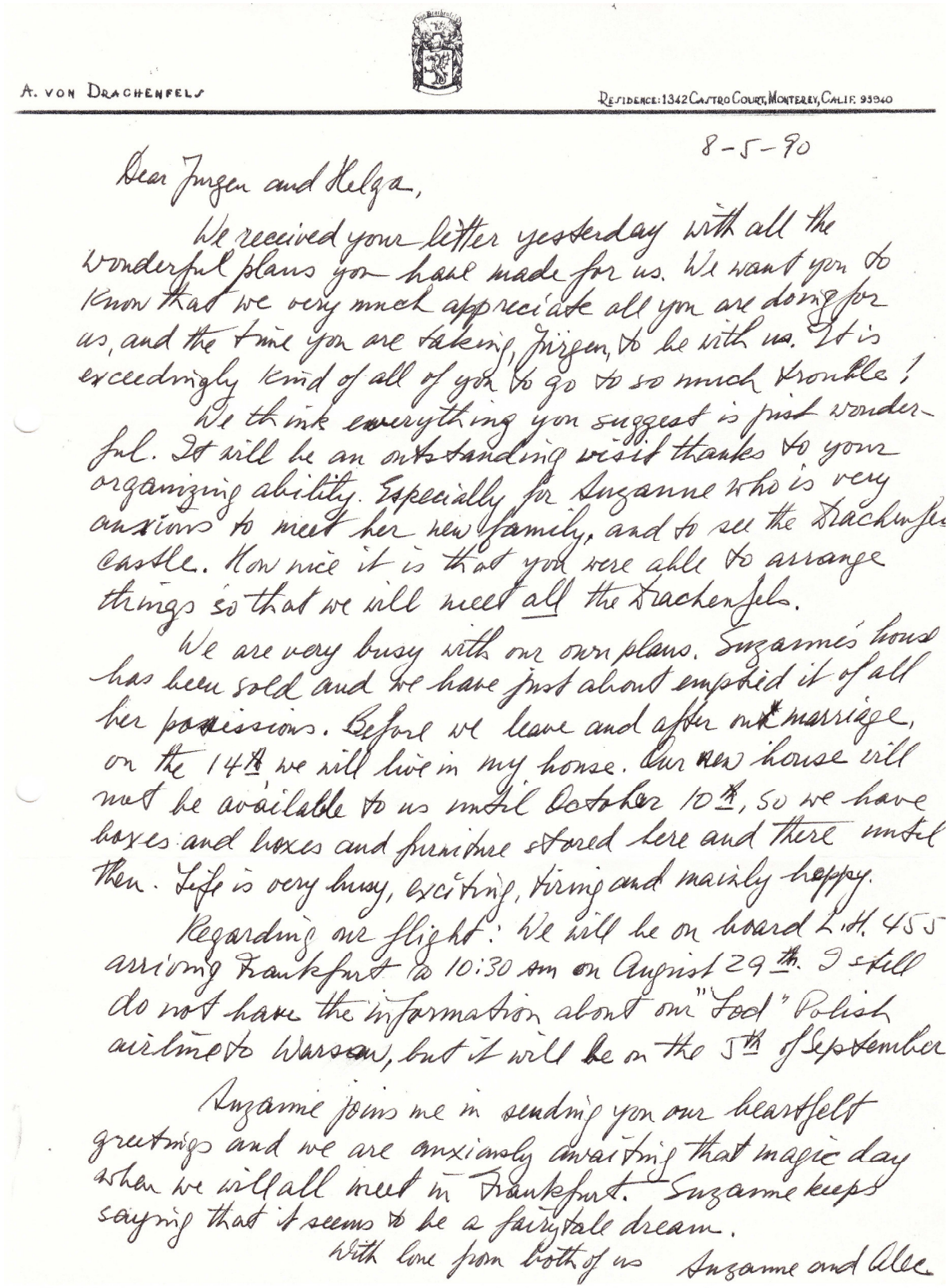
Ihr Gesicht war entspannt und sie hatte sich nicht ein bißchen bewegt. Es war also offensichtlich, daß sie ohne jedes Leiden gestorben ist. Das war für uns alle eine Erleichterung, besonders natürlich für Sally. Nächsten Mittwoch wird die Beerdigungsfeier stattfinden. Ich wünschte mir, Ihr könntet hier bei uns sein, aber wir müssen uns damit abfinden, daß Ihr es nur in Gedanken sein könnt.

Ich schicke Euch in einem separaten Umschlag ein sehr altes Armband, welches in unserem Familienzweig stets der Ehefrau des ältesten Sohnes vererbt wurde. Es hat hauptsächlich einen sentimentalen Wert, ist aber sehr schön mit einer siebenzackigen Krone, ein Zeichen, daß es von einer Baronin getragen wird. Ich möchte, daß Helga es bekommt und es sollte dann möglicherweise an Renate weitergegeben werden.

Euch allen in Deutschland die besten Grüße in der Hoffnung, Ihr habt eine frohes Osterfest.



Anlage 8 a



A. VON DRACHENFELS

RESIDENCE: 1342 CASTRO COURT, MONTEREY, CALIF. 93940

8-5-90

Dear Jurgen and Helga,

We received your letter yesterday with all the wonderful plans you have made for us. We want you to know that we very much appreciate all you are doing for us, and the time you are taking, Jurgen, to be with us. It is exceedingly kind of all of you to go to so much trouble!

We think everything you suggest is just wonderful. It will be an outstanding visit thanks to your organizing ability. Especially for Suzanne who is very anxious to meet her new family, and to see the Drachenfels castle. How nice it is that you were able to arrange things so that we will meet all the Drachenfels.

We are very busy with our own plans. Suzanne's house has been sold and we have just about emptied it of all her possessions. Before we leave and after our marriage, on the 14th we will live in my house. Our new house will not be available to us until October 10th, so we have boxes and boxes and furniture stored here and there until then. Life is very busy, exciting, tiring and mainly happy.

Regarding our flight: We will be on board Lufthansa 455 arriving Frankfurt at 10:30 am on August 29th. I still do not have the information about our "food" Polish airline to Warsaw, but it will be on the 5th of September.

Suzanne joins me in sending you our heartfelt greetings and we are anxiously awaiting that magic day when we will all meet in Frankfurt. Suzanne keeps saying that it seems to be a fairytale dream.

With love from both of us Suzanne and Alec

Anlage 8 b

Übersetzung eines Briefes vom 5. August 1990 von Baron und Baronin Alec und Suzanne Drachenfels an Baron und Baronin Heinrich-Jürgen und Helga Drachenfels:

Lieber Jürgen, liebe Helga,

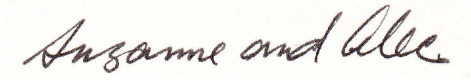
gestern erhielten wir Euren Brief mit den wunderbaren Plänen, die Ihr für uns gemacht habt. Es liegt uns daran, Euch wissen zu lassen, daß wir sehr dankbar für alles sind, was Ihr für uns macht, und für Die Zeit, Jürgen, die Du Dir für uns nimmst. Für die viele Mühe, die Ihr Euch um uns macht, sind wir Euch wirklich sehr dankbar.
Wir sind der Ansicht, daß alle Eure Vorstellungen sehr gut sind. Dank Eures organisatorischen Talents wird es ein großartiger Besuch werden. Besonders für Suzanne, der es sehr daran gelegen ist, ihre neue Familie kennenzulernen und die Drachenburg zu sehen. Wie nett von Euch, alles so arrangiert zu haben, daß wir wirklich alle Drachenfels treffen werden.

Wir sind sehr mit unseren Plänen beschäftigt. Suzannes Haus ist verkauft und wir haben es bereits fast leer geräumt. Die Zeit bevor wir abreisen und nach unserer Hochzeit am 14. werden wir in meinem Haus leben. Unser neues Haus steht uns bis zum 10. Oktober noch nicht zur Verfügung, so haben wir bis dahin jede Menge Kartons und die Möbel hier und da untergestellt. Unser Leben ist geschäftig, aufregend, anstrengend und im Wesentlichen fröhlich.

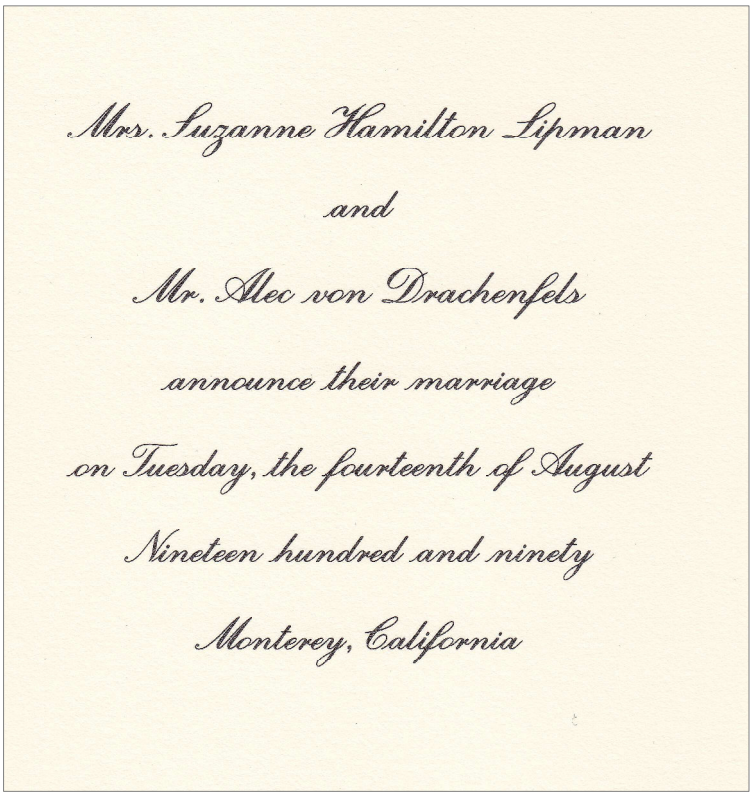
Unseren Flug betreffend: Wir fliegen mit LH Flug Nr. 455 und kommen am 29. August um 10:30 Uhr in Frankfurt an. Ich habe immer noch nicht die Informationen über den Flug mit der polnischen Fluggesellschaft „Lod“ nach Warschau, es wird aber am 5. September sein.

Suzanne und ich senden Euch unsere herzlichen Grüße. Wir erwarten ungeduldig den magischen Tag, an dem wir uns alle in Frankfurt treffen werden. Suzanne läßt Euch sagen, daß es ihr wie ein Traum von einem Märchen vorkommt.

Mit Liebe von uns beiden



Anlage 9


Mrs. Suzanne Hamilton Lipman

and

Mr. Alec von Drachenfels

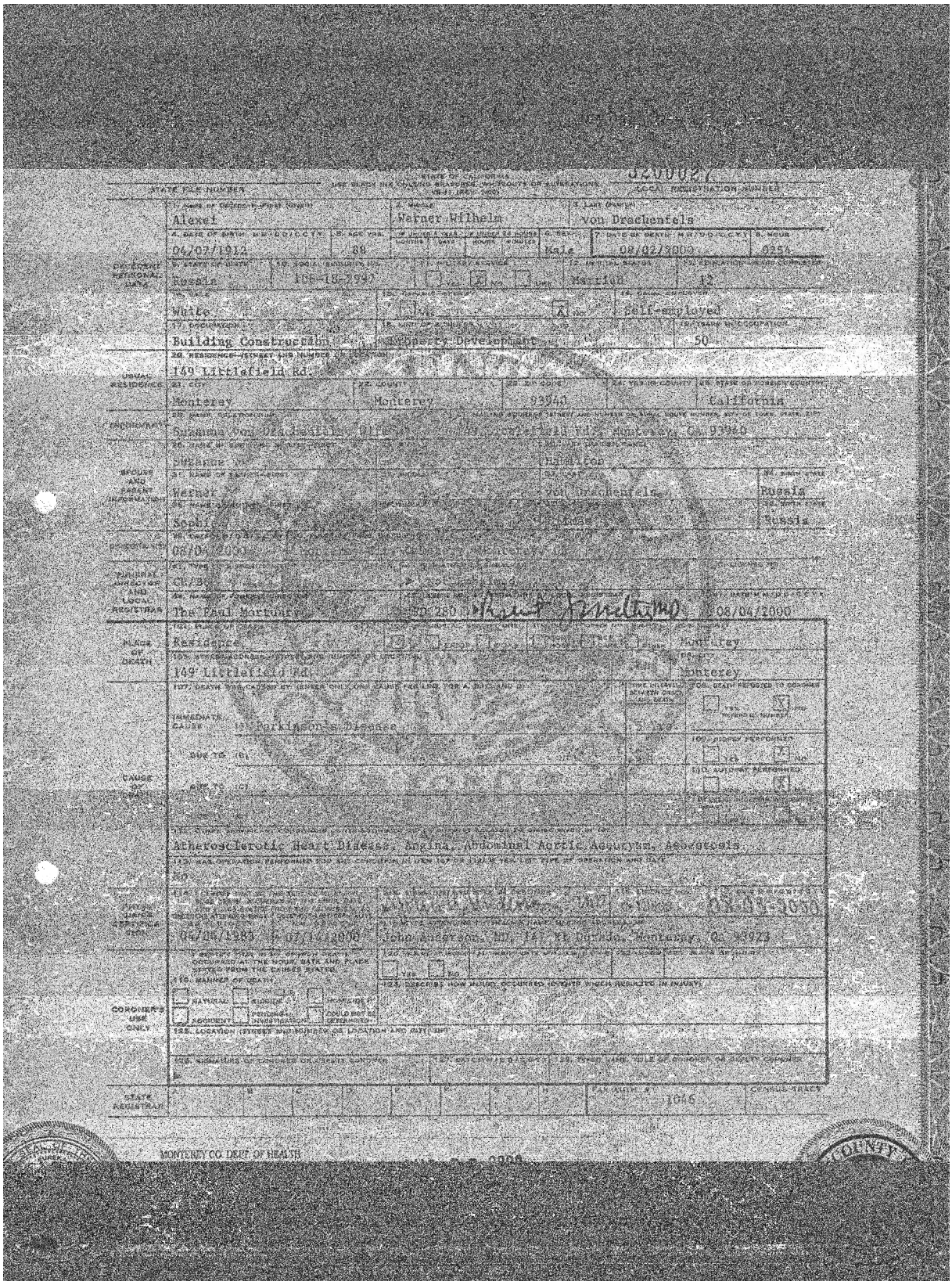
announce their marriage

on Tuesday, the fourteenth of August

Nineteen hundred and ninety

Monterey, California

Anlage 10



STATE OF CALIFORNIA
USE BLACK INK ONLY NO ERASURES, WHITEOUTS OR ALTERATIONS
VS-11 (REV. 1/00)

STATE FILE NUMBER — LOCAL REGISTRATION NUMBER: 3200027

DECEDENT PERSONAL DATA

1. NAME OF DECEDENT—FIRST (GIVEN): Alexei	2. MIDDLE: Werner Wilhelm	3. LAST (FAMILY): von Drachenfels		
4. DATE OF BIRTH: M-D-D-C-C-Y-Y: 04/07/1912	5. AGE: 88	6. SEX: Male	7. DATE OF DEATH: M-D-D-C-C-Y-Y: 08/02/2000	8. HOUR: 0254
9. STATE OF BIRTH: Russia	10. SOCIAL SECURITY NO.: 106-18-2942	11. MILITARY SERVICE: [ ] Yes [X] No [ ] Unk	12. MARITAL STATUS: Married	13. EDUCATION—LEVEL COMPLETED: 12
14. RACE: White	15. HISPANIC—SPECIFY: [ ] Yes [X] No	16. USUAL EMPLOYER: Self-employed		
17. OCCUPATION: Building Construction	18. KIND OF BUSINESS: Property Development	19. YEARS IN OCCUPATION: 50		

USUAL RESIDENCE

20. RESIDENCE—(STREET AND NUMBER OR LOCATION): 149 Littlefield Rd.				
21. CITY: Monterey	22. COUNTY: Monterey	23. ZIP CODE: 93940	24. YRS IN COUNTY:	25. STATE OR FOREIGN COUNTRY: California

INFORMANT

26. NAME, RELATIONSHIP: Susanna von Drachenfels, Wife	27. MAILING ADDRESS (STREET AND NUMBER OR RURAL ROUTE NUMBER, CITY OR TOWN, STATE, ZIP): 149 Littlefield Rd., Monterey, CA 93940

SPOUSE AND PARENT INFORMATION

28. NAME OF SURVIVING SPOUSE—FIRST: Suzanne	29. MIDDLE:	30. LAST (FAMILY NAME): Hamilton	
31. NAME OF FATHER—FIRST: Werner	32. MIDDLE:	33. LAST: von Drachenfels	34. BIRTH STATE: Russia
35. NAME OF MOTHER—FIRST: Sophie	36. MIDDLE:	37. LAST: Adams	38. BIRTH STATE: Russia

DISPOSITION

39. DATE (M-D-D-C-C-Y-Y): 08/04/2000	40. PLACE OF DISPOSITION: Monterey, CA

FUNERAL DIRECTOR AND LOCAL REGISTRAR

41. TYPE OF ESTABLISHMENT: CR/B	42. NAME OF FUNERAL DIRECTOR: Not Embalmed	43. LICENSE NO.:	44. DATE (M-D-D-C-C-Y-Y):
45. NAME OF FUNERAL DIRECTOR: The Paul Mortuary	46. LICENSE NO.: FD 280	47. LOCAL REGISTRAR: [signature]	48. DATE (M-D-D-C-C-Y-Y): 08/04/2000

PLACE OF DEATH

101. PLACE OF DEATH: Residence	102. SPECIFIC ADDRESS: [X] Yes [ ] Hosp. [ ] Hosp.	103. INSIDE CORPORATE LIMITS: [ ] Yes [ ] No [ ] Unk	104. COUNTY: Monterey
105. STREET ADDRESS (STREET AND NUMBER OR LOCATION): 149 Littlefield Rd.			106. CITY: Monterey

CAUSE OF DEATH

107. DEATH WAS CAUSED BY: (ENTER ONLY ONE CAUSE PER LINE FOR A, B, C, AND D)	TIME INTERVAL BETWEEN ONSET AND DEATH	108. DEATH REPORTED TO CORONER: [ ] Yes [X] No
IMMEDIATE CAUSE: Parkinson's Disease	5 Yrs.	109. DISPLAY PERFORMED: [ ] Yes [X] No
DUE TO (B)		110. AUTOPSY PERFORMED: [ ] Yes [X] No
DUE TO (C)		111. AUTOPSY PERFORMED: [ ] Yes [X] No
DUE TO (D)		

112. OTHER SIGNIFICANT CONDITIONS CONTRIBUTING TO DEATH BUT NOT RELATED TO CAUSE GIVEN IN 107: Atherosclerotic Heart Disease, Angina, Abdominal Aortic Aneurysm, Asbestosis

113. WAS OPERATION PERFORMED FOR ANY CONDITION IN ITEM 107 OR 112 IN YEAR LIST TYPE OF OPERATION AND DATE: No

PHYSICIAN'S CERTIFICATION

114. CERTIFY THAT IN THE TERMS OF MY BEST KNOWLEDGE AND BELIEF, DEATH OCCURRED AT THE HOUR, DATE AND PLACE STATED FROM THE CAUSES STATED	115. SIGNATURE OF PERSON	116. LICENSE NO.: [illegible]	117. DATE SIGNED: 08-03-2000
118. DATE OF DEATH: 04/05/1983	119. DATE OF DEATH: 07/14/2000	120. NAME, ADDRESS, ATTENDING PHYSICIAN'S NAME, MAILING ADDRESS: John Anderson, MD, 147 Mt Durkin, Monterey, CA 93923	

CORONER'S USE ONLY

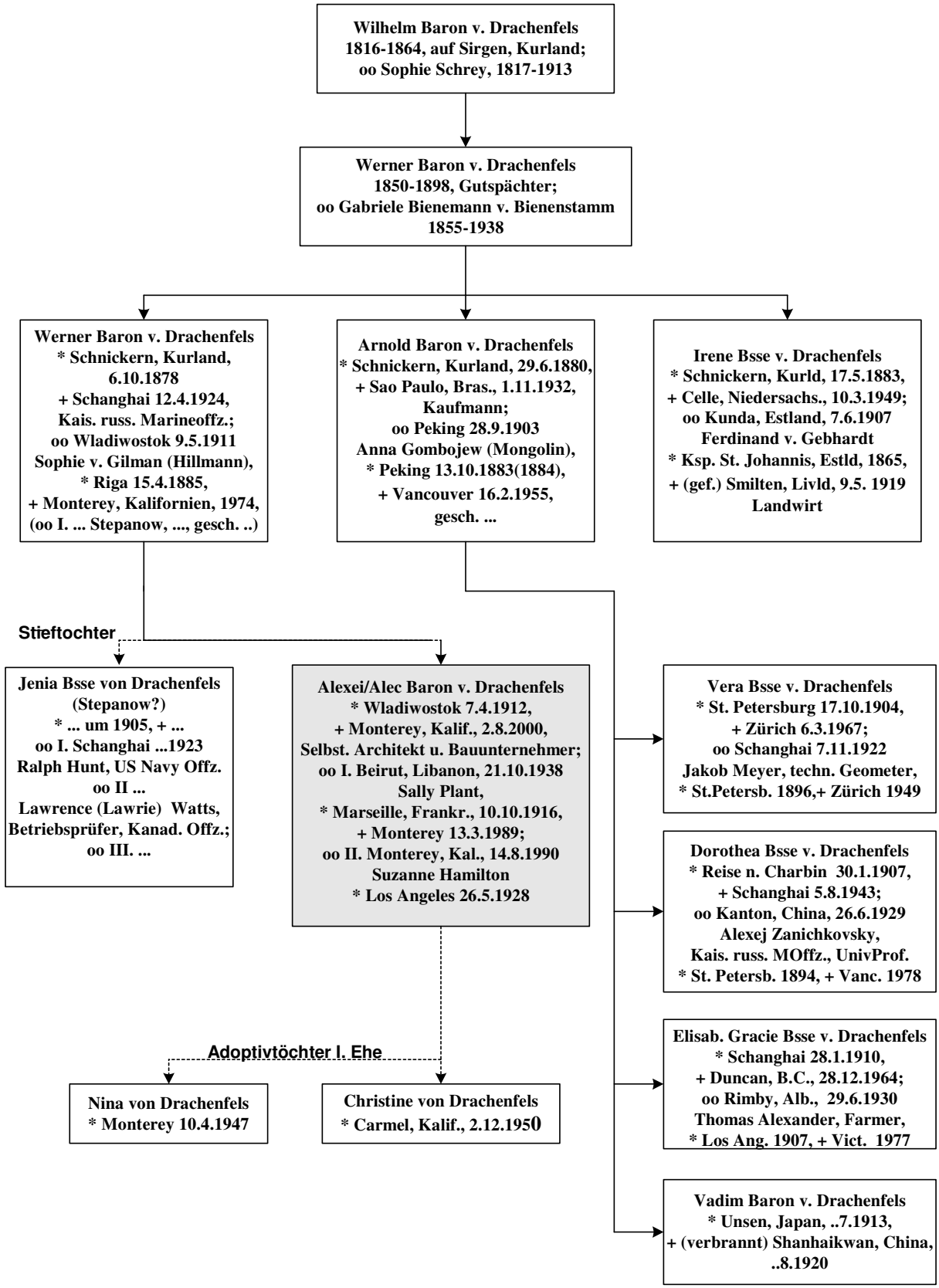
121. I CERTIFY THAT IN MY OPINION DEATH OCCURRED AT THE HOUR, DATE AND PLACE STATED FROM THE CAUSES STATED	122. NAME OF ATTENDING PHYSICIAN'S NAME	123. NAME OF ATTENDING PHYSICIAN'S NAME	124. DATE OF DEATH
115. MANNER OF DEATH: [ ] NATURAL [ ] SUICIDE [ ] HOMICIDE [ ] ACCIDENT [ ] PENDING INVESTIGATION [ ] COULD NOT BE DETERMINED	124. DESCRIBE HOW INJURY OCCURRED (EVENTS WHICH RESULTED IN INJURY):		
125. LOCATION (STREET AND NUMBER OR LOCATION AND CITY, ZIP):			
126. SIGNATURE OF CORONER OR DEPUTY CORONER	127. DATE (M-D-D-C-C-Y-Y)	128. TYPED NAME, TITLE OF CORONER OR DEPUTY CORONER	

STATE REGISTRAR — A B C D E F G H — FAX MUTN. #: 1046 — CENSUS TRACT

MONTEREY CO. DEPT. OF HEALTH

Sterbeurkunde von Baron Alec v. Drachenfels

Anlage 11


Wilhelm Baron v. Drachenfels
1816-1864, auf Sirgen, Kurland;
oo Sophie Schrey, 1817-1913
Werner Baron v. Drachenfels
1850-1898, Gutspächter;
oo Gabriele Bienemann v. Bienenstamm
1855-1938
Werner Baron v. Drachenfels
* Schnickern, Kurland,
6.10.1878
+ Schanghai 12.4.1924,
Kais. russ. Marineoffz.;
oo Wladiwostok 9.5.1911
Sophie v. Gilman (Hillmann),
* Riga 15.4.1885,
+ Monterey, Kalifornien, 1974,
(oo I. ... Stepanow, ..., gesch. ..)
Arnold Baron v. Drachenfels
* Schnickern, Kurland, 29.6.1880,
+ Sao Paulo, Bras., 1.11.1932,
Kaufmann;
oo Peking 28.9.1903
Anna Gombojew (Mongolin),
* Peking 13.10.1883(1884),
+ Vancouver 16.2.1955,
gesch. ...
Irene Bsse v. Drachenfels
* Schnickern, Kurld, 17.5.1883,
+ Celle, Niedersachs., 10.3.1949;
oo Kunda, Estland, 7.6.1907
Ferdinand v. Gebhardt
* Ksp. St. Johannis, Estld, 1865,
+ (gef.) Smilten, Livld, 9.5. 1919
Landwirt
Stieftochter
Jenia Bsse von Drachenfels
(Stepanow?)
* ... um 1905, + ...
oo I. Schanghai ...1923
Ralph Hunt, US Navy Offz.
oo II ...
Lawrence (Lawrie) Watts,
Betriebsprüfer, Kanad. Offz.;
oo III. ...
Alexei/Alec Baron v. Drachenfels
* Wladiwostok 7.4.1912,
+ Monterey, Kalif., 2.8.2000,
Selbst. Architekt u. Bauunternehmer;
oo I. Beirut, Libanon, 21.10.1938
Sally Plant,
* Marseille, Frankr., 10.10.1916,
+ Monterey 13.3.1989;
oo II. Monterey, Kal., 14.8.1990
Suzanne Hamilton
* Los Angeles 26.5.1928
Vera Bsse v. Drachenfels
* St. Petersburg 17.10.1904,
+ Zürich 6.3.1967;
oo Schanghai 7.11.1922
Jakob Meyer, techn. Geometer,
* St.Petersb. 1896,+ Zürich 1949
Dorothea Bsse v. Drachenfels
* Reise n. Charbin 30.1.1907,
+ Schanghai 5.8.1943;
oo Kanton, China, 26.6.1929
Alexej Zanichkovsky,
Kais. russ. MOffz., UnivProf.
* St. Petersb. 1894, + Vanc. 1978
Elisab. Gracie Bsse v. Drachenfels
* Schanghai 28.1.1910,
+ Duncan, B.C., 28.12.1964;
oo Rimby, Alb., 29.6.1930
Thomas Alexander, Farmer,
* Los Ang. 1907, + Vict. 1977
Vadim Baron v. Drachenfels
* Unsen, Japan, ..7.1913,
+ (verbrannt) Shanhaikwan, China,
..8.1920
Adoptivtöchter I. Ehe
Nina von Drachenfels
* Monterey 10.4.1947
Christine von Drachenfels
* Carmel, Kalif., 2.12.1950

Anlage 12

Bildnachweise

Titelblatt 1: Privatarchiv Baron Wolther v. Drachenfels, Bonn
Titelblatt 2 u. 3: Westermanns Monatsheft Altlas
Titelblatt 4: Privatarchiv Henry Popp, Kanada

Baron Wolf v. Buchholtz, Seevetal: Seite III
Bundesarchiv: Seite 208 (Bild 134-B2410/CC-BY-SA)
Diercke Weltatlas 1974: Seiten 33,208, 261
Baron Heinrich-Jürgen v. Drachenfels, Langenhagen, Privatarchiv: Seiten IV, 313, 313
Baron Wolther v. Drachenfels, Bonn, Privatarchiv: Seiten 8, 47, 120, 145, 168, 199, 205, 314
Google-Bilder: Seiten 210, 243, 268, 271
Klas Lackschewitz: Seite VII
Henry Popp, Kanada, Privatarchiv: Seiten 59, 64, 65
Wikipedia: Seiten 1, 40, 53, 54, 55, 56, 212, 220, 252, 255, 257, 283, 304, 311

Westermanns Monatsheft-Atlas

Kleinasien

Karte Nr. 20



IN MEMORIAM

